

Peter Ernst

utb.

Deutsche Sprachgeschichte

3. Auflage

basics



Biblia: Das ist:
Die gantz Heilige
Schrift: Deutsch
Nuffs New zugericht.
D. Mart. Luth.
Begnadet

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto
facultas · Wien
Wilhelm Fink · Paderborn
Narr Francke Attempto Verlag / expert verlag · Tübingen
Haupt Verlag · Bern
Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn
Mohr Siebeck · Tübingen
Ernst Reinhardt Verlag · München
Ferdinand Schöningh · Paderborn
transcript Verlag · Bielefeld
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlag · München
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen
Waxmann · Münster · New York
wbv Publikation · Bielefeld
Wochenschau Verlag · Frankfurt am Main



Biblia: das ist:

Die gantze Heilige
Schrift: Deutsch

Auffs New zugericht.

D. Mart. Luth.

Begnadet mit Rür-
fürslicher zu Sachsen-Freiheit.

Gedruckt zu Witten-
berg / Durch Hans Lufft.

M. D. XLI.

basics

Peter Ernst

Deutsche Sprach- geschichte

Eine Einführung in die
diachrone Sprachwissenschaft
des Deutschen

3. Auflage

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Ernst lehrt Germanistische
Sprachwissenschaft am Institut für Germanistik der Universität Wien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://d-nb.de> abrufbar.

3., vollständig aktualisierte Auflage 2021
© 2005 Facultas Verlags- und Buchhandels AG
facultas Verlag, Stolberggasse 26, 1050 Wien, Österreich
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
Satz: grafzyx.com, Wien
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany

ISBN 978-3-8252-5532-9
ISBN 978-3-8385-5532-4 (Online-Leserecht)

Vorwort zur 3. Auflage

Die freundliche Aufnahme meines Buches hat eine dritte Auflage notwendig gemacht. Der Text wurde in seinen Grundzügen beibehalten, jedoch durchgehend aktualisiert, wenn notwendig gestrafft und durch zusätzliche Ausführungen erweitert. Ich hoffe, dass seine Benutzbarkeit weiterhin gegeben ist. Es bleibt der Zweck dieses Buches, erste Einblicke in das Thema Deutsche Sprachgeschichte zu geben und Lust auf weitere Beschäftigung damit zu machen. Ich danke dem Verlag facultas für die wie immer vorzügliche und angenehme Zusammenarbeit, besonders mit Frau Mag. Sabine Kruse und Frau Mag. Sandra Illibauer-Aichinger, sowie grafzyx für die bewährte grafische Umsetzung. Alle Fehler und Unzulänglichkeiten beanspruche ich für mich.

Wien, im Juli 2020

Peter Ernst

Aus dem Vorwort zur 2. Auflage

Mein Bemühen galt, die zweite Auflage dieses Buches von Fehlern zu reinigen, aber die Grundstruktur des Werkes beizubehalten. Es wendet sich an alle Interessierten, die einen ersten Eindruck vom Fachgebiet der Deutschen Sprachgeschichte und ihren Problemen erhalten wollen, und soll keinesfalls die vielen großartigen Einführungen, die es bereits gibt und die größtenteils auch genannt sind, ersetzen. Wertvolle Hinweise verdanke ich Hildegard Bokovář, Leopold Hellmuth, Jürgen Macha und Anna Wolanska-Köller. Ich danke insbesondere Sabine Kruse und Sandra Illibauer-Aichinger vom Verlag facultas.wuv sowie dem Grafikstudio grafzyx für die wie immer äußerst angenehme Zusammenarbeit.

Wien, im Dezember 2011

Peter Ernst

Aus dem Vorwort zur 1. Auflage

Nachdem im Frühjahr 2004 in der Reihe UTB basics meine „Germanistische Sprachwissenschaft“ (UTB 2541), die den synchronen Zugang der Sprachwissenschaft zum Phänomen Sprache zum

Inhalt hat, erschienen ist, wird mit dem vorliegenden Werk die Diachrone Sprachwissenschaft oder Historische Linguistik abgehandelt. Beide Bücher sind als zusammengehörige Einheit konzipiert und ergänzen einander. Es wird dem Leser daher ans Herz gelegt, auch den synchronen Teil zu lesen, insbesondere da dort grundlegende Termini wie *Graphem* und *Phonem*, auf die in der vorliegenden Darstellung referiert wird, sowie ein Leitfaden zur Wissenschaftsgeschichte der Linguistik vorgestellt werden.

Die vorliegende Sprachgeschichte ist in ihrer Anlage traditionell. Das bedeutet, dass nur präsentiert wird, was als allgemeine Lehrmeinung akzeptiert ist. Auf Probleme oder neue Forschungsansätze wird an geeigneten Stellen hingewiesen. Der Text versteht sich, wie schon meine „Germanistische Sprachwissenschaft“, als grober Überblick, auf dem die weitere Beschäftigung mit Sprachgeschichte aufgebaut werden kann und soll. Sein Umfang umfasst ziemlich genau jene Stoffmenge, die man in zwei Semestern behandeln kann. Es versteht sich von selbst, dass eine Einführung nicht sämtliche Fakten in einer lückenlosen Darstellung präsentieren kann, sondern dass eine subjektive Auswahl getroffen werden musste, die dem Leser eine erste Vorstellung von der deutschen Sprachgeschichte geben und ihn zur weiteren systematischen Beschäftigung mit dem Thema verleiten soll.

Ich widme dieses Buch meinem Sohn Albert.

Wien, im Juli 2004

Peter Ernst

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	9
1.1	Erscheinungsformen der deutschen Sprache	10
1.1.1	Sprachgeschichte, Dialektologie und Namenkunde	
	13 – 1.1.2 Periodisierung	15
1.2	Methoden der Sprachgeschichtsschreibung	20
1.2.1	Sprache als Organismus	20
1.2.2	Stammbaumtheorie	21
1.2.3	Wellentheorie	23
1.2.4	Substrattheorie	24
1.2.5	Strukturalismus	25
1.2.6	Entfaltungstheorie	26
1.2.7	Pragmatik	27
1.2.8	Generative Sprachauffassung	28
1.3	Der Sprachwandel und seine Beschreibung	28
1.3.1	Außersprachliche Faktoren des Sprachwandels	30
1.3.2	Innersprachliche Faktoren des Sprachwandels	33
2	Vorgeschichte des Deutschen	39
2.1	Indogermanisch	40
2.1.1	Das indogermanische „Urvolk“	40
2.1.2	Die indogermanische Sprachstruktur	47
2.1.3	Der Ablaut	47
2.1.4	Alteuropäische Hydronymie	51
2.2	Germanisch	53
2.2.1	Ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen	54
2.2.2	Runen	61
2.2.3	Merkmale der germanischen Sprachen	64
2.2.4	Veränderungen im Germanischen	68
3	Althochdeutsch	75
3.1	Die Geburt einer neuen Sprache	76
3.1.1	Die wichtigsten Schreiborte im Althochdeutschen	79
3.1.2	Wortschatz	83
3.2	Sprachliche Entwicklungen	88
3.2.1	Vokalische Veränderungen vom Germanischen zum Althochdeutschen	88
3.2.2	Konsonantische Veränderungen vom Germanischen zum Althochdeutschen	92
4	Mittelhochdeutsch	99
4.1	Historisch-kulturelle Voraussetzungen	101
4.1.1	Das Rittertum	102
4.1.2	Die Ostkolonisation	106
4.1.3	Die Entwicklung der Städte	108

4.2	Sprachliche Charakteristik	113
4.2.1	Vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen 118 – 4.2.2 Die höfische Kultur 120 – 4.2.3 Die deutsche Volkspredigt 122 – 4.2.4 Die Sprache der Mystik 124 – 4.2.5 Die Sprache des Handels und des Bankwesens 125 – 4.2.6 Das Mittelniederdeutsche 129	
5	Frühneuhochdeutsch	133
5.1	Innersprachliche Entwicklungen.....	134
5.1.1	Sprachliche Auswahlprozesse 136 – 5.1.2 Phonetisch- phonologische Entwicklungen 138 – 5.1.3 Morphologische Entwicklungen 144 – 5.1.4 Syntaktische Entwicklungen 149 – 5.1.5 Frühneuhochdeutsche Textsorten 152	
5.2	Außersprachliche Entwicklungen	154
5.2.1	Ausbreitung und Bedeutung des Buchdrucks 154 –	
5.2.2	Die sprachhistorische Bedeutung MARTIN LUTHERS 159	
6	Neuhochdeutsch	173
6.1	Auf der Suche nach einer Norm.....	174
6.1.1	Zur Sprachsituation in der frühen Neuzeit 174 –	
6.1.2	Die Sprachgesellschaften 178 – 6.1.3 Wörterbücher und Grammatiken vom 17. bis ins 19. Jahrhundert 185	
6.2	Das 19. Jahrhundert	193
6.2.1	Die Rolle der Schriftsteller 193 – 6.2.2 Die Sprache der Klassik 197 – 6.2.3 Politische Sprache 201	
7	Von etwa 1875 bis heute	209
7.1	Sprachliche Vereinheitlichungsbestrebungen	210
7.1.1	Zur Sprachsituation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts 210 – 7.1.2 Neue Voraussetzungen 214 –	
7.1.3	Technisch-medizinischer Wortschatz 217 – 7.1.4 Der Purismus des 19. Jahrhunderts 220 – 7.1.5 Auf dem Weg zur Norm 223 – 7.1.6 Die Sprache des Faschismus 228	
7.2	Die deutsche Sprache nach 1945	233
7.2.1	„DDR-Deutsch“ 234 – 7.2.2 Ausblick 236	
	Anhang.....	242
	Lösungen.....	242
	Literatur	247
	Abkürzungsverzeichnis	252
	Abbildungsnachweis	253
	Stichwortverzeichnis	254

Einleitung

1

Inhalt

- 1.1 Erscheinungsformen der deutschen Sprache
Der deutsche Sprachraum in der Gegenwart
Sprachgeschichte, Dialektologie und Namenkunde
GEORG WENKER und der Deutsche Sprachatlas
Periodisierung
- 1.2 Methoden der Sprachgeschichtsschreibung
Sprache als Organismus
Stammbaumtheorie
Wellentheorie
Substrattheorie
Strukturalismus
Entfaltungstheorie
Pragmatik
Generative Sprachauffassung
- 1.3 Der Sprachwandel und seine Beschreibung
Sprachliche Ebenen
Außer- und innersprachliche Faktoren des Sprachwandels
Das ZIPF'sche Gesetz
Lautwandel und Lautersatz

1.1 | Erscheinungsformen der deutschen Sprache

Die deutsche Sprache in ihrem Sprachsystem (Grammatik) und ihrer Verwendung (Pragmatik) geht auf frühere Formen zurück, die selbst wieder aus früheren Sprachstufen abgeleitet sind und deren Spuren sich in der schriftlosen Urzeit verlieren. Die Erforschung der historischen Zusammenhänge einer oder mehrerer Sprachen unternimmt die Sprachgeschichte oder Diachrone Linguistik.

Erklärung

- **Die Sprache eines einzelnen Menschen kann wechseln je nach**
- **Aufenthaltsort (diatopisch);**
 - **Sozialer Position (diastratisch), die bestimmt wird nach Gruppenzugehörigkeit, Alter, ev. auch Geschlecht;**
 - **Sprachsituation (diaphasisch), z.B. in der Familie oder Öffentlichkeit.**
- Diese Kriterien können von der Linguistik unter verschiedenen Aspekten untersucht werden:**
- **synchron: indem man die einzelnen Systeme zu einem bestimmten Zeitpunkt vergleicht;**
 - **diachron: indem man die einzelnen Systeme mit den sprachhistorischen Ausgangsbasen vergleicht.**

Diatopisch gesehen ist das Deutsche eine aus historischen Proto-systemen entstandene Form von Mundarten des Hochdeutschen (im Süden) und des Niederdeutschen (im Norden). Strukturell ist das Niederdeutsche eine andere Sprache als das Hochdeutsche und mehr mit dem Friesischen und Englischen verwandt. Wenn Hoch- und Niederdeutsch heute als Einheit zusammengefasst werden, so deshalb, weil sich ihre Sprecher als Einheit betrachten, weil sie die hochdeutsche Standardsprache als übergreifende Norm empfinden und weil sich historisch das Hochdeutsche als übergreifende Schriftsprache etabliert hat.

Die deutsche Sprache hat heute nicht ganz 100 Millionen „Muttersprachler“ (Primärsprecher) in Deutschland (ca. 82 Mio.), Österreich (ca. 8 Mio.), Schweiz (knapp 5 Mio.), Liechtenstein, Luxem-

burg, Ostbelgien und Norditalien (Südtirol). Deutschsprachige Minderheiten gibt es in Elsass-Lothringen (Ostfrankreich), Süddänemark und in den Niederlanden, deutsche Sprachinseln verschiedener Größe in Russland, Kasachstan, Kirgisien, Usbekistan, Tadschikistan und Rumänien sowie in Polen, Tschechien, der Slowakei, in Ungarn, in Slowenien, Kroatien und Italien. Zahlreiche Sprecher des Deutschen leben in fremdsprachigen Gebieten, u.a. in den USA, in Südamerika, Afrika und Australien.



Der deutsche Sprachraum in der Gegenwart

Abb 1

Die gewaltsamen Gebietsannexionen und Ostbesiedlungen während des Nationalsozialismus wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wieder rückgängig gemacht. Wegen der Ausweisungen der deutschsprechenden Bevölkerung in den Ostgebieten hatte der deutsche Sprachraum seine größte Ausdehnung vor 1945.

Die Muttersprachenregion des Deutschen ist nicht mit der Amtssprachenregion identisch und darf mit dieser nicht verwechselt

werden. Nationale Amtssprache ist Deutsch nur in Deutschland, Österreich, Luxemburg, Liechtenstein und der Schweiz, eine regionale Amtssprache ist es in Südtirol und Ostbelgien.

Diachron (historisch) gesehen ist das Deutsche eine zur Standardsprache entwickelte Form des Hochdeutschen, die überregional als mündliche und schriftliche Sprache verwendet wird und hauptsächlich auf ostmitteldeutschen Dialekten beruht. Deutsch ist so wenig wie jede andere natürliche Sprache eine homogene Sprache. Die Vorstellung von einer einheitlichen, den gesamten deutschen Sprachraum überdachenden Standardsprache ist heute obsolet. Darüber hinaus verfügt jedes Individuum im Allgemeinen über mehrere Varietäten.

Abb 2 | Die deutschen Mundarten



Sprachgeschichte, Dialektologie und Namenkunde

1.1.1

Die Sprachwissenschaft gab seit dem Strukturalismus oft der gesprochenen Sprache den Vorzug gegenüber der geschriebenen Sprachform. Jede natürliche Sprache ist **heterogen** in dem Sinn, dass sie unterschiedliche Ausprägungen (**Varietäten**) aufweist. Wenn man Sprachschichten hierarchisch nach öffentlicher Rede-weise und räumlicher Ausdehnung ordnet, so erscheinen *Dialekt* und *Standardsprache* als äußerste Extrempunkte auf einer kontinuierlichen Skala. Erst zu den Zeiten JACOB GRIMMS wurde endgültig mit der Vorstellung aufgeräumt, dass die „normale“ Sprachform die Hochsprache sei und die „auf dem Land“ gesprochenen Sprachformen, die Dialekte, minderwertige und verderbte Formen dieser Hochsprache im Munde „ungebildeter“ Sprecher seien, die dies offenbar nicht besser verstünden (s. dazu S. 175). Heute wissen wir, dass die Dialekte das Ursprüngliche sind und sich erst im Lauf der Sprachgeschichte über diesen Dialekten eine verschriftlichte Hochsprache gebildet hat. Normiert ist im Deutschen nur die Rechtschreibung im amtlichen Bereich.

Merksatz

► **Man kann die deutsche Sprachgeschichte auch als Suche nach einer deutschen „Hochsprache“ auffassen.**

Erklärung

► **Die sprachsoziologische Schichtung von der Basis (Dialekt) bis zur obersten Ebene (Standard- oder Hochsprache) ist verlaufend und zeigt keine klaren Grenzen. Als Abstraktionen werden verschiedene Schichten angenommen, die üblicherweise zwischen zwei und vier schwanken:**

Dichotomie: Substandard – Standard

Dreiteilung: Dialekt – Regiolekt – Standardsprache

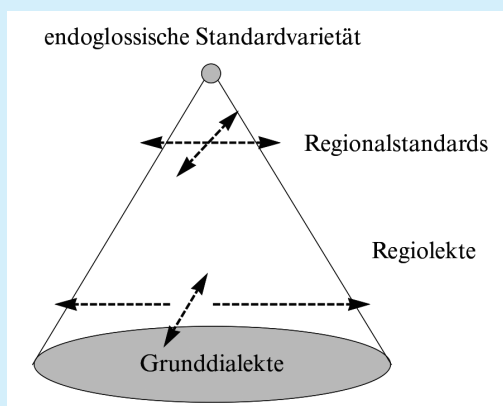
Vierteilung: Basisdialekt – Verkehrsdialekt – Umgangssprache – Standardsprache

Den Begriff *Hochsprache* sollte man allerdings, wenn er nicht in sprachhistorischem Kontext verwendet wird, vermeiden, da er in der Sprachwissenschaft heute die hochdeutschen Gebiete südlich der Benrather Linie meint. Für die Sprachform mit der größten Verbreitung sollte *Standardsprache* gebraucht werden. Auch der Terminus *Umgangssprache* wird in Bezug auf die Gegenwartssprache eher vermieden, da er zu ungenau ist.

Abb 3

Varietäten des Deutschen

Die Abbildung zeigt „diaglossische Regionen (oberdeutscher Sprachraum mit Ausnahme der Schweiz und von Teilen des mitteldeutschen Sprachraums): Zwischen Dialekten und Standardsprache befinden sich entlang eines sprachlichen Kontinuums Zwischenvarietäten (Regionalsprachen/Regiolekte). Grenzen zwischen den unterschiedlichen Varietäten sind fließend“ (modifiziert aus SPIEKERMANN 2005, 102f.).



Sprachgeschichte und Dialektologie gehören zusammen wie die „zwei Seiten eines Blatts Papier“, denn die deutsche Sprachgeschichte ist zu ihrem weitaus größten Teil die Geschichte von Dialekten. Als dritte Komponente kommt die Namenforschung dazu, denn für die Vor- und Frühzeit haben wir neben archäologischen Funden nur Namen, die jedoch oft sehr viel später und in veränderter Form überliefert sind. So sind auch die Sprachgeschichte, die Dialektologie und die Namenkunde früh als akademische Disziplinen etabliert, als ihre Begründer gelten die Zeitgenossen JACOB GRIMM (1785–1863, „Deutsche Grammatik“, 1. Band 1. Aufl. 1819, „Deutsches Wörterbuch“ ab 1854), JOHANN ANDREAS SCHMELLER (1785–1852), der mit dem „Bayerischen Wörterbuch“ von 1827–37 das erste wissenschaftliche Dialektwörterbuch vorlegte, und ERNST WILHELM FÖRSTEMANN (1822–1906), der das erste selbstständige Personen- und Ortsnamenbuch schuf („Altdeutsches Namenbuch“ 1856–59, „Die deutschen Ortsnamen“ 1863).

► **Tabelle: Unterschiede zwischen Dialekt und Hochsprache (nach LÖFFLER 2003)**

	Dialekt	Standardsprache
Verwendungsbereich	familiär-intim; örtlich; am Arbeitsplatz; mündlich	öffentlich; überörtlich; mündlich und schriftlich; in Literatur, Kunst, Wissenschaft; bei feierlichen Anlässen; in Gottesdienst und Schule
Sprachbenutzer	untere Schichten: Arbeiter, Bauern, Handwerker, Angestellte; Personen mit geringer Schulbildung	Mittel- und Oberschicht: höhere Beamte und Angestellte, Unternehmer, Angehörige akademischer Berufe; Personen mit hoher Schulbildung
räumliche Erstreckung	orts- und raumgebunden; landschaftsspezifisch	räumlich nicht begrenzt; nicht landschaftsspezifisch
kommunikative Reichweite	begrenzte, minimale Reichweite; geringster Verständigungsradius	unbegrenzte, optimale kommunikative Reichweite; größter Verständigungsradius

Periodisierung

1.1.2

Jeder, der sich mit der historischen Dimension einer Sprache beschäftigt, muss sich früher oder später der Frage nach der Periodisierung stellen. Dieses Problem erweist sich als fundamental, basiert es doch auf der Tatsache, dass jede natürliche Sprache der Veränderung unterliegt. Eine Epochenenteilung muss sich also mit dem Fundament der Sprachgeschichte, dem Sprachwandel, befassen. Die herrschenden unterschiedlichen Auffassungen, wie die deutsche Sprachgeschichte einzuteilen sei, liegen darin begründet, dass es keine allgemein anerkannten Kriterien zur Periodisierung gibt. Jeder Periodisierungsversuch muss daher als Vorschlag gesehen werden.

Erklärung

► **„Unsere sprachlichen Epochen sind also Abstraktionen. Aus einer Fülle von Erscheinungen greifen wir einzelne zur Charakterisierung heraus, die in der zu beschreibenden Periode besonders weit verbreitet sind.“**

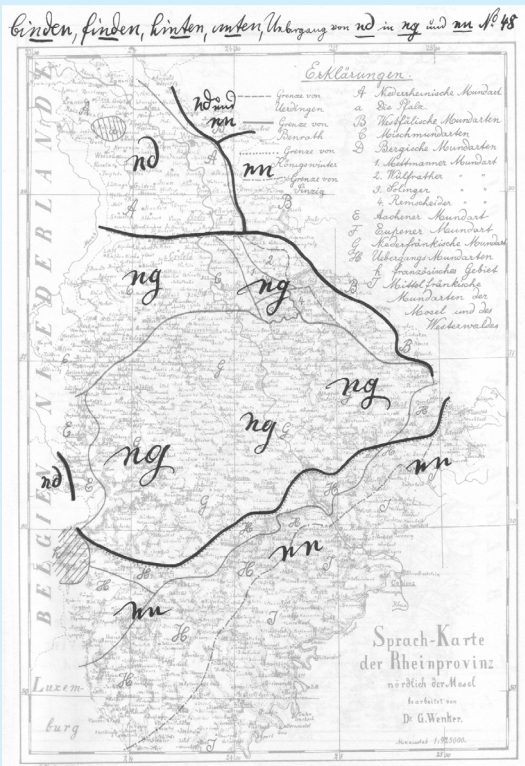
HANS EGGERS 1965

GEORG WENKER und der Deutsche Sprachatlas

Der Marburger Bibliothekar GEORG WENKER (1852–1911) entwickelte als Erster den Plan einer kartographischen Erfassung von Laut- und Wortphänomenen und gilt daher als Schöpfer des Sprachatlases. Er begann 1876 mit einem Pilotprojekt, indem er an jeden Ortslehrer aller Schulorte in der ehemaligen preußischen Rheinprovinz nördlich der Mosel standardsprachliche Sätze verschickte mit der Bitte, diese in die ortsübliche Mundart („Platt“) zu übersetzen und mit dem standardsprachlichen Alphabet aufzuschreiben. Das Pilotprojekt wurde schließlich bis 1887 als „Sprachatlas des deutschen Reichs“ mit Sitz in Marburg an der Lahn auf das Gebiet des gesamten Deutschen Reichs ausgeweitet, später folgten noch Nacherhe-

Abb 4

Übergang von -nd- zu -ng- und -nn- in binden, finden, hinten und unten (Handgezeichnete Wenker-Karte aus dem DSA-Archiv)



bungen aus den Nachbarstaaten (z.B. in Böhmen, Österreich und der Schweiz). Durch die hohe Belegnetzdichte (es wurden alle Schulorte erfasst) und die extrem hohe Rücklaufquote (aus dem Deutschen Reich liegen 44.251 Fragebögen aus 40.736 Orten vor) erlangte das Unternehmen ein nie wieder erreichtes Maß an Vollständigkeit. Allerdings wurden WENKER bereits zu Lebzeiten die indirekte Exploration durch Laien, die mangels phonetischer Ausbildung und wegen der unzulänglichen Mittel des lateinischen Alphabets komplexe Lautverhältnisse nicht exakt wiedergeben konnten, ebenso vorgeworfen wie methodische Mängel. Trotzdem war das Unternehmen, das ja das erste seiner Art darstellte, höchst konsequent und methodisch konzipiert und WENKERS Kartengestaltung ist bis in unsere Zeit maßstabsetzend: Er grenzte Areale mit weitgehend identischen Varianten durch farbige Isoglossen gegeneinander ab und bezeichnete sie mit einer Leitform.

WENKER und seine Mitarbeiter sowie Schüler fertigten 1.653 durchweg farbige Karten an, die in ihrer Genauigkeit nie publiziert werden konnten. Als Publikationen erwuchsen aus dem Unternehmen die Druckfassung des „Deutschen Sprachatlas“ (DSA, 1927–1956), begonnen von FERDINAND WREDE, fortgesetzt von WALTHER MITZKA und BERNHARD MARTIN, der „Kleine Deutsche Sprachatlas“ (KDSA, 1984–1999), von WERNER H. VEITH und WOLFGANG PUTSCHKE, und der „Deutsche Wortatlas“ (DWA, 22 Bände, 1951–1980) von WALTHER MITZKA, ab Band 5 von WALTHER MITZKA und LUDWIG ERICH SCHMITT, Band 21 und 22 von REINER HILDEBRANDT, sowie eine gewaltige Reihe von Begleitpublikationen.

WENKER war angetreten, um den genauen Verlauf von Dialektgrenzen zu erfassen, und nicht – wie oft fälschlicherweise zu lesen ist –, um die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze in junggrammatischem Sinn zu untermauern. Sein Unternehmen zeigte, dass es keine scharf umrissenen Mundartgebiete gibt, sodass man in der Folge von Kern- und Saumlandschaften sowie Linien- oder Isoglossenbündeln sprach. Marburg an der Lahn wurde zum Zentrum der deutschen Dialektologie; das Forschungszentrum „Deutscher Sprachatlas“ unter der Leitung von JÜRGEN ERICH SCHMIDT vereinigt zahlreiche Projekte und Publikationen, darunter auch den „Digitalen Werkatlas“, <https://www.uni-marburg.de/de/fb09/dsa> (24.5.2020).

Aus den 40 WENKER-Sätzen:

1. Im Winter fliegen die trocknen Blätter in der Luft herum.
3. Tu Kohlen in den Ofen, dass die Milch bald zu kochen anfängt.
5. Der gute alte Mann ist mit dem Pferde durchs Eis gebrochen.
7. Er isst die Eier immer ohne Salz und Pfeffer.
11. Ich schlage dich gleich mit dem Kochlöffel um die Ohren, du Affe!
23. Wir sind müde und haben Durst.
25. Der Schnee ist diese Nacht bei uns liegen geblieben, aber heute Morgen ist er geschmolzen.
30. Wie viel Pfund Wurst und wie viel Brot wollt ihr haben?
36. Was sitzen da für Vögelchen auf dem Mäuerchen?
39. Geh nur, der braune Hund tut dir nichts.
40. Ich bin mit den Leuten da hinten über die Wiese ins Korn gefahren.

Natürlich sind sprachliche Epochen keine festen Begriffe, keine Zeitangabe ist als scharfe Grenze zu nehmen. Von Anfang an (d.h. seit den Zeiten JACOB GRIMMS) herrscht darüber Uneinigkeit, wie man Kriterien für die Perioden der Sprachgeschichte finden kann. Ein weit verbreitetes Schema – die „klassische“ Periodisierung des Deutschen – sieht folgende Einteilungen vor (die Binnengliederung des Germanischen ist umstritten; vgl. dazu HUTTERER 2008; SCHMID 2017, S. 3):

Indogermanisch (als hypothetische Spracheinheit)	vor ca. 3000
„Auseinanderbrechen“ des idg. Sprachraums	ab ca. 3000
Vorgermanisch (Protogermanisch)	ab ca. 1200
Germanisch	ab ca. 500
	v. Chr.
	n. Chr.
Germanische Großgruppen	3./4.–7. Jh.
Althochdeutsch	700/750–1050
Mittelhochdeutsch	ca. 1050–1350
Frühneuhochdeutsch	ca. 1350–1650
Neuhochdeutsch	ca. 1650–heute?

Altniederdeutsch/Altsächsisch	800–1200
Mittelniederdeutsch	1200–1650
Frühmittelniederdeutsch	1200–1370
Mittelniederdeutsche Schriftsprache	1370–1530
Spätmittelniederdeutsch	1530–1650
danach Übergang zur hochdeutschen Schriftsprache	

Dieses Schema geht z.T. auf die späten Schriften von JACOB GRIMM zurück. Der hochdeutsche Teil wurde von WILHELM SCHERER (1841–1886) dahingehend modifiziert, dass die Einheiten ziemlich genau 300 Jahre umfassen. Das stellte zu SCHERERS Lebzeiten noch kein Problem dar. Viele Forschende sind heute daher geneigt, den nächsten folgerichtigen Einschnitt um das Jahr 1950 zu akzeptieren, insbesondere da er relativ genau mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Entstehen zweier deutscher Staaten zusammenfällt. Die neue Epoche wird oft als *Gegenwartsdeutsch* bezeichnet.

Erste Einzelbelege für die Lautverschiebung gibt es schon um 600, aber größere Überlieferungen setzen erst in der Mitte des 8. Jahrhunderts ein (s. S. 79ff.).

Erklärung

► Als Merkmale für die Sprachepochenfindung wurden u.a. vorgeschlagen:

1. innersprachliche Kriterien

- 1.1. lautliche, z.B. Erste Lautverschiebung, Endsilbenabschwächung
- 1.2. sprachsoziologische, z.B. verschiedene sprachliche Varietäten, Einfluss anderer Sprachen auf das Deutsche

2. außersprachliche Kriterien

- 2.1. kulturgeschichtliche, z.B. Erfindung des Buchdrucks, Entstehung neuer Textsorten und damit neuer sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten
- 2.2. politische, z.B. Entdeckung Amerikas, Ende des Zweiten Weltkriegs
- 2.3. kunstgeschichtliche, z.B. Ende der Hochgotik, Aufkommen der Renaissance
- 2.4. gesellschaftliche (besonders in den ehem. sozialistischen Ländern), z.B. Zeitalter des Feudalismus, des Frühkapitalismus

1.2 |

Methoden der Sprachgeschichtsschreibung

Die Sprachgeschichtsschreibung steht wie jede positivistische Wissenschaft vor dem grundsätzlichen Problem, dass aus Einzeldaten ein zusammenhängender Gesamtüberblick gegeben werden muss. Darüber hinaus sind die Daten oft nur unvollständig oder indirekt erschließbar, etwa wenn aus geschriebener Sprache Rückschlüsse auf die gesprochene gezogen werden müssen.

Je nach den jeweils aktuellen Anschauungen über das Wesen der Sprache wechselten auch die vorgeschlagenen Blickpunkte und angewendeten Methoden in der Sprachgeschichtsschreibung:

1.2.1 |

Sprache als Organismus

Zu Beginn der modernen Sprachwissenschaft am Anfang des 19. Jahrhunderts herrschte unter den Experten, etwa JACOB GRIMM (1785–1863), FRANZ BOPP (1791–1867) und ihren Zeitgenossen, die Überzeugung vor, dass Sprache einen **Organismus** darstellt. Spra-

che habe man sich demnach wie ein Lebewesen vorzustellen, das entsteht (geboren wird), eine Blütezeit erlebt und „stirbt“ (wie die „toten“ Sprachen Latein und Altgriechisch). Reste dieser Überzeugung finden sich noch in romantischen Prägungen wie „starke“ und „schwache“

Flexion, „Wurzel“, „Stamm“, „Sprachzweig“, „Sprachfamilie“ u.a.m. Berühmt ist die Aussage WILHELM VON HUMBOLDTS, dass Sprache nicht *ergon* sei (kein von wem auch immer produziertes „Werk“), sondern *energeia* (eine „Kraft“ oder „Tätigkeit“).

Man bezeichnet dies heute als die „romantische“ Sprachauffassung, was im Zusammenhang mit den allgemeinen geistigen Strömungen jener Zeit in Deutschland zu sehen ist, die auch die Brüder GRIMM beherrschten und sie etwa zu ihrer berühmten Märchensammlung anregten.

Die Vorstellung, dass Sprache ein selbstständiges und unabhängiges „Eigenleben“ führt, hat zu einer Reihe von Theorien geführt, die für das 19. Jahrhundert maßgeblich geworden sind. So sprechen WILHELM VON HUMBOLDT (1767–1835) und FRIEDRICH SCHLEGEL

Merksatz

► **„Die Sprache ist ein organisches Wesen, und man muss sie als solches behandeln.“**

WILHELM VON HUMBOLDT

Die „innere Sprachform“ (im Gegensatz zur „äußeren Sprachform“, die die materiell erzeugbaren Sprachkörper bezeichnet)

(1772–1829) u.a. von der „inneren Sprachform“. Sie meinen damit eine Art geistiger Kraft, die die Sprache von sich aus gestaltet und steuert. Wesentlich zu dieser Vorstellung beigetragen hat das zeitbedingte Fehlen von Wissen über Faktoren, die auf die Sprachentwicklung einwirken.

kann auch als „Weltanschauung“ gesehen werden, die die Weltanschauung der Sprachteilnehmer einzelsprachlich determiniert.

Stammbaumtheorie

1.2.2

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bahnte sich eine Annäherung der Geistes- an die Naturwissenschaften an. AUGUST SCHLEICHER (1821–1868) erstellte mehrere berühmt gewordene Stammbäume der indogermanischen Sprachen und bemühte sich, die damals hochmodernen Anschauungen DARWINS auf die Sprachwissenschaften zu übertragen. Einen Höhepunkt in der Forschungsgeschichte bildet SCHLEICHERS „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen“ (1861–62), das den Wissensstand seiner Zeit festhält und eine der großen Forscherleistungen des 19. Jahrhunderts darstellt. Die **Stammbaumtheorie** geht von der Vorstellung aus, dass Sprachen wie Menschen Vorfahren und Nachkommen haben, dass man also für Sprachen genauso „Stammbäume“ erstellen kann wie für Menschen. Die Abspaltung einer Sprache aus einer Vorgängersprache, die als **Grund- oder Ursprache** bezeichnet wird, erfolgt demzufolge durch geographische Abwanderung von Angehörigen der ursprünglichen Sprachgemeinschaft. Voraussetzung dafür ist, dass man die Ursprache als einheitlich ansieht.

Jede abgespaltene Sprache ist demnach zunächst als Dialekt zu sehen, der selbst wiederum zu einer Ursprache werden kann, aus der sich weitere Dialekte entwickeln. Mit **Affiliation** ist die Einordnung einer Sprache in einen Stammbaum und ihre Stellung in diesem (als Mutter-, Tochter- oder Schwestersprache) gemeint.

Merksatz

- ▶ Laut Stammbaumtheorie spalten sich von einer Grundsprache durch Abwanderung der Sprecher Dialekte ab, die zu selbstständigen Sprachen werden. Diese Theorie weist jedoch nicht zu lösende Probleme auf.

2. Im Allgemeinen versteht man unter „sprachlicher Verwandtschaft“ übereinstimmende oder korrespondierende Sprachmerkmale, die zumeist dem phonologischen, morphologischen oder lexikalischen Bereich entnommen sind und die auf gemeinsame historische Bezugssysteme zurückgehen. Aber der Grad der Verwandtschaft schwankt, je nachdem, wie viele und welche Kriterien man auswählt.
3. Mit der Stammbaumtheorie lässt sich die gegenseitige Beeinflussung synchroner Sprachstufen in keiner Weise erklären. So kommt es z.B. zwischen dem Deutschen und dem Ungarischen (die nicht miteinander verwandt sind, d.h. nicht aus einer gemeinsamen Ursprache abgeleitet werden können) im Grenzgebiet zu Interferenzerscheinungen, die auch eine sprachliche Veränderung darstellen, aber nicht in das Schema der Stammbaumtheorie passen. Die Stammbaumtheorie kann nicht erklären, dass und wie sich bereits „abgespaltene“ Sprachen gegenseitig beeinflussen.

Wellentheorie

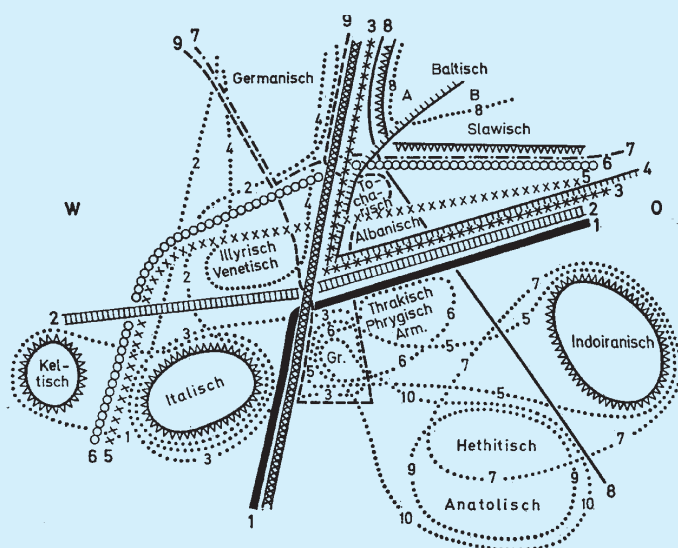
1.2.3

SCHLEICHERS Schüler JOHANNES SCHMIDT (1843–1901) formulierte die so genannte „Wellentheorie“: Sprachliche Zusammenhänge werden nicht als Form einer genetischen „Verwandtschaft“ gesehen, sondern als Kontaktphänomene vergleichbar den Wellenbewegungen, die entstehen, wenn man zwei Steine ins Wasser wirft. Treffen zwei Wellen aufeinander, kommt es zu Überlagerungen, die mit sprachlichen Interferenzen verglichen werden können. Man kann auch beobachten, dass räumlich näher beisammen liegende Einzelsprachen mehr Übereinstimmungen aufweisen als geographisch weit entfernte. Die Wellentheorie erfasst die Entwicklung von Sprachen daher nicht mit linearen Baumdiagrammen, sondern flächenhaft in Form von Gebieten, die von Isoglossen (s. S. 17) begrenzt werden.

Merksatz

- **SCHMIDTS Wellentheorie fasst Sprachen in Form von Flächen auf, an deren Rand es zu Interferenzen mit benachbarten Sprachen kommen kann. Sie beschreibt Phänomene, die mit der Stammbaumtheorie nicht erfasst werden können.**

Abb 6 | Kontakt- und Interferenzphänomene als Folge der Wellentheorie. Die Zahlen bezeichnen bestimmte Arten von Isoglossen.



1.2.4 | Substrattheorie

Wir wissen, dass sich die romanischen Sprachen (Italienisch, Französisch, Spanisch etc.) aus der Beeinflussung der in den jeweiligen Gebieten einheimischen Bevölkerungen durch die Besatzungsmacht, die lateinisch sprechenden Römer, entwickelt haben. Wenn heute verschiedene romanische Sprachen existieren, so ist das auf den Einfluss der zu Grunde liegenden örtlichen Sprachformen zurückzuführen (neben anderen Ursachen). In diesem Fall ist die Aufspaltung des Lateinischen in die romanischen Einzelsprachen durch schriftliche Quellen und historisches Wissen gesichert. Man hat die Theorie über diesen prinzipiellen Vorgang aber auch auf schriftlich nicht dokumentierte Sprachen und ihre Vorgeschichte ausgeweitet und eine sprachliche Grundschrift (das **Substrat**) von einer darüberlagerten, dominierenden Schicht (dem **Superstrat**) unterschieden. Der Junggrammatiker SIGMUND FEIST (1865–1943)

hat diese Überlegungen auf Basis des Germanischen formuliert. Wenn von zwei Sprachen keine dominiert, sondern beide als etwa gleichwertig anzusehen sind, kann man auch von **Adstraten** sprechen. Im Hin-

blick auf den Wortschatz beispielsweise des Germanischen mit etwa einem Drittel nichtindogermanischer Lexeme wäre mit einer frühen wechselseitigen Beeinflussung einer indogermanischen und einer nichtindogermanischen Sprache zu rechnen. Die Theorie gilt heute allerdings als überholt.

Merksatz

- **Die Substrattheorie sieht übereinanderliegende Sprachschichten, die sich durchdringen: das Substrat (die Grundschicht) und das Superstrat (die dominierende Schicht).**

SIGMUND FEIST (1865–1943)

Abb 7



Strukturalismus

1.2.5

1916 erschien posthum das Buch „Cours de linguistique générale“ („Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft“) des Schweizer Sprachwissenschaftlers FERDINAND DE SAUSSURE (1857–1913). Für SAUSSURE ist Sprache ein System, dessen Struktur von den zu analysierenden Einheiten gebildet wird. Er unterscheidet zwischen der synchronen (punktuellen) und der diachronen (historischen) Sprachanalyse; die spätere rigorose Trennung der beiden Bereiche ist allerdings nicht deutlich ausgesprochen. Dem Strukturalismus ist es zu verdanken, dass wir heute auch in der deutschen Sprachgeschichte mit dem Systembegriff operieren und für vergangene

Merksatz

► **Der Strukturalismus ermöglicht die Entwicklung von Phonemsystemen für vergangene Sprachepochen.**

Sprachepochen Phonemsysteme erstellen. Ein Phonem kann dabei als funktionale Einheit gesehen werden, als Klasse (Menge) aller Phone (= Laute), die dieselbe Funktion einnehmen (in derselben Umgebung

einen Bedeutungsunterschied bewirken). So besteht das Phonem /x/ aus den Allophonen [ç] und [x], oder anders ausgedrückt, das Phonem /x/ ist eine Klasse, die von den Lauten [ç] und [x] gebildet wird.

$$/x/ \rightarrow \{[ç], [x]\}$$

Da im Deutschen in den meisten Fällen ein Phonem aus nur einem Phon besteht, z.B.

$$/d/ \rightarrow \{[d]\}$$

werden in verkürzender Darstellung oft die phonetischen Eigenschaften des Phons auf das Phonem übertragen. Genauso müssen wir berücksichtigen, dass wir zwar immer noch von „Lautwandel“ u. dgl. sprechen, dass damit aber im Grunde genommen ein „Phonemwandel“ gemeint ist.

Die Systemgeschichte geht der Frage nach, wie es zu Systemänderungen kommt, etwa zu Monophthongierungen und Diphthongierungen.

1.2.6 | Entfaltungstheorie

Die Entfaltungstheorie, von OTTO HÖFLER (1901–1988) formuliert, geht davon aus, dass sprachliche Veränderungen nicht zufällig verlaufen, sondern im Sprachsystem (der Struktur) bereits angelegt sind. Die Linguistik muss demnach fragen, welcher Teil eines Sprachzustandes als Erbe aus vorangegangenen Epochen mitgebracht worden ist. So ist es kein Zufall, dass idg. p zu f wurde und nicht etwa zu χ; p und f sind **homorgan** (sie haben benachbarte Artikulationsorte), p und χ nicht. Bei der Verschiebung von p zu f verändert sich also in erster Linie die Artikulationsart, weniger der Artikulationsort. HÖFLER postulierte am Beispiel des Langobardischen, das vom geschlossenen hochdeutschen Sprachraum getrennt war und trotzdem Anzeichen der Zweiten Lautverschiebung (s. S. 92f.) aufweist, dass solche strukturellen Veränderungen im System „vorprogrammiert“ sind und sich zu einem bestimmten Zeitpunkt unabhängig voneinander „entfalten“ können. Die Sprachteilneh-

mer haben freilich keinen Einfluss auf diese sprachlichen Veränderungen. Damit griff er Gedanken auf, wie sie im Sinn einer strukturalistischen Systemsteuerung (etwa durch ANDRÉ MARTINET) mit dem Prinzip der Strukturellen Disponiertheit auch vorgetragen wurden.

Merksatz

- **HÖFLERS Entfaltungstheorie sieht sprachliche Veränderungen bereits im System vorhanden.**

Pragmatik

1.2.7

Die Sprachpragmatik betrachtet Sprache als Handeln und handeln kann man sowohl mit mündlichen als auch mit schriftlichen Sprachformen. Sprache als Form sozialen Handelns umfasst ihre Einbettung in soziale und situative Zusammenhänge, wie sie an bestimmten sprachlichen Mitteln (z.B. der Deixis, Anredeformen als Ausdruck der Sozialstellung des Adressaten u.v.a.m.) auch in historischen Texten greifbar wird.

Den Untersuchungsgegenstand der Historischen Pragmalinguistik kann man weiter differenzieren, und zwar durch die Suche nach

- Sprachgebrauchskonventionen in einer (bestimmten) historischen Sprach(gebrauchs)gemeinschaft und
- der Entwicklung bestimmter Sprachgebrauchskonventionen über einen bestimmten Zeitraum hinweg.

Dies kann sich in mehreren konkreten Richtungen äußern wie:

1. Ansätzen einer pragmatisch orientierten historischen Semantik, die etwa Bedeutungswandel durch das kultur- und geistesgeschichtliche Umfeld sowie die Einwirkung von Situation und Sprachhandlungselementen erklärt;
2. einer historischen Sprechakttheorie, die bestimmte Sprachhandlungstypen aus schriftlichen Dialogstrukturen extrahiert. Es erhebt sich dabei die Frage, ob Unterschiede zwischen historisch dokumentierten Sprechakten (etwa der rituellen Beschimpfung

Merksatz

- **Die Historische Pragmalinguistik untersucht sprachliches Handeln in vergangenen Sprachepochen und will die Zusammenhänge zwischen Sprachverwendung und Sprachgeschichte aufzeigen.**

- des Feindes vor dem Kampf) und ähnlichem Sprachgebrauch festgestellt werden können;
3. einer historisch ausgerichteten Überprüfung der GRICE'schen Konversationsmaximen;
 4. einer historischen Textlinguistik, d.h. einer Textgrammatik, die ihre Verfahrensweisen an historischen Texten erprobt und gegebenenfalls modifiziert oder neu formuliert;
 5. einer historischen Soziolinguistik u.a.m. (BAX 1993).

1.2.8 | Generative Sprachauffassung

Auf den US-Amerikaner NOAM CHOMSKY (geb. 1928) geht die aktuelle Vorstellung zurück, dass das Sprachvermögen dem Menschen angeboren und genetisch auf den Weg mitgegeben ist als eine Art von natürlichem „Instinkt“ (STEVEN PINKER). Transformationsregeln, wie sie die Generative Grammatik entwickelt hat und anwendet, können auch für historische Veränderungen geltend gemacht werden. Allerdings haben sich seit den späten 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts so viele Modelle der Generativen Grammatik entwickelt, dass man heute von keiner einheitlichen Richtung mehr ausgehen darf. Dennoch ist allen Generativen Modellen gemein, dass sie die Möglichkeit zur Sprachveränderung in der Tiefenstruktur ansetzen: Die Klasse aller möglichen synchronen Zustände determiniert die Klasse des möglichen Wandels. Die Betonung liegt dabei auf der Möglichkeit der Sprachveränderungen. Einer generativen Sprachgeschichtsschreibung hinderlich ist das nach wie vor angewandte Konzept des idealen Sprechers und der Dichotomie Kompetenz – Performanz (vgl. dazu MAYERTHALER 1998).

1.3 | Der Sprachwandel und seine Beschreibung

Alles, was vom Menschen geschaffen wurde und wird, verändert sich und hat damit auch eine „Geschichte“. Es ist eine Tatsache, dass sich Sprache und Sprachen im Lauf der Zeit ändern. Sprachwandel ist allerdings nicht determiniert (wie etwa der Zerfall eines Atoms). Das bedeutet, dass man – im Gegensatz zu errechenbaren Modellen – das Zukunfts- oder Endstadium nicht kennt und somit die Möglichkeiten des Sprachwandels nicht vorhersagen kann.

Erklärung

► **Sprache wird heute primär in einem dreifachen Sinn verstanden:**

1. als nur dem Menschen eigene Fähigkeit zur sprachlichen Kommunikation,
2. als abstraktes Zeichensystem der Einzelsprache und 3. als die Summe der tatsächlich geäußerten Sprachdaten (vergleichbar mit SAUSSURES *langage* – *langue* – *parole*).

Gesprochene Sprache duldet ein gewisses Maß an **Variation** und **Redundanz**. Am Beispiel der Lautebene kann man zeigen, dass auch als identisch aufgefasste Phone (z.B. ein [i:]) niemals vollkommen identisch ausgesprochen werden. Die Variationsmöglichkeit zieht allmählich eine Veränderung des **Usus** nach sich und dies kann sich schließlich auch auf die **Norm** auswirken. Die Variation kann aber nur in bestimmte, durch die Anatomie der menschlichen Sprechwerkzeuge vorgegebene Richtungen gehen. Auch werden Änderungen im lautlichen Bereich nicht innerhalb einer einzigen Generation wirksam, sondern nur über mehrere Generationen und über einen langen Zeitraum hinweg. Dies hat man auch als **Stafettenkontinuität** bezeichnet.

Weiters ist zu bedenken, dass unter **Sprachwandel** der Wandel der *gesamten* Sprache zu verstehen ist, also nicht nur Lautwandel oder Änderungen im Wortschatz. Sprachwandel kann auf folgenden sprachlichen Ebenen beobachtet werden:

- Intonationsebene (prosodische Ebene), etwa den Wandel beim Wortakzent im Indogermanischen;
- graphematische Ebene, z.B. den Wandel bei der Schreibung des Phonems mhd. /ei/ von <ai, ay> zu <ei>;
- phonologische Ebene, z.B. den Wandel von Monophthongen zu Diphthongen wie mhd. /î/ > nhd. /ei/;
- morphologische Ebene, z.B. die Entstehung des Suffixes {-ei} wie in Bäckerei;
- Syntaxebene, etwa die Veränderungen im frühneuhochdeutschen Nebensatzsystem;
- lexematische Ebene, wie Veränderungen bei den Wortbedeutungen, die Entstehung neuer und das Abkommen alter Wortbildungsmuster u.a.m.;

- Textebene, etwa das Aufkommen neuer Stilformeln, neuer Textsorten, neuer Anredeformen u.a.m.

Sprachwandelerscheinungen verlaufen nicht gleichförmig, sondern unterscheiden sich hinsichtlich Geschwindigkeit, Art, Bedingungen, beteiligter Sprachteilnehmer u.a.m. Eine in sich geschlossene, restlos zufriedenstellende Sprachwandeltheorie wurde allerdings bis heute nicht gefunden.

1.3.1 | Außersprachliche Faktoren des Sprachwandels

Kulturgütertausch

Durch Handelsbeziehungen übernehmen benachbarte Sprachgemeinschaften Gegenstände, Einrichtungen oder Vorstellungen, die das tägliche Leben erleichtern und/oder einen technischen Fortschritt bedeuten. Mit den Kulturgütern werden meist auch die in der Geber-Sprachgemeinschaft üblichen Bezeichnungen als Fremdwörter übernommen oder es werden neue Ausdrücke mit eigenen sprachlichen Mitteln geschaffen. Gegenwärtig erleben wir diese Vorgänge mit der Übernahme der Computertechnik und ihrer Begriffe aus dem englischsprachigen Raum.

Aus der Vergangenheit bekannt ist v.a. die Entlehnung lateinischer Wörter durch die Germanen an Mosel und Rhein. Beispiele sind Ziegel, Mauer, Münze, Keller u.v.a.m., die vor allem aus der Winzeterminologie (pelzen), dem religiösen Wortschatz (Abt, Kloster etc.), dem Verwaltungsbereich (Pfalz, Kammer) und den Bedürfnissen des Alltags (Öl, Essig, kochen, Spiegel) stammen.

Die technische Erfindung des Buchdrucks (um 1450) machte es in den folgenden Jahrhunderten möglich, vollkommen identische Druckwerke in großen Mengen zu einem vergleichsweise günstigen Preis herzustellen. Dies hatte weit reichende Folgen sowohl für die Produzenten (Autoren, Drucker, Behörden etc.) als auch für die Rezipienten: In der Folge lernten immer mehr Menschen lesen und schreiben. Der Buchdruck förderte die Art und Frequenz der (schriftlichen) Kommunikation und damit die Durchsetzung neuer sprachlicher Formen.

Politische Entwicklungen

Historische Entwicklungen wirken sich auf Sprachgemeinschaften aus und bewirken auch Veränderungen im Sprachverhalten. So hat der Einfluss des Anglo-Amerikanischen auf das heutige Deutsche mit dem Ausgang des Zweiten Weltkrieges und dem folgenden wirtschaftlichen Aufschwung zu tun. Die kriegsbedingte Teilung Deutschlands in BRD und DDR hatte nach Ansicht vieler Linguistinnen und Linguisten Konsequenzen in der Standardsprache. Unter ähnlichen Gesichtspunkten sind auch die Unterschiede des Deutschen in Österreich und der Schweiz zu sehen. Das Afrikaans ist durch die niederländische Kolonisationstätigkeit in Afrika entstanden.

Räumliche Gegebenheiten

Für die sprachliche Entwicklung sind die Verkehrs- und Kommunikationsmöglichkeiten zwischen Menschen von Bedeutung. In der Dialektologie gibt es eine alte Regel: „Täler verbinden, Berge trennen.“ Markante Gebirgszüge haben sich daher immer als „Sperrungen“ oder „Barrieren“ ausgewirkt. Flüsse erscheinen manchmal als sich von selbst ergebende Sprachgrenzen. Außerdem hat man beobachtet, dass die Sprache am Rand von geschlossenen Sprachgebieten konservativer bleibt als im Zentrum. So haben etwa die südbairischen Dialekte in Tirol und Westkärnten die althochdeutsche Affrikata [kx] bewahrt.

Historische Entwicklungen

THEODOR FRINGS konnte nachweisen, wie Dialektgrenzen des Deutschen auf alten mittelalterlichen Verwaltungsgrenzen (etwa von Fürstentümern oder Kirchensprengeln) beruhen. Es zeigt sich, dass politische, verwaltungstechnische und konfessionelle Grenzen besonders lange in Form von unterschiedlichen Mundarträumen widerspiegelt werden und damit Einfluss auf unterschiedliche Entwicklungen in der historischen Dimension nehmen.

Gezielte Eingriffe in die Sprache

Es ist immer wieder vorgekommen, dass Einzelpersonen oder Personengruppen bewusst oder unbewusst regulierend in die Entwicklung der Sprache eingegriffen haben. MARTIN LUTHER und der Einfluss, den seine Bibelübersetzung auf die deutsche Sprache ausgeübt hat, sind ein Beispiel für individuelle Sprachregelung, die

VOLKSETYMOLOGIE

Der von ERNST FÖRSTEMANN (s. S. 14) ursprünglich für Namen eingeführte Begriff meint falsche Etymologien, die aufgrund von synchronen Laut- und Bedeutungsähnlichkeiten zweier Wörter ohne Berücksichtigung ihrer diachronen Entwicklung erstellt werden. So hat Sucht nichts mit suchen zu tun; Sucht entstand durch die Primärberührung (s. S. 67) aus siechen so wie Zucht aus ziehen, Tracht aus tragen u.a.m. Bei einer Volksetymologie werden zwei synchrone, zufällig ähnlich klingende Wörter, die entweder auch eine zufällige Bedeutungsübereinstimmung aufweisen oder denen eine ähnliche Bedeutung einfach zugewiesen wird, willkürlich in Beziehung zueinander gebracht.

Weitere berühmte Beispiele sind:

Die Bezeichnung Armbrust scheint logisch, weil das Gerät schließlich mit dem Arm gegen die Brust gedrückt wird; sie ist aber eine Umdeutung aus lat. arcubalista ‚Bogenscheuder‘.

Lat. habere und dt. haben sehen zwar ähnlich aus und bedeuten auch beide ‚haben‘, aber haben stammt von lat. capere ‚ergreifen, erfassen, nehmen‘.

GOETHEs Erbkönig reitet nicht durch Erlenwälder. Das Wort stellt einen Übersetzungsfehler HERDERS von dän. elve(r)konge ‚Elfenkönig‘ dar.

Am Friedhof wird ursprünglich nicht der ewige Frieden gefunden. Der Ausdruck steht mit ahd. frîten ‚hegen‘ in Verbindung und bedeutet ‚geschützter Hof‘ (vgl. einfrieden).

Weder Berlin noch Bern hängen mit Bären zusammen. Berlin (auch mit der Endsilbenbetonung als nicht deutschsprachig erkennbar) geht auf apolb. *birl-/*berl- ‚Sumpf, Morast‘ zurück und bedeutet ‚Ort in einem sumpfigen Gelände‘. Die Etymologie von Bern sieht ihn als „Erinnerungs- und Programmnamen“ nach Verona (s. NIEMEYER 2012, S. 60). Die volksetymologische Umdeutung hat bei beiden Städten zu einem Bären im Wappen geführt.

Die wichtigsten etymologischen Wörterbücher des Deutschen sind „Etymologisches Wörterbuch“ (2010), „Duden Das Herkunftswörterbuch“ (2014), KLUGE (2011), „Wahrig Herkunftswörterbuch“ (2009) [erklärt besonders viele Redewendungen]; s. auch OLSCHANSKY (2017).

Sprachgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts und ihre Vertreter für gezielte, punktuelle Eingriffe (die aber meist nicht erfolgreich waren). Auch bestimmte kulturelle Vorstellungen oder Richtlinien können sich auf die Sprache auswirken, z.B. durch die Tabuisierung bestimmter Sachbereiche (etwa des Sexuellen) oder durch religiöse Vorschriften, Diktate der Höflichkeit u.a.m.

1.3.2

Innersprachliche Faktoren des Sprachwandels

Sprachökonomie

Unter Ökonomie (oder Wirtschaftlichkeit) kann man sich den größtmöglichen Effekt beim Einsatz der geringsten Mittel vorstellen. Wenn man diese Forderung auf die Sprache überträgt, stellt sich allerdings die Frage, wer oder was über „Ökonomie“ in der Sprache entscheidet. Die Diskussion geht bis auf HERMANN PAUL zurück, der als ersten und vornehmsten Grund des Lautwandels eine Sprecherleichterung und damit die Bequemlichkeit des Sprechers sieht. Bekannteste Beispiele für Sprecherleichterungen sind die Assimilationen der verschiedenen Umlaute in der deutschen Sprachgeschichte. Das ist sinnvoll auf Basis eines Sprecher-Hörer-Modells, wobei bei Assimilation und Dissimilation die Bedürfnisse des Sprechers ausschlaggebend wären. Es muss aber bedacht werden, dass das für den Sprecher Einfachste nicht automatisch auch das für den Hörer Einfachste sein muss. Als offensichtliche Konsequenz aus dieser Tatsache kann man beobachten, dass es in jeder natürlichen Sprache ein gewisses Maß an Redundanzen geben muss, weil sonst eine Verständigung zu anstrengend und dadurch auf Dauer nicht oder nur schwer möglich wäre.

Man kann eine Reihe von sprachökonomischen Merkmalen aufstellen, die im Interesse sowohl des Sprechers als auch des Hörers liegen. Dazu zählen: kleines Morpheminventar, kurze Morphe, kleines Phoneminventar, niedrige Phonemkomplexität, kleines Merkmalinventar u.a.m. Wichtiger als diese Merkmale ist etwa die Forderung nach der Eindeutigkeit der Phone, die durch andere Ökonomieprinzipien nicht eingeschränkt werden dürfen; dies ist vor allem ein Bedürfnis des Hörers. Da dieses Prinzip als Regulativ für alle anderen Ökonomieprinzipien fungiert, nimmt auch der Hörer indirekt Einfluss auf die Sprachentwicklung.

Das ZIPF'sche Gesetz

Das vom amerikanischen Linguisten GEORGE K. ZIPF (1902–1950) formulierte und nach ihm benannte **ZIPF'sche Gesetz** besagt: Sortiert man die in einem Text vorkommenden Wörter nach ihrer Häufigkeit abnehmend in einer Liste, so zeigt sich, dass für jede Form das arithmetische Produkt aus dem Rang in dieser Liste und der absoluten Häufigkeit relativ konstant ist. Kommt etwa das in einer solchen Liste an erster Stelle stehende Wort fünfzigmal vor und das an fünfzigster Stelle stehende Wort nur einmal, so ist das arithmetische Produkt jedes Mal 50. Diese Regel gilt für alle Texte, alle Sprachen und alle Zeiten, sodass es sich nach ZIPF um eine **Sprachuniversalie** handelt. Was zunächst nach reiner Zahlenspielerei aussieht, sagt etwas ganz Handfestes aus, nämlich: Je länger eine sprachliche Form ist, desto seltener kommt sie vor. Man kann also einen Zusammenhang zwischen Häufigkeit und Wortlänge herstellen: Am häufigsten kann man Einsilber nachweisen, im Deutschen machen sie etwa 50 % aller Wörter aus. Es hat sich allerdings gezeigt, dass dieses Gesetz nur zuverlässig bei mittlerer Wortlänge angewandt werden kann.

Abbau von Markiertheiten

Die so genannte Markiertheitstheorie oder Natürlichkeitstheorie (die auf ROMAN JAKOBSON und seine Untersuchungen zum Russischen zurückgeht) postuliert, dass es in der Sprache natürliche Einheiten gibt, die unmarkiert sind, und unnatürliche, die markiert sind. JAKOBSON etwa betrachtete im Russischen bei der Dichotomie Nominativ vs. Akkusativ den Nominativ als unmarkiert, den Akkusativ als markiert. Die Auslautverhärtung im Deutschen kann mit der Markiertheitstheorie dahingehend erklärt werden, dass die markierten stimmhaften Phoneme ihr Merkmal, d.h. die Stimmhaftigkeit, verlieren und unmarkiert werden. Allerdings kann der sprachliche Wandel nicht generell als ein Abbau von Markiertheiten verstanden werden. Ein Abbau von Markiertheiten auf der einen Ebene hat nämlich eine Zunahme auf einer anderen zur

Folge. Auch kann die Natürlichkeitstheorie wenig über die Ursache sprachlichen Wandels aussagen, also *warum* es zu einer Änderung bei den Markiertheiten kommt.

Kumulative Prozesse

Sprachökonomische Überlegungen verleiten dazu, Sprachwandel teleologisch, also auf ein Ziel ausgerichtet, zu sehen. Das ist deshalb möglich, weil wir in früheren Sprachstadien das Ergebnis des Sprachwandels kennen; die Bestimmung des Endergebnisses ist aber dann unmöglich, wenn es sich um aktuelle Prozesse handelt. Daher lehnen Forscher wie RUDI KELLER die vermeintliche Teleologie von Sprachwandel generell ab und sehen Sprachwandel vielmehr als einen evolutionären Prozess. Das bedeutet, dass er einen nicht vorhersehbaren Prozess von Variation und Selektion darstellt. KELLER sieht dabei Sprache als ein Phänomen der „dritten Art“, also weder als ein Werk (Produkt) noch als eine (geistige) Kraft; Sprachwandel ist vielmehr das Ergebnis eines kumulativen Auswahlprozesses.

Sprachwandel als Regelveränderung

Für den Strukturalismus ist die *langue*, also das abstrakte Sprachsystem, der einzig würdige Gegenstand linguistischer Untersuchungen. Die Generative Grammatik hat dies insofern kritiklos übernommen, als sie Sprache in Form von Regeln auf der Ebene der Kompetenz zu beschreiben sucht. Sprachwandel ist für die Generativistik die Veränderung von Regeln in der Kompetenz. Bisher hat sich die generative Beschreibung allerdings im Wesentlichen nur auf den Sprachwandel im phonologischen Bereich konzentriert.

Gegenüber dem Strukturalismus stellt dieses Modell insofern einen Fortschritt dar, als es den statischen Beschreibungszustand überwindet. Genau genommen können strukturalistische Modelle den Sprachwandel nämlich nicht beschreiben, da eine diachrone Perspektive in dieser Theorie nicht vorgesehen ist. Allerdings setzt die Generative Grammatik (ebenfalls in Folge ihrer strukturalistischen Wurzeln) eine homogene Sprachgemeinschaft voraus, unbeeinflusst durch soziale, psychische und pragmatische Faktoren. Wir wissen aber, dass es eine solche Sprachgemeinschaft in der Realität praktisch nicht gibt.

Die generative Sprachauffassung sieht Sprachwandel als Regelveränderung, d.h. als Hinzufügen, Aufgeben oder Umordnen von Regeln. Im Vordergrund steht dabei die Regelvereinfachung. Allerdings sind

Laut- und Formenwandel

Wenn vom **Lautwandel** die Rede sein wird, muss man sich stets bewusst sein, dass dieser Terminus heute etwas problematisch ist. Der Strukturalismus würde nahe legen, dass man den Terminus „Lautwandel“ einfach durch „Phonemwandel“ ersetzt. So einfach liegen die Verhältnisse aber leider nicht. Denn die traditionelle Sprachgeschichtsschreibung fasst vielfach „Lautwandel“ wirklich als Veränderungen von physiologischen Einheiten, also auf der lautlichen Ebene auf, etwa bei der Beschreibung der Ersten Lautverschiebung. Natürlich schwingen immer auch Strukturvorstellungen mit, wenn etwa für die Frühzeit der deutschen Sprache letztlich keine absolut sicheren Aussagen über die phonetische Qualität getroffen werden können.

Lautwandel wird von den Sprachteilnehmern nicht bewusst wahrgenommen (z.B. idg. $p >$ urgerm. f), wobei in weiterer Folge unterschieden wird zwischen spontanem Lautwandel und kombinatorischem Lautwandel:

spontaner Lautwandel: Die Ursachen hierfür sind nicht erkennbar, z.B. idg. $p >$ urgerm. f .

kombinatorischer Lautwandel: Die Ursachen sind erkennbar, es handelt sich zumeist um Assimilationserscheinungen, z.B. Umlaut: Im Althochdeutschen wird a vor i, j der Folgesilbe zu e gehoben, z.B. ahd. $*slagi > *slegi >$ mhd. $slege$.

Lautersatz (Lautsubstitution) hingegen ist eine von den Sprachbenützern bewusst vollzogene Lautveränderung, da dem „neuen“ Laut höheres Prestige, mehr Modernität u.a.m. zugeschrieben wird. Auch bei Übernahmen von Lauten aus fremden Sprachen kommt es oft zum Lautersatz, wenn Laute der Gebersprache (z.B. das engl. $\langle th \rangle$ $[\theta]$) in der Nehmersprache nicht vorhanden sind und durch „ähnliche“ Laute (z.B. $[s]$) ersetzt werden.

Etymologie bezeichnet sowohl Herkunft, Grundbedeutung, inhaltliche und formale Entwicklung einer Wortform als auch die Wissenschaft davon. Sie versucht, möglichst die älteste Form eines Wortes zu eruieren (das **Etymon**).

nie Kriterien für „Einfachheit“ in der Sprache festgelegt worden, außer vielleicht für die phonologische Komponente.

Unerklärbarkeit des Sprachwandels

In der gesamten Sprachgeschichte kann man Phänomene ausmachen, die sich (zumindest bisher) einer kausalen Erklärung widersetzen. Nicht begründet werden können etwa die Veränderungen der Ersten Lautverschiebung. Auch psychologisch bedingte Veränderungen sind letztlich einer rationalen Erklärung nicht zugänglich. Linguisten wie ROGER LASS halten daher jede Art von Sprachwandel für irrational und somit nicht erklärbar. Man sollte daher nicht fragen, *warum* sich Sprache ändert, sondern *wie*.

Zusammenfassung

► Die Historische oder Diachrone Linguistik beschäftigt sich mit der historischen Dimension von Sprache und ihren Beschreibungsmöglichkeiten. Synchrone und Diachrone Sprachwissenschaft sind keine Gegensätze, sondern ergänzen einander. Die Sprachgeschichtsschreibung muss sich (als theoretische Grundlage) mit prinzipiellen Fragen auseinander setzen, etwa damit, was Sprache ist, in welchen Erscheinungsformen sie auftritt und wie man sie beschreiben kann.

Ebenso wie die Sprache selbst wandeln sich auch die Anschauungen der Sprachwissenschaft über das Wesen der Sprache und die Möglichkeiten ihrer Beschreibung. Organismuskonzept, Stammbaum-, Wellen-, Substrat- und Entfaltungstheorie haben ebenso ihre Spuren hinterlassen wie Strukturalismus, Pragmatik und Generativistik. Aber keiner dieser Ansätze kann alleinige Gültigkeit beanspruchen, vielmehr müssen sie miteinander kombiniert werden.

Die deutsche Sprache kann, wie jede natürliche Sprache, nach diatopischen, diastratischen und diaphasischen Gesichtspunkten beschrieben werden. Sprachgeschichte, Dialektologie und Namenkunde bilden dabei eine unzertrennliche Trias.

Sprachgeschichtsschreibung muss alle sprachlichen Varietäten und die sprachlichen Veränderungen (den Sprachwandel) auf allen

Zusammenfassung

sprachlichen Ebenen beschreiben, die allerdings aus forschungsge-schichtlichen Gründen unterschiedlich gut erforscht sind.

Der weltweit erste Sprachatlas wurde von GEORG WENKER begrün-det. Eine der praktischen wissenschaftlichen Folgen des grundsätz-lichen Sprachwandelproblems ist die Periodisierung der Sprachge-schichte.

Übungen

- 1 ● Welche Sprachen gehören aufgrund der Stärke von Isoglossen-bündeln (s. Abb. 6 S. 24) näher zusammen?
- 2 ● Nennen Sie Nachteile der Stammbaumtheorie.
- 3 ● Von wem stammt das erste wissenschaftliche Dialektwörter-buch, von wem die erste umfassende Personennamendarstel-lung?
- 4 ● Nennen Sie Varietäten der deutschen Sprache.
- 5 ● Nennen Sie Faktoren, die Sprachwandel bedingen oder auslösen können.

Literatur

- BESCH, WERNER/BETTEN, ANNE/REICHMANN, OSKAR/SONDEREGGER, STEFAN (1998–2004) (Hg.): Sprachge-schichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4 Teilbände. 2. Aufl. Berlin, New York.
- GARDT, ANDREAS (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin, New York.
- NÜBLING, DAMARIS/DAMMEL, ANTJE/DUKE, JANET/SZCZEPANIAK, RENATA (2017): Historische Sprachwissen-schaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 5. Aufl. Tübingen.
- SCHMID, HANS ULRICH (2017): Einführung in die deutsche Sprachgeschichte. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar.

Vorgeschichte des Deutschen

| 2

Inhalt

- 2.1 Indogermanisch
 - Zur Methodik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft
 - Das indogermanische „Urvolk“
 - Die indogermanische Sprachstruktur
 - Der Ablaut
 - Kentum- und Satemsprachen
 - Alteuropäische Hydronymie
- 2.2 Germanisch
 - Ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen
 - Runen
 - Die germanischen Sprachen
 - Vokalische Veränderungen vom Indogermanischen zum Germanischen
 - Konsonantische Veränderungen vom Indogermanischen zum Germanischen
 - Die Erste Lautverschiebung
 - Veränderungen im Germanischen
 - Das VERNER'sche Gesetz
 - Westgermanische Neuerungen

Genau genommen kann eine „Deutsche Sprachgeschichte“ nur die deutsche Sprache umfassen. Von einer solchen kann man erst ab etwa 600 n. Chr. mit dem Althochdeutschen (dieses Datum beruht auf Rekonstruktionen) und ab etwa 800 mit dem Altniederdeutschen sprechen. Die Vor- und Frühgeschichte – und das sind das Germanische und Indogermanische – gehören nach strenger Auffassung nicht zum Deutschen. Wenn sie trotzdem in Sprachgeschichten oft mitbehandelt werden, dann deshalb, weil Sprachen nicht aus dem Nichts entstehen und zum Verständnis der Sprachgeschichte des Deutschen auch dessen Vorläufer von eminenter Bedeutung sind. Sie sollen hier aber nur überblickshaft und kursorischer als die restlichen Epochen dargestellt werden.

2.1 | Indogermanisch

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entdeckte man durch systematische Vergleiche, dass fast alle Sprachen Europas und eine große Zahl von existenten und ausgestorbenen Sprachen in Vorderasien (bis nach Indien) so viele Übereinstimmungen in der Phonologie, Morphologie, Lexik und Syntax aufweisen, dass dies nicht auf Zufall beruhen könne. Die Einzelsprachen müssten vielmehr auf eine gemeinsame Grundlage, eine **Ursprache**, zurückgehen. Während der nächsten Jahrzehnte wurden ausgefeilte Methoden entwickelt, um diese Ursprache zu rekonstruieren.

2.1.1 | Das indogermanische „Urvolk“

Im Sinn der Stammbaumtheorie ging man fest davon aus, dass die rekonstruierte Sprache tatsächlich existierte und dass sie von einem einheitlichen Urvolk gesprochen wurde. Da sich dieses Volk aber nirgends selbst genannt hat, bezeichnete man es in Ermangelung eines anderen Begriffes als **Indogermanen** (nach dem südlichsten und nördlichsten Sprachzweig) oder auch **Indoeuropäer**. Man darf aber nie vergessen, dass

1. die Annahme des indogermanischen Urvolks eine zweistufige Rekonstruktion ist, denn zuerst rekonstruierte man die Sprache und dann nahm man an, dass diese Sprache auch von einem realen Volk gesprochen wurde;

„Indoeuropäisch“ ist heute international der häufigere Ausdruck, „Indogermanisch“ findet man nur noch im deutschen Sprachraum.

Die Methodik der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

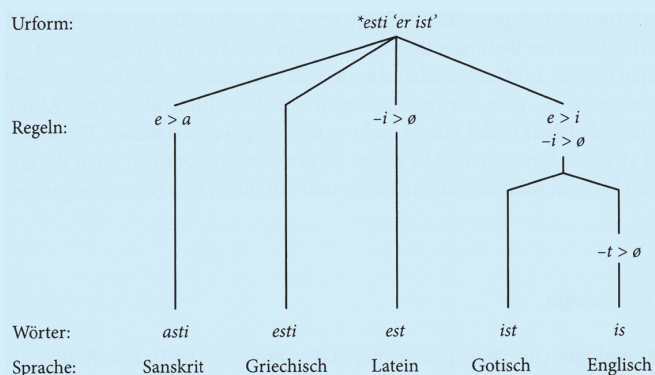
Grundlage jedes Sprachvergleichs ist die Heranziehung der möglichst ältesten Sprachbelege. Dabei sind folgende Faktoren entscheidend:

- Alter, Umfang und inhaltliche Vielfalt der Zeugnisse
- die Zuverlässigkeit der Überlieferung
- die Notationsmethode der Schrift

Die Erforschung von Verwandtschaftsverhältnissen zwischen Sprachzweigen sowie die **Rekonstruktion** früherer Sprachstufen erfolgt mittels Annahme von **Lautgesetzen** – also von Regeln für die historischen Veränderungen von Lauten bzw. Phonemen. Sie werden als **ausnahmslos** postuliert in dem Sinn, dass am selben Ort zur selben Zeit in derselben Sprachschicht und in vergleichbarer Laut/Phonem-Umgebung dieselben Veränderungen eintreten. So wird jedes idg. p im Germanischen zu einem f, allerdings nur, solange das Lautgesetz **produktiv** ist (lat. piscis $\cong$ germ. *fiskaz ‚Fisch‘). Rekonstruierte, nicht belegte Formen werden üblicherweise mit einem davorgesetzten * Stern (**Asteriskus**) bezeichnet.

Unmittelbar an das Lautgesetz gekoppelt ist die **Analogie**. Damit werden sprachliche Veränderungen bezeichnet, die nicht auf lautgesetzlichen Grundlagen beruhen, sondern durch Anpassung an andere, bereits vorhandene häufigere sprachliche Formen erfolgen. Durch Anwendung dieser Prinzipien und Wortgleichungen, die durch eigene Symbole gekennzeichnet sind (> ‚wird zu‘, < ‚entsteht aus‘, $\cong$ ‚entspricht‘; dieses für Sprachzweige, die nicht direkt miteinander „verwandt“ sind: Germ. *fiskaz *entsteht* nicht aus lat. piscis, sondern beide gehen auf eine gemeinsame, indogermanische Grundlage zurück), kam man in mühseliger Arbeit zur Rekonstruktion der Sprachsysteme und der Zusammenhänge zwischen ihnen, z.B.:

Abb 8 | Schema für äußere Rekonstruktion am Beispiel von urgerm. *esti



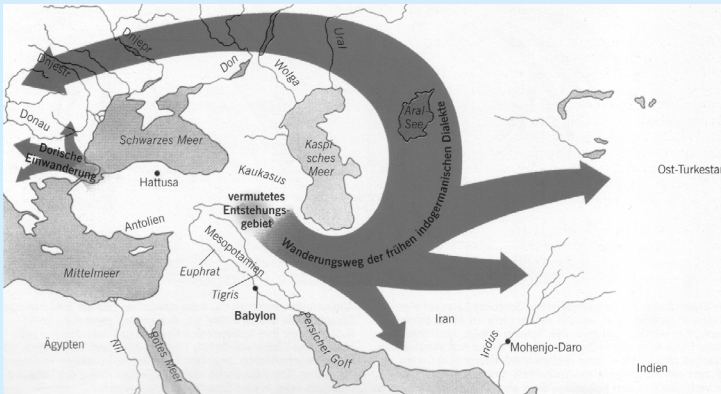
Die **äußere** oder **externe Rekonstruktion** lässt durch die Analyse von als genetisch verwandt geltenden Sprachen Rückschlüsse auf die gemeinsame Grundlage oder Ursprache zu. Die **innere** oder **interne Rekonstruktion** untersucht dagegen eine Einzelsprache und versucht, durch die Analyse systematischer Zusammenhänge ältere Sprachstufen aufzudecken.

2. weder die indogermanische Sprache noch das indogermanische Volk in realen Zeugnissen (Artefakten, schriftlichen Zeugnissen) belegt sind. Unser gesamtes Wissen über sie beruht ausschließlich auf Schlussfolgerungen.

Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts nahm man an, dass sich alle indogermanischen Sprachen aus einer einzigen Ursprache in Form eines Stammbaumes entwickelten. Man stellte sich ein indogermanisches Urvolk als einen einzigen Stamm vor, der durch Bevölkerungswachstum so groß wurde, dass sich einzelne Gruppen (Sippen, Stämme, Generationen) absplatteten und weiterwanderten. Am neuen Siedlungsort vermischten sich die indogermanischen Neuankömmlinge mit einer bereits ansässigen nichtindogermanischen Urbevölkerung. So sollen das Griechische, Lateinische, Germanische und alle anderen indogermanischen Sprachzweige entstanden sein (vgl. Stammbaumtheorie S. 21).

Eine der denkbaren „Urheimaten“ der Indogermanen

Abb 9



Die Bemühungen der Sprachgeschichte zielten daher darauf ab, die indogermanische Ursprache zu rekonstruieren. Dies ging so weit, dass AUGUST SCHLEICHER eine Fabel des Äsop in das postulierte Indogermanische „rückübersetzte“ (sie ist als so genannte „SCHLEICHER’sche Fabel“ in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen). Dieser Optimismus gilt heute nicht mehr als seriös.

Erklärung

- ▶ 1. Ein indogermanisches Urvolk ist archäologisch nicht nachweisbar.
2. Eine indogermanische Ursprache ist nicht belegt. Alle Aussagen über das „Indogermanische“ beruhen auf sprachwissenschaftlichen Rekonstruktionen.
3. Wir besitzen nur Quellen in indogermanischen Einzelsprachen, die höchstens bis ins 18. Jahrhundert v. Chr. (Hethitisch) zurückreichen.

Die einzige Möglichkeit, Aussagen über die vermutete „Ursprache“ zu machen, ist also der systematische Vergleich von Einzelsprachen. Um etwas über das Leben des vermeintlichen indogermanischen Urvolks herauszufinden, kann man nur Wörter aus Einzelsprachen vergleichen – eine Methode, die man „linguistische Palä-

ontologie“ genannt hat. Auf diese Weise glaubte man, Folgendes herausfinden zu können:

- Das vermutete indogermanische Urvolk lebte in Großfamilien (Sippen): Fast alle unsere Verwandtschaftsbezeichnungen sind gemeinindogermanisch: Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Oheim etc.
- Die Indogermanen waren keine Nomaden mehr: Das zeigen Begriffe aus dem Hausbau (Dach), dem Ackerbau (Acker, Joch), von Kulturpflanzen (Korn) und aus der nicht rein nomadischen Tierzucht (Herde, Wolle, melken). (Es konnte bisher noch nicht geklärt werden, ob das wichtige Wort Pflug indogermanischen Ursprungs ist.)
- Eine auffallend große Zahl an Haustierbezeichnungen weist auf sesshafte Tierhaltung: Kuh, Stier, Ochse, Schwein, Bock, Hund, Fohlen, Gans, Ente. Auffallend ist, dass die indogermanischen Sprachen keine gemeinsamen Wörter für „exotische“ Tiere wie Löwe, Tiger, Elefant, Kamel oder für Pflanzen wie Palme, Zypresse, Olive oder Öl haben.
- Die Indogermanen verfügten bereits über technische Kenntnisse: Der Wagen und seine Bestandteile (Nabe, Rad) sind ebenso indogermanisch wie die Bezeichnung Erz. Das Eisen war noch nicht bekannt (es gibt keinen einheitlichen indogermanischen Begriff dafür), sodass die indogermanische Zeit vor der Eisenzeit angesetzt wird. (Als Entdecker des Eisens gelten die Hethiter.)
- Besonders wichtig war den Indogermanen offenbar die Nacht; die Zeit wurde nach dem Mondkreis gemessen, wovon Ausdrücke wie Weihnachten, Monat (zu Mond) und engl. fortnight ‚14 Tage‘ zeugen.
- Bei der Terminologie für Wald- und Baumbestand gibt es keine einheitlichen indogermanischen Bezeichnungen (wie etwa für die Angehörigen der Großfamilie). Wald ist vielleicht etymologisch mit wild verwandt, offenbar ist den Indogermanen der Wald, den man sich als undurchdringlichen Urwald vorzustellen hat, immer unheimlich gewesen.
- Sie rechneten mit dem Dezimalsystem, offenbar ausgehend vom Zählen mit den zehn Fingern.

Aus diesen und weiteren Beobachtungen schloss man, dass die Urheimat der Indogermanen nicht der Mittelmeerraum oder das Gebiet um das Schwarze Meer oder das Kaspische Meer, sondern

vielmehr ein Heide- oder Savannengebiet gewesen sein muss. In diesem Fall hätten die Abgewanderten die Baumarten in der neuen Heimat jeweils anders benannt, was die Uneinheitlichkeit in der indogermanischen Ursprache erklären würde. Man suchte nach solchen Vegetationszonen im dritten vorchristlichen Jahrtausend, von denen sowohl Europa als auch Asien leicht „erwandert“ werden können.

Es muss erwähnt werden, dass diese Methode nicht unumstritten ist. Das so genannte **Lachs-Argument** beruht darauf, dass die Bezeichnung für diesen Fisch nicht nur im Germanischen, Slawischen und Baltischen vorkommt, sondern in der Bedeutung ‚Fisch‘ auch im Tocharischen weit im Osten Mittelasiens. Die Schlussfolgerung, dass die Indogermanen daher aus Gebieten kommen, in denen dieser Fisch heimisch war (im Flussnetz von Weichsel, Oder, Elbe oder vielleicht auch Weser), wird aber dadurch entkräftet, dass die tocharische Bedeutung ‚Fisch‘ die ursprüngliche gewesen sein und von dort in die anderen Sprachen (mit spezialisierter Bedeutung) gekommen sein könnte. Ähnliches gilt für das **Buchen-Argument**: Dieser Baum wächst nur westlich einer Linie Varna–Odessa–Königsberg. Die abgewanderten Indogermanen hätten dann dieses Wort auf andere Bäume in ihrer neuen Umgebung übertragen. Allerdings weiß man heute, dass die Buche im Neolithikum bedeutend weiter südlich und östlich verbreitet war und erst spät nach Mittel- und Nordeuropa gekommen ist.

Noch etwas muss bedacht werden: Gewisse Wörter sind offenbar deshalb nicht überliefert, weil sie mit einem **Tabu** belegt waren. So bedeutet **Bär** einfach nur ‚der Braune‘, weil man dieses gefährliche Wesen nicht bei seinem wahren Namen nennen und damit „herbeirufen“ wollte. Auch für ‚Milch‘ und ‚Kind‘ gibt es kein gemeindogermanisches Wort. Offenbar verhinderte die Vorstellung, dass man bei Nennung der leicht verderblichen Milch und des verletzlichen Neugeborenen und Kleinkindes Dämonen und böse Geister auf sie aufmerksam machen würde, die Überlieferung der ursprünglichen Bezeichnungen.

Erklärung

- Einen Rest der mythischen Vorstellung, durch Nennung ein böses Wesen herbeizurufen, kennen wir alle aus dem Märchen Rumpelstilzchen, in dem der „wahre Name“ eine entscheidende Rolle spielt, oder wenn Abergläubische befürchten, etwas durch expressive Nennung zu „verschreien“.

Obwohl es keine einheitliche Meinung über die Lokalisierung des indogermanischen Urvolks gibt, haben sich von den vielen möglichen Gegenden die Landschaft nördlich des Kaukasus, Ost-, Mittel- oder Nordeuropa am meisten durchgesetzt. Es gab aber auch Stimmen, die sich schon früh gegen die Einheitlichkeit eines indogermanischen Urvolks ausgesprochen haben, etwa NIKOLAI TRUBETZKOY (1890–1938), der in den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts mit der Theorie aufhorchen ließ, dass das Indogermanische ein sprachliches Ausgleichsprodukt benachbarter Sprachfamilien darstellt und von Anfang an uneinheitlich war. Er prägte den Begriff des **Sprach(en)bundes**.

Heute ist die Theorie vom einheitlichen Urvolk obsolet. Erschüttert wurde die Theorie von der Einheitlichkeit des Indogermanischen durch die Entzifferung des Hethitischen ab 1915. Als Begründer der Hethitologie gilt BEDŘICH HROZNY (1879–1952), dem als Erstem die Deutung des Hethitischen gelang, indem er nachwies,

dass es sich um eine indogermanische und nicht – wie bis dahin allgemein angenommen – um eine semitische Sprache handelt. Allerdings weicht das Hethitische von der bis dahin rekonstruierten Form des Indogermanischen (die vor allem

auf dem Sanskrit, Altpersischen, Griechischen und Lateinischen beruht) eklatant ab; man hat sogar behauptet, dass die Vorstellungen des 19. Jahrhunderts vom Indogermanischen vollkommen anders ausgesehen hätten, wenn man das Hethitische früher gekannt hätte. Man stellt sich heute die Indogermanen von Anfang an als lockeren Stammesverband vor, dessen Sprache vielleicht gar nicht jene Einheitlichkeit aufwies, die man früher als selbstverständlich nahm, sondern einen Verbund oder „Mundartenblock“ darstellte. Was vor dieser Phase lag, lässt sich mit seriösen Mitteln nicht sagen.

Merksatz

- Heute stellt man sich „die Indogermanen“ nicht mehr als einheitliches Urvolk, sondern als lockeren Stammesverband vor.

Erklärung

- Die Schwierigkeit bei der ethnologischen oder linguistischen Beurteilung von archäologischen Funden besteht darin, dass ohne schriftliche Hinweise letztlich keine eindeutig beweisbare Zuordnung möglich ist.

Die indogermanische Sprachstruktur

2.1.2

Ein indogermanisches Wort bestand aus drei Teilen: der **Wurzel**, dem **Thema** oder **Stammbildungselement** (beide zusammen bilden den Stamm) und dem **Flexionselement**, z.B.

germ. *wulf—a—z ‚Wolf‘

Die Klasseneinteilung bei den Substantiven und Adjektiven erfolgt nach der Ableitung. Zum germ. a-Stamm gehören also Substantive, deren Thema ein a ist. (Wir zitieren hier ein Beispiel aus dem Germanischen, damit ein stärkerer Bezug zur deutschen Sprachgeschichte besteht.)

Die Wortbetonung (der Akzent) konnte im Indogermanischen – bestimmten Regeln folgend – auf jedem der drei Wortteile stehen, er war frei (allerdings nicht im Sinn von ‚beliebig‘). Es handelte sich um einen vorwiegend **musikalischen Akzent**, d.h., er wurde durch die Tonhöhe und nicht wie dann im Germanischen durch erhöhten Stimmdruck (**dynamischer Akzent**, ergibt Länge – Kürze) geregelt.

Das Sprachsystem der Indogermanen erscheint als erstaunlich komplex. Es umfasste nach heutigem Wissensstand:

- drei Genera: maskulin, feminin, neutrum
- Aktiv/Medium, kein Passiv (das ist eine späte Neuerung der indogermanischen Einzelsprachen)
- acht Kasus
- drei Numeri: Einzahl, Dual, Mehrzahl
- keine eigentlichen Tempora, sondern eher Aspekte einer Aktion (durativ, punktuell, ingressiv, inchoativ, iterativ, perfektiv), die später zum Tempussystem ausgebaut wurden
- mindestens vier Modi: Indikativ, Imperativ, Optativ (Wunschform), Konjunktiv (Willensform)
- keine Artikel und Präpositionen

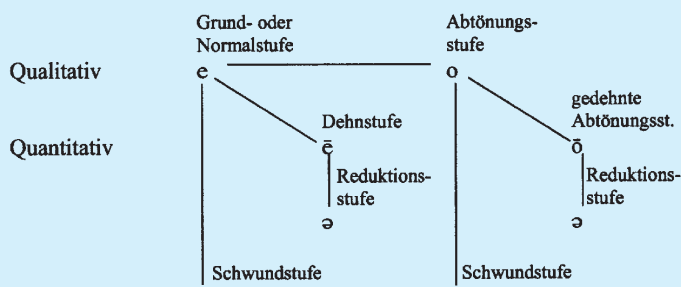
Der Ablaut

2.1.3

Unter **Ablaut** versteht man den systematischen Wechsel der Stammsilbenvokale in etymologisch verwandten Wörtern. Alle indogermanischen Sprachen kennen den Ablaut (z.B. lat. scribere [i:], aber scriptum [i], lat. fēci, factum); doch haben ihn nur die germanischen Sprachen systematisch u.a. als Wortbildungsmittel ausgebaut.

Als Grundstufe des Ablauts erscheint idg. *e*, das qualitativ und quantitativ verändert werden kann:

Abb 10 | Ablaut



Das in Abb. 10 gezeigte Schema ist ein „Over-all“-System, das alle zur Verfügung stehenden Möglichkeiten aufzeigt. Das bedeutet aber nicht, dass alle Stufen auch immer voll ausgeschöpft werden. Der qualitative Ablaut zeigt sich etwa in wurzelverwandten Substantiven wie nhd. *der Bund* – *das Band* oder in den Ablautlautreihen (nhd. *binden* [Grundstufe] – *binde* – *band* [Abtönungsstufe] – *bunden* – *gebunden* [Schwundstufe], siehe auch S. 64).

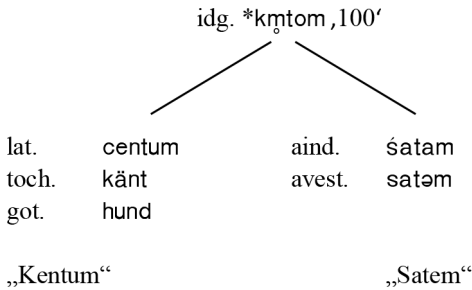
Kentum- und Satemsprachen

Das indogermanische Verschlusslautsystem weist wie dargestellt drei Reihen an Gaumenlauten auf:

Palatale	k̑	ġ	ġh
Velare	k	g	gh
Labiovelare	kʷ	gʷ	guh

Allerdings sind in keiner der indogermanischen Sprachen alle drei Reihen erhalten (es handelt sich also bei diesem Ansatz auch um ein „Proto-Indogermanisch“, ein „Over-all-System“, das alle potenziellen Möglichkeiten enthält). In den so genannten Kentumsprachen sind die Reihen 1 und 2 zusammengefallen, in den Satemsprachen die Reihen 2 und 3, wobei sich die Elemente der

Reihe 1 zu s-Lauten (Sibilanten) weiterentwickelten. Als Merkwort wird die indogermanische Bezeichnung für ‚hundert‘ herangezogen:



Im Einzelnen unterscheidet man folgende indogermanische Sprachen († = ausgestorben):

Satem-Sprachen

1. Indische Sprachen

Altindische Sprachen (†): Vedisch, Sanskrit

Mittelindische Sprachen: Pali u.a.

Neuindische Sprachen: Hindi, Bengali, Romanes u.a.

2. Iranische Sprachen

Altiranische Sprachen (†): Avestisch, Altpersisch, Medisch, Skythisch

Mitteliranische Sprachen (†): Pehlevi u.a.

Neuiranische Sprachen: Neupersisch, Tadschikisch u.a.

3. Armenisch

4. Albanisch

5. Baltische Sprachen

Litauisch, Lettisch, Altpreußisch (†)

6. Slawische Sprachen

Altslawisch (†): Altkirchenslawisch

Ostslawisch: Russisch, Ukrainisch, Weißrussisch

Westslawisch: Polnisch, Kaschubisch, Sorbisch, Tschechisch, Slowakisch

Südslawisch: Slowenisch, Serbisch, Kroatisch, Bulgarisch, Makedonisch

Kentum-Sprachen

1. Anatolische Sprachen (†)
Hethitisch, Lydisch, Lykisch u.a.
2. Tocharisch (†)
3. Griechisch
Altgriechisch (†): Mykenisch, Ionisch, Attisch, Arkadisch-Kypri-
sch, Dorisch, Äolisch u.a.
Neugriechisch
4. Italische Sprachen
Altitalische Sprachen (†): Oskisch-Umbrisch, Latino-Faliskisch
Iberoromanisch: Portugiesisch, Galizisch, Spanisch, Katalanisch,
Sefardisch (Sprache der spanischen Juden)
Galloromanisch: Französisch, Okzitanisch (= Provençalisch, Gas-
cognisch)
Italo-romanisch: Italienisch, Korsisch, Sardisch
Balkanromanisch: Rumänisch, Dalmatisch (†) u.a.
Alpenromanisch: Rätoromanisch, Ladinisch, Friaulisch
5. Keltisch
Festlandkeltisch (†): Gallisch, Keltiberisch, Galatisch u.a.
Inselkeltisch: Britannisch: Kornisch (†), Kymrisch (in Wales), Bre-
tonisch
Goidelisch: Irisch, Schottisch, Manx (auf der Insel Man, †)
6. Germanisch
Ostgermanisch (†): Gotisch, Vandalisch, Burgundisch, Rugisch,
u.a.
Nordgermanisch: Isländisch, Dänisch, Norwegisch, Schwedisch,
Färöisch
Westgermanisch: Englisch, Friesisch, Niederländisch, Deutsch,
Afrikaans, Jiddisch

Nicht klassifizierte indogermanische Sprachen (†):

Illyrisch, Messapisch, Thrakisch, Phrygisch u.a.

Nichtindogermanische Sprachen in Europa

1. Baskisch (isolierte Sprache, mit keiner anderen Sprache der Welt
verwandt)
2. Finno-Ugrisch
Ungarisch, Finnisch, Estnisch, Karelisch, Lappisch u.a.

3. Turksprachen

Türkisch

4. Semitisch: Maltesisch (auf Malta)

Lange Zeit glaubte man, dass die Kentum-Sprachen im Westen (Europa) und die Satem-Sprachen im Osten (Asien) angesiedelt seien. Es sah daher so aus, als hätte sich das indogermanische Urvolk zunächst zweigeteilt in einen Kentum- und einen Satem-Zweig, die sich dann weiter ausgebreitet hätten. Die Entdeckung des Hethitischen und Tocharischen, die als Kentum-Sprachen in Asien gesprochen wurden, machte diese Hypothese unglaublich. Heute ist die Einteilung in Kentum- und Satem-Sprachen nicht mehr so bedeutend, obwohl sie nach wie vor (mit wenigen Ausnahmen) vorgenommen werden kann.

Erklärung

► Die indogermanischen Sprachen sind zu höchst unterschiedlichen Zeitpunkten erstmals schriftlich belegt:

- Hethitisch ab dem 18./17. Jh. v. Chr.
- Griechisch-Mykenisch ab dem 17. Jh v. Chr.
- Altindisch 13. Jh. v. Chr.
- Altgriechisch ca. 800 v. Chr.
- Latein 7./6. Jh. v. Chr.
- Keltisch u. Germanisch 2. Jh. v. Chr. (Einzelbelege)
- Germanisch (Gotisch) Ende 4. Jh. n. Chr. (zusammenhängende Texte, Wulfila-Bibel)
- Deutsch, Altirisch, Englisch, Slawisch 7.–8. Jh. n. Chr.
- Baltisch 14. Jh. n. Chr.

Alteuropäische Hydronymie

2.1.4

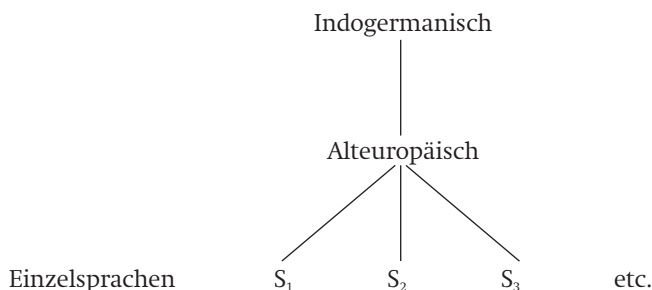
Gewässernamen sind deswegen so aussagekräftig, weil Namen zum ältesten Sprachgut gehören und in eine Zeit zurückreichen, aus der keinerlei schriftliche Quellen vorhanden sind. Unter den Namen wiederum sind Gewässernamen besonders altertümlich,

Merksatz

- Die Gesamtheit der Gewässernamen eines bestimmten Gebietes wird als „Hydronymie“ bezeichnet.

weil sie seit jeher zur Orientierung dienten und daher von sich neu ansiedelnden Völkerschaften oft übernommen wurden; auch wurden Flussnamen sehr häufig auf an den Flüssen entstandene Siedlungen übertragen (z.B. Melk, Wien, Fulda).

HANS KRAHE (1898–1965) stellte fest, dass es in Europa ein weit verzweigtes Netz an altertümlichen Gewässernamenwurzeln gibt, das von Westeuropa bis an den Ural und von Nordeuropa bis in die Mittelmeerländer reicht. Zu diesen „Wasserwörtern“ gehören etwa Ache (Rotach, Fulda), Albina, Alm (davon die Elbe oder die Alm in Oberösterreich), Enns, Etsch v.a.m. Er ging davon aus, dass die Gewässernamen Europas historisch geschichtet sind und die Namen der ältesten Schichten vielfach eine Verbreitung zeigen, die größer ist als die Verbreitung der Einzelsprachen. KRAHE postulierte daher, dass die Flussnamen aus einer Zeit des Indogermanischen stammen, bevor es in Einzelsprachen aufgebrochen war. Er nannte diese Sprachstufe „Alteuropäisch“.



Diese Annahme KRAHES konnte aber nicht verifiziert werden. Dabei zeigen sich nach KRAHES Ansicht die Flussnamen nördlich der Alpen als ältestes Sprachgut in Europa überhaupt, südlich der Alpen sind sie jünger und überlagern nichtindogermanisches Sprachgut. Zudem weisen die Namen der keltisch-germanisch-baltischen Gruppe eine größere Affinität auf, die slawische Gruppe ist nur schwach vertreten und sie grenzt sich gegen die so genannte „italische Gruppe“ (Latino-Faliskisch und Oskisch-Umbrisch) ab,

sodass KRAHE dieser Gruppe ein höheres Alter zuwies. Seiner Meinung nach muss das „Alteuropäische“ zwischen 1500 und 1000 v. Chr. voll ausgeprägt gewesen sein.

„Alteuropäische Hydronyme“ müssen drei Bedingungen erfüllen: 1. Die Stämme müssen sogenannte „Wasserwörter“ sein, die im Grund nichts anderes bedeuten als ‚Wasser‘ oder seine Eigenschaften, z.B. idg. *dreu- ‚laufen, fließen‘ (Trave, Drau); 2. Sie müssen mehrfach vorkommen und 3. Sie müssen auf indogermanische Grundformen zurückzuführen sein und dürfen keiner spezifischen indogermanischen Einzelsprache oder Sprachfamilie, z.B. Keltisch oder Germanisch, ausschließlich zuzuordnen sein.

KRAHES Schüler WOLFGANG PAUL SCHMID modifizierte die Thesen seines Lehrers dahingehend, dass er zwar die hohe Altertümlichkeit des Namengutes bestätigte, „Alteuropäisch“ als eigene Sprachstufe aber ablehnte. Ein einheitliches „Alteuropäisch“ kann linguistisch nicht nachgewiesen werden, es handelt sich um das „Indogermanische“ selbst. „Alteuropäisch“ stellt zwar eine durch Alter, Morphologie und Verbreitung gekennzeichnete indogermanische Namenklasse dar, aber keine Sprachstufe.

Germanisch

| 2.2

Der älteste und einzige längere zusammenhängende germanische Text ist die gotische Bibelübersetzung, die der arianische Ostgotenbischof WULFILA (318–383/388) um 375 anfertigte. Dafür schuf er eine eigene, hauptsächlich auf dem griechischen Alphabet basierende Schrift, um die dem Germanischen eigenen Laute besser wiedergeben zu können. Ein großer Teil des Textes ist heute in einer Prachthandschrift, dem **Codex Argenteus** (silberne und z.T. goldene Schrift auf purpurnem Pergament, geschrieben um 520 in Ravenna, heute in Uppsala), erhalten.

Das Vaterunser im Gotischen

Atta unsar þu in himinam, weihnai namo þein. qimai þiudinassus þeins, wairpai wilja þeins, swe in himina jah ana airpai. hlaif unsarana pana sinteinan gif uns himma daga. jah aflet uns þatei skulans sijaima, swaswe jah weis afletam þaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af þamma ubilin unte þeina ist þiudangardi jah mahts jah wulþus in aiwins. amen.

2.2.1 | Ethnische und sprachliche Gliederung der Germanen

Gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. entstand an der unteren Elbe, im heutigen Dänemark, an der südlichen Ostseeküste und im südlichen Schweden (also rund um die Ostsee) eine einheitliche Kultur. Aus archäologischen Funden nimmt man an, dass hier die Verschmelzung einer ursprünglich ansässigen, nichtindogermanischen Bevölkerung („Megalithgräberkultur“) mit indogermanischen Einwanderern („Streitaxtkultur“) stattfand. Die Reste dieses vorgeschichtlichen Vorgangs dürften in der germanischen Mythologie die Vorstellungen der Göttergruppen **Asen** (die zahlenmäßig größere Gruppe von Göttern, der z.B. Wodan und Thor angehören und die die indogermanischen Einwanderer symbolisieren) und **Wanen** (die kleinere Göttergruppe als Widerspiegelung der nicht-indogermanischen Urbevölkerung) begründet haben.

Im Germanischen ist etwa ein Drittel des Wortschatzes nicht indogermanischen Ursprungs. Dazu gehören v.a. folgende Bereiche:

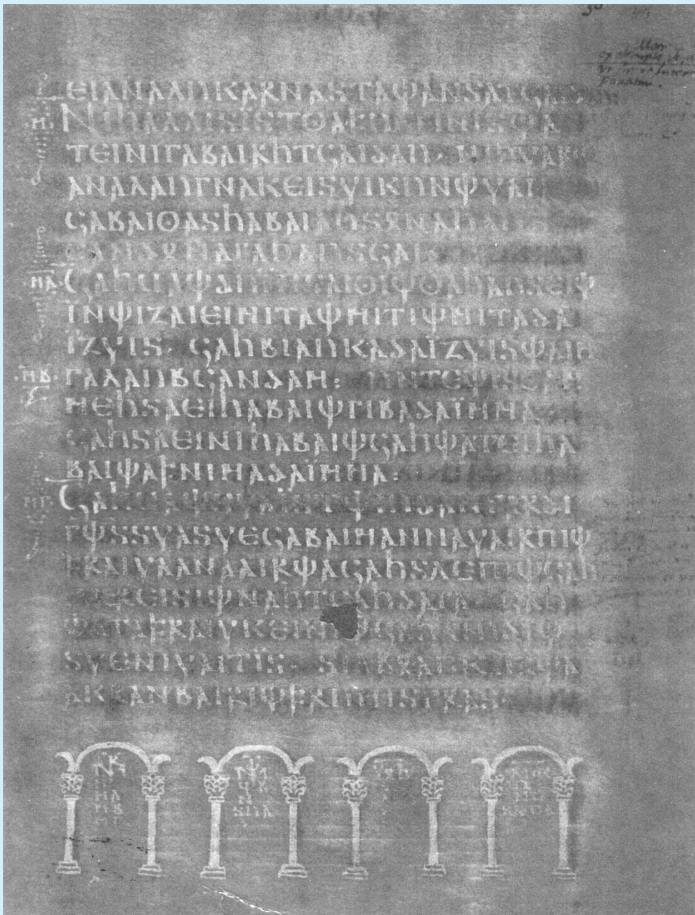
1. Schifffahrt: Nicht indogermanisch sind etwa die Wörter **Mast**, **Kiel**, **Anker**, **Ebbe** sowie die Bezeichnungen der Himmelsrichtungen, auch das Wort (die) **See**.
2. Gesellschaft: **Volk**, **König**
3. Kriegswesen: **Krieg**, **Friede**, **Schwert**

Die ursprüngliche Schlussfolgerung der Indogermanistik, im Indogermanischen habe es überhaupt keine Wörter dafür gegeben, weil die bezeichneten Sachen unbekannt waren (daher u.a. auch die Annahme, die Indogermanen seien ein Binnenvolk gewesen), konnte aber nicht aufrechterhalten werden: Schließlich ist es auch denkbar, dass bestehende indogermanische Bezeichnungen (z.B. durch die Überlegenheit der neuen Kultur) durch nichtindogermanische überlagert wurden. Daher ist man heute bei ethnologischen Schlüssen durch Untersuchung der Wortschatzbereiche vorsichtiger geworden.

Nach älterer Anschauung breiteten sich die Germanen durch Anwachsen der Bevölkerung und durch Wanderungszüge über das übrige Nordeuropa und den nördlichen Teil des kontinentalen Europa aus, sodass sie sich in der Folge stammesmäßig und sprachlich differenzierten. Die moderne Forschung hinterfragt jedoch ein ursprüngliches germanisches Urvolk. Im Lauf des ersten

Eine Seite aus dem Codex Argenteus

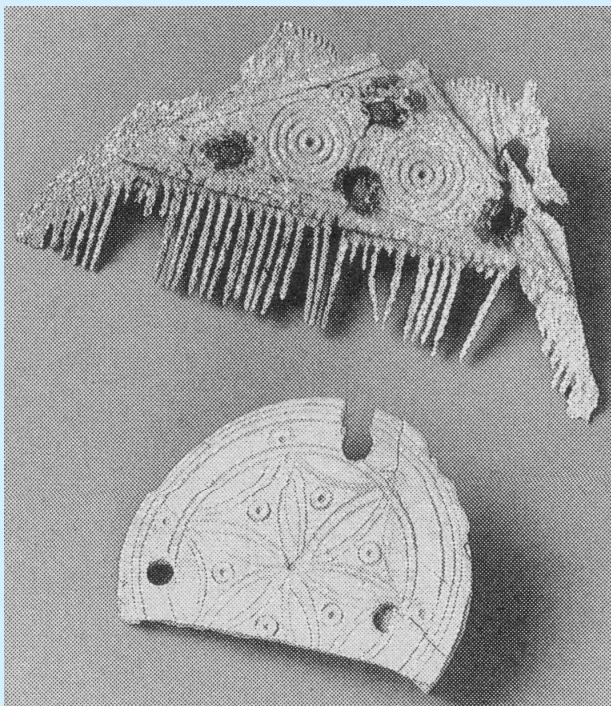
Abb 11



Erklärung

- Forschungsgeschichtlich bedeutsam sind germanische Lehnwörter im Finnischen, die besonders altertümliche Formen aufweisen, z.B. finn. rengas < germ. *hren-gaz ‚Ring‘, finn. kuningas < germ. *kuningaz ‚König‘.

Abb 12 | Germanische Beinkämme

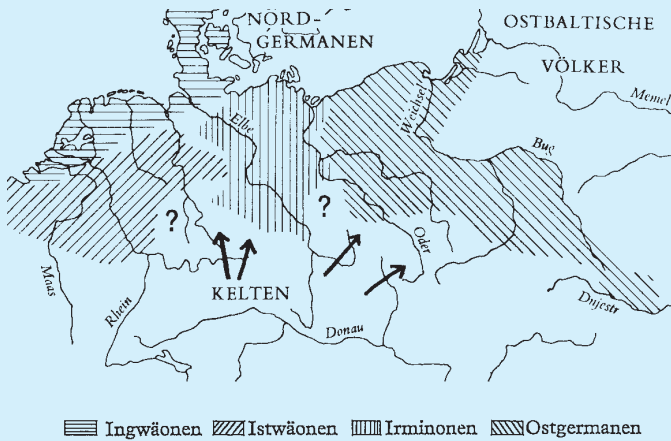


Jahrtausends v. Chr. verlagerten germanische Stämme (nach dem südöstlich von Lüneburg gelegenen Fundort großer Urnengräberfelder wird diese Stufe auch **Jastorfkultur** genannt) ihre Siedlungsgebiete allmählich nach Süden.

TACTUS erwähnt in seiner „Germania“ (ca. 100 n. Chr.) die germanische Entstehungssage, nach der der Stammesvater Mannus (= ‚Mann, Mensch‘), der selbst vom Gott Tuisto abstammte, drei Söhne hatte, aus denen die drei Teile der Germanen, die Ingwäonen, Erm-/Irminonen und Istwäonen (Ingaevones, Hermiones, Istaevones) hervorgingen. FRIEDRICH MAURER (1898–1984) brachte diese Namen ohne historische oder archäologische Grundlage mit den drei sprachlichen Germanenzweigen **Nordseegermanen**, **Weser-Rhein-Germanen** (auch **Rhein-Weser-Germanen**) und

Die Ausbreitung der Germanen um 300 v. Chr.

Abb 13



Sprachliche Einteilung der Germanen

Abb 14

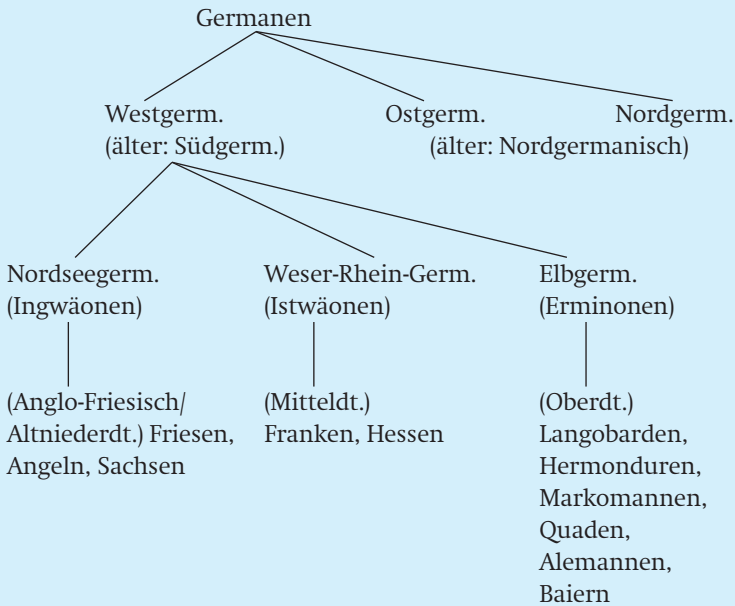
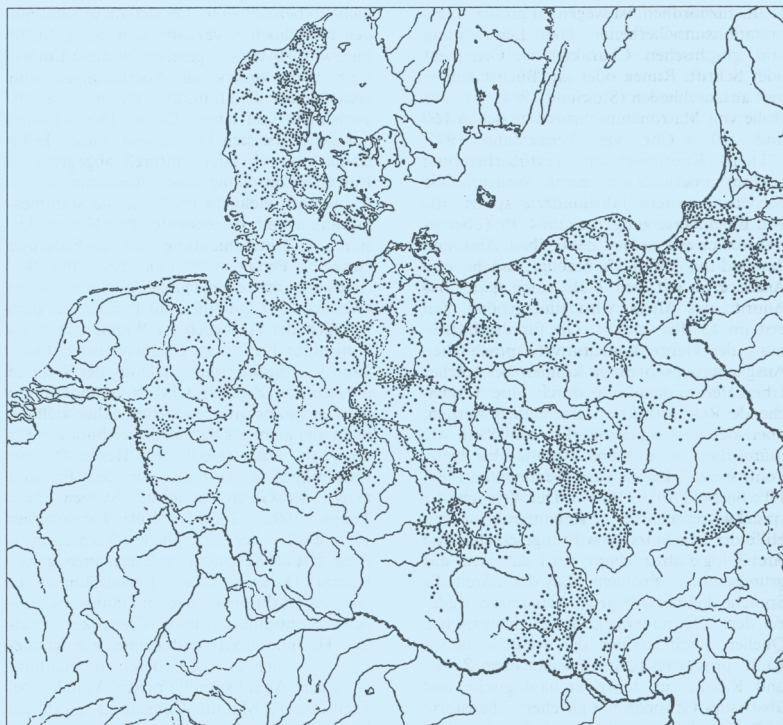


Abb 15

Germanische Fundstellen
im 1.–3. Jahrhundert



Elb(e)germanen in Verbindung. Diese Namen haben sich aus traditionellen Gründen bis heute gehalten. Die Ostgermanen werden in ihrer Frühphase manchmal auch als **Oder-Weichsel-Germanen** bezeichnet.

Um ein Beispiel aus der Stammesgeschichte zu nennen: Die **Baiern** (Bajuvarii) sind ein relativ junger Stamm. Die erste Erwähnung findet sich erst im 6. Jh. n. Chr. Ihre Entstehung (**Ethnogenese**) ist nicht geklärt, die am meisten anerkannte Theorie besagt, dass Männer aus dem heutigen Böhmen, worauf der vermutlich alte keltische Stamm Boi-i im Namen verweist, in Altbayern einwanderten und mit der dort ansässigen Bevölkerung den neuen Stamm bildeten. Eine veraltete Erklärung will die Baiern aus Ostgermanen entstanden wissen, die donauaufwärts nach Bayern eindrangten.

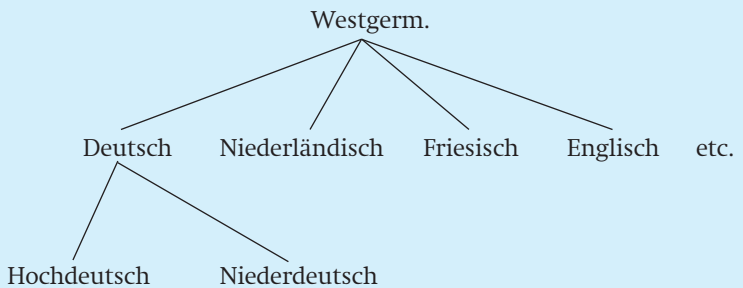
Erklärung

- Die Schreibung *Baiern*, *bairisch* bezieht sich immer auf die Sprache. (In diesem Sinn spricht man auch in Österreich mit Ausnahme von Vorarlberg „Bairisch“.) *Bayern* und *bay(e)risch* hingegen bezeichnen den heutigen Freistaat Bayern; diese Schreibung wurde erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingeführt.

Nach Ansicht der Stammbaumtheorie war aus einem einheitlichen Indogermanisch ein einheitliches, hypothetisches Germanisch entstanden (in der älteren Forschung als „Urgermanisch“ bezeichnet), das dann in ein „Gemeingermanisch“ übergegangen sein soll, d.h. in eine immer noch einheitliche Sprachform, die allen Germanenstämmen gemeinsam war (kurz vor dem Auseinanderbrechen in einzelne germanische „Sprachen“). Vorformen des Germanischen werden heute als „Protogermanisch“ bezeichnet. Dieses „Gemeingermanisch“ spaltete sich dann durch Abwanderung in „Nordgermanisch“, „Ostgermanisch“ und „Westgermanisch“. Heute wird in der Frühphase oft nicht zwischen Ur- und Gemeingermanisch unterschieden.

Aus dem Westgermanischen gingen also neben dem Deutschen noch andere moderne Sprachen hervor:

Abb 16 | Gliederung des Westgermanischen



Heute sieht man „Germanisch“ aber eher als Sammelbezeichnung für von Anfang an differenzierte Dialekte. Die Frage, auf welche ältere Sprachstufen diese Dialekte zurückgehen, kann nicht seriös beantwortet werden.

Erklärung

► Altniederdeutsch (Altsächsisch)

Zum heutigen Deutschen gehört auch das Niederdeutsche. Seine Vorstufe ist das Altniederdeutsche (Altsächsische). Dieses ist im Grund genommen eine eigene Sprache, für die aber seit Anfang der schriftlichen Bezeugung ebenfalls der Begriff deutsch verwendet wurde und die mit dem Hochdeutschen heute vor allem deshalb eine Einheit bildet, weil die niederdeutsche Bevölkerung ab dem 15./16. Jh. die hochdeutsche Schriftsprache übernommen hat. Hochdeutsche Einflüsse auf das Niederdeutsche bestanden aber schon seit der karolingischen Zeit, als die Sachsen (mit brutaler Gewalt) in das fränkische Reich eingegliedert wurden. Die oft anzutreffende Behauptung, das Deutsche sei durch die Zweite Lautverschiebung aus dem Germanischen entstanden, ist nicht richtig, weil nur das Hochdeutsche die Zweite Lautverschiebung aufweist. Während bis vor einiger Zeit nur der Terminus Altsächsisch gebräuchlich war, hat sich heute das Synonym Altniederdeutsch eingebürgert.

So wenig man heute von einem einheitlichen Indogermanisch ausgeht, so wenig gab es ein einheitliches Germanisch. Vor allem die „westgermanische“ Gruppe dürfte nach heutiger Ansicht niemals eine wirkliche Einheit gewesen sein. Es wäre auch denkbar, dass bereits im Indogermanischen bestehende Dialekte im Germanischen weitergeführt wurden und sich gegenseitig (im Sinn der Wellentheorie) beeinflussten.

Für die heutige Ansicht spricht, dass es zwischen dem Nord-, Ost- und Westgermanischen wechselnde Übereinstimmungen, die wellentheoretisch erklärbar sind, gibt. (Die ostgermanischen Goten sind abgewanderte Skandinavier.)

1. Goto-nordische Gemeinsamkeiten:

Sg. Ind. Praet. der starken Verben: got./anord. þu namt, hingegen ahd. du nâmi (-st in du namst ist eine spätere Entwicklung) u.a.m.

2. Westgermanisch-nordgermanische Gemeinsamkeiten:

Anlautendes fl- erhalten: ahd. fliohan, anord. flýga, aber got. þliuhan (,fliehen‘)

westgerm./nordgerm. z > r (Rhotazismus) ahd. mêro, aber got. maiza ,mehr‘

germ. ē₁ > westgerm./nordgerm. ā, ahd. lâzzan, hingegen got. lêtan ,lassen‘

Es ist dabei aber zu berücksichtigen, dass die ostgermanischen Sprachen relativ früh ausgestorben sind und sich vielleicht in eine Richtung weiterentwickelt hätten, die wir heute nicht beurteilen können.

Altniederdeutsches Vaterunser:

Heliand und Genesis
(1996), S. 63.

Fadar ūsa	firiho barno
thu bist an them hōhon	himila rīkea,
geuūihid sī thīn namo	uuordo gehuulico
Cuma thīn	craftag rīki.
Uuerōða thīn uuilleo	oþar thea uuerold alla,
sō sama an erðo,	sō thar uppa ist
an them hōhon	himilo rīkea.
Gef ūs dago gehuulikes rād,	drohtin the gōdo,
thīna hēlaga helpa,	endi alāt ūs, hebenes uuard,
managoro mēnschildio,	al sō uue oðrum mannum dōan.
Ne lēt ūs farlēdan	lēða uuihti
sō forð an iro uuilleon,	sō uui uuirōige sind,
ac help ūs uuiðar allun	uþilon dādiun.

Runen

2.2.2

Im Gegensatz zum Indogermanischen verfügen wir beim Germanischen tatsächlich über reale Überlieferungen. Die ältesten, auf Stein oder Metall aufgezeichneten Textzeugnisse sind (kurze) Runeninschriften. Runenschreibungen gibt es über einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren, aber nur jene des 3. bis 6. Jahrhunderts sind Zeugnisse für das Germanische. Es sind etwa zwanzig sehr kurze Inschriften aus dem 3. Jahrhundert überliefert, etwa vierzig aus der Völkerwanderungszeit. Der Rest der ca. 5000 Inschriften stammt aus späteren Zeiten. Die Herkunft dieser Schrift ist umstritten; es wurden Argumente für den Zusammenhang mit lateinischen, griechischen und norditalisch-mediterranen Schriftsystemen vorgebracht. Wie der Name Rune (zu raunen) zeigt, dienten die Inschriften wahrscheinlich vornehmlich dem magischen Kult.

Die ältesten germanischen Inschriften

Die Deutung und Datierung von HARIGASTTEIVA IIXIIX auf dem Helm B von Negau (Fundort im heutigen Slowenien, wird heute im Kunsthistorischen Museum in Wien ausgestellt) sind umstritten. Zwar sind die einzelnen Elemente durchsichtig (Harigasti ist ein Name, ‚Heergast‘, und Teiva bedeutet ‚Gott‘, vgl. deus, Tiw, Ziu), aber der Zusammenhang wird nicht klar: Stellt die Inschrift eine Anrufung dar oder werden die im Kampf zu tötenden Feinde dem Gott geweiht? Die Zeichen IIXIIX (oder /// und IP oder IL) sind nie überzeugend gedeutet worden, man hat sie z.B. als Abkürzung für eine römische Legion gesehen, doch fügen sie sich nicht ins römische Zahlensystem. Die Zeichen sind jedenfalls keine Runen.

Abb 17 | Die Speerspitze von Kowel. Die Schrift ist von rechts nach links zu lesen.



Wenn man davon ausgeht, dass die Germanen die etruskische Schrift im 1. Jh. v. Chr. kennen gelernt haben, kann man die Inschrift (je nach Interpretation) um die Zeitenwende oder ca. 100 n. Chr. datieren, sie ist damit die bei weitem älteste germanische Inschrift überhaupt. Manche gehen sogar so weit, den Helm mit dem Untergang der Kimbern etwa 100 v. Chr. in Verbindung zu bringen.

Die Speerspitze von Kowel (südlich von Brestlitowsk, Ukraine), um 250 n. Chr., weist die Inschrift TILARIDS ‚Angreifer‘ auf. Sie ist allerdings 1945 in Warschau verschollen.

Das Goldene Horn B von Gallehus (bei Tondern, Dänemark), entstanden um 400 n. Chr. (gefunden 1743, verschollen seit 1802, vermutlich mit dem inschriftenlosen Horn A eingeschmolzen, aber in einer guten Zeichnung überliefert), zeigte die Runeninschrift EK HLEWAGASTIZ HOLTIJAR HORNA TAWIDO ‚ich, Schutzgast, Holtes Sohn, machte das Horn‘. Es handelt sich um eine regelmäßige Stabreimzeile. Ungeklärt ist, ob die Inschrift west- oder nordgermanisch ist, auch weil sie im Gebiet der Angelsachsen (vor deren Abwanderung auf die Britischen Inseln) gefunden worden ist.

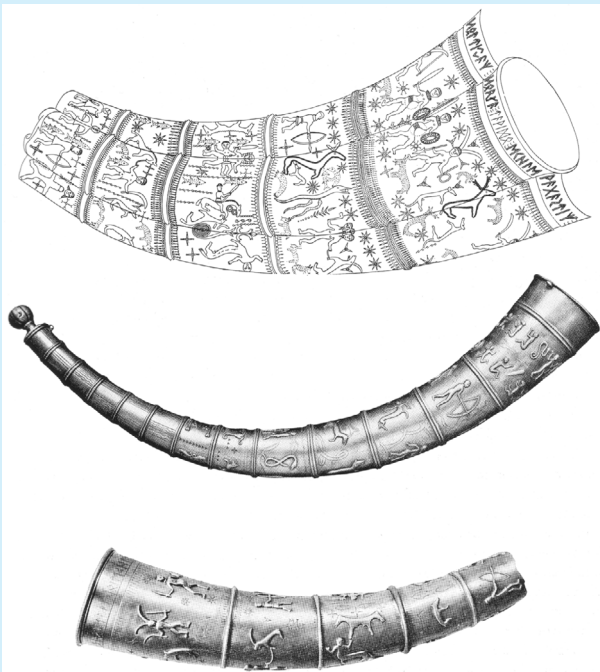


Abb 18

Goldhorn B von
Gallehus

Die Runenreihe trägt nach den Namen der 24 Zeichen auch den Namen **Futhark** (älteres Futhark), das jüngere Futhark umfasst 16 Zeichen.

Abb 19 | Älteres Futhark auf der Steinplatte von Kylver

ƿ	ᚋ	ᚑ	ᚖ	ᚗ	ᚘ	ᚙ	᚛
f	u	b	a	r	k	g	w
/f/	/u/	/b/	/a/	/r/	/k/	/g/	/w/
ᚠ	ᚡ	ᚢ	ᚣ	ᚤ	ᚥ	ᚦ	ᚧ
h	n	i	j	ī	p	z	s
/h/	/n/	/i/	/j/	?	/p/	/z/	/s/
ᚨ	ᚩ	ᚪ	ᚫ	ᚬ	ᚭ	ᚮ	ᚯ
t	b	e	m	l	ŋ	d	o
/t/	/b/	/e/	/m/	/l/	/ŋ/	/d/	/o/

ᚑ = (engl.) stimmloses [θ],
 ᚦ wird auch mit z, ᚭ auch mit ng transliteriert

2.2.3 | Merkmale der germanischen Sprachen

Die germanischen Sprachen unterscheiden sich in folgenden Punkten von allen anderen indogermanischen Sprachen:

1. Festlegung des ursprünglich freien dynamischen Wortakzents auf die erste Silbe (den Stamm). Dies hatte weit reichende Folgen für die weitere Entwicklung der germanischen Sprachen: Die Endsilben wurden abgeschwächt und der Ausbau eines synthetischen Sprachbaus (ein Wort enthält semantisch durch Suffixe alle Informationen, z.B. lat. *laudaverim*) zu Gunsten eines analytischen (z.B. dt. *ich werde gelobt haben*) sowie eines Artikelsystems u.a.m. gefördert. „Frei“ bedeutet allerdings nicht „beliebig“; die Verteilung war grammatisch geregelt.
2. Erste (oder Germanische) Lautverschiebung (s. S. 66);
3. Vokalische Veränderungen (s.u.);
4. Systematischer Ausbau des indogermanischen Ablauts beim starken Verbum („Ablautreihen“), z.B. *binden – band – gebunden* (siehe auch S. 48);

5. Ausbau einer n-Deklination („schwache Deklination“) beim Substantiv, z.B. Zunge;
6. Ausbau einer schwachen Adjektivflexion neben der starken, z.B. der gute Mensch neben guter Mensch;
7. Ausbau eines schwachen Präteritums mit t-Suffix beim Verb, z.B. lachen – lachte – gelacht.

Vokalische Veränderungen vom Indogermanischen zum Germanischen

1. idg. o
a
ə
urgerm. a
-

Beispiele: lat. noctis (Gen.) ≅ ahd. naht ‚Nacht‘ (Nom.), lat. ager ≅ ahd. ackar ‚Acker‘

2. idg. ā
ō
urgerm. ō
-

Beispiel: idg. *bhrāter > got. brōþar, griech. plōtós ≅ got. flōdus.

Diese Lautgesetze wirken sich auch auf die Diphthonge aus:

3. idg. ai
oi au
ou ei
urgerm. ai au ī
-

Beispiele: griech. oinós ‚1 auf dem Würfel‘ ≅ ahd. ains ‚1‘, lat. aes ≅ got. aiz ‚Erz‘, lat. augēre ≅ got. aukon ‚vermehrten‘, idg. *roudhos > got. raups ≅ ahd. rōt ‚rot‘

4. Die silbischen Liquide und Nasale entwickeln ein phonemisches u:

l̥ > ul, ɾ > ur, ɱ > um, ɳ > un

Beispiele: idg. *pl̥nós > germ. *fullaz ‚voll‘, idg. *bhr̥t̥is > germ. *burdiz ‚Bürde‘

Erklärung

- **Als Faustregel gilt bis zum Ende des Mittelhochdeutschen: Die Quantität des Wurzelphonems muss erhalten bleiben: Aus einem Langvokal kann nur wieder ein Langvokal oder ein Diphthong werden (oder umgekehrt), ein Kurzvokal muss ein Kurzvokal bleiben.**

Konsonantische Veränderungen vom Indogermanischen zum Germanischen

Die wichtigste Veränderung vom Indogermanischen zum Germanischen ist die so genannte **Erste (oder Germanische) Lautverschiebung**. Sie lief in mehreren Phasen ab:

1. idg. Tenuis und Tenuis aspiratae > urgerm. stimmlose Reibelaut

labial	p, ph	[p, p ^h]	>	f	[f]
dental	t, th	[t, t ^h]	>	þ	[θ]
velar	k, kh	[k, k ^h]	>	χ	[χ]
labiovelar	qu, quh	[kʷ, kʷ ^h]	>	χʷ	[χ ^w , χ ^{wh}]

Beispiele: idg. *ph₂tér > got. fadar ‚Vater‘
 idg. *bhráter > got. brōþar ‚Bruder‘
 idg. *dékm₀ > got. taihun ‚10‘
 idg. *quis > got. hwer ‚wer‘

Diese Verschiebung tritt nicht ein, wenn eine Spirans unmittelbar vorangeht, also in den Verbindungen idg. sp, st, sk, squ (> germ. sp, st, sk).

Beispiele: lat. spuō ≡ ahd. spīwan ‚speien‘
 lat. est ≡ ahd. ist ‚(er) ist‘
 lat. scabo ≡ ahd. scaban ‚schaben‘

2. idg. Mediae > urgerm. Tenuis

labial	b	[b]	>	p	[p]
dental	d	[d]	>	t	[t]
velar	g	[g]	>	k	[k]
labiovelar	gu	[g ^w]	>	kʷ	[k ^w]

Beispiele: idg. *slāb- > asächs. slāpan ‚schlafen‘
 lat. quod ≅ asächs. hwat ‚was‘
 lat. iugum ≅ got. juk ‚Joch‘
 lat. vivus (< q̥uei-) ≅ engl. quick

Auch hier gibt es Ausnahmen: idg. bt, gt, gs, dt werden nicht (wie zu erwarten wäre) zu *pp, *kp, *ks, *tp verschoben, sondern zu:

idg.		urgerm.
bt	>	ft
gt, ht	>	χt
gs	>	χs
dt > tt	>	s(s)

Beispiele: idg. *reǵtos > urgerm. *reχtaz ‚Recht‘
 idg. *u̯id-tom > urgerm. *u̯issa ‚Wissen‘

Auf diese so genannte „Primärberührung“ gehen die heutigen Unterschiede tragen – Tracht/trächtig, heben/haben – Haft, geben – Gift, ziehen (ahd. ziohan) – Zucht, siechen – Sucht zurück (s. S. 32).

3. idg. Mediae aspiratae > urgerm. stimmhafte Reibelaute

Beispiele: idg. *bhrāter > got. brōþar ‚Bruder‘
 idg. *bhendhon- > got. bindan ‚binden‘
 idg. *ghostis > got. gasts ‚Gast‘

zu-	Weiter-	im Althochdeutschen
nächst	entwicklung im	
	Germanischen	

labial	bh	[b ^h] > b	[β]	b	[b]	
dental	dh	[d ^h] > d	[ð]	d	[d]	
velar	gh	[g ^h] > g	[ɣ]	g	[g]	
labiovelar	guh	[g ^{wh}] > gu	[ɣ ^w]	gw	[gw]	g (ahd. singan ‚singen‘) oder w (ahd. sniuuit > bair. es schneibt ‚es schneit‘)

Merksatz

► **Achtung:** b, d, g bezeichnen stimmhafte *Reibelaute* [β][ð][ɣ], **keine Verschlusslaute!**

Die Phasen der Ersten Lautverschiebung erfolgten vermutlich nacheinander und dauerten über Jahrhunderte hinweg. Die Reihenfolge der Phasen ist nicht genau geklärt. Wenn man annimmt, dass als Erstes die Tenuesverschiebung erfolgte, so entstand im indogermanischen Verschlusslautsystem eine Lücke, die einen „Sog“ ausübte und die Verschiebung $b > p$ etc. verursachte. Man kann sich aber auch die oben als 3. Schritt dargestellte Verschiebung der Mediae aspiratae als ersten Schritt denken, sodass die neue Reihe b, d, g auf die noch bestehende alte einen „Schub“ ausübte, die den Wandel von altem b, d, g zu p, t, k bewirkte. Für beide Modelle gibt es gute Argumente und Gegenargumente.

Auch die Frage nach der Datierung der Lautverschiebung ist nicht einfach zu beantworten. Hier können Lehnwörter helfen wie im berühmten **Hanf-Argument**: Das Wort für ‚Hanf‘, griech. *kánna-bis*, stellt ein Lehnwort aus dem Skythischen dar, das die Griechen im 5. Jh. v. Chr. übernommen haben und das erst danach die Germanen kennen lernen konnten. Da die Verschiebung $k > \chi$ noch produktiv war, kann die Erste Lautverschiebung im 5. Jh. v. Chr. noch nicht abgeschlossen gewesen sein. Andererseits wissen wir anhand von lateinischen Lehnwörtern, die von den Germanen am Rhein vor dem 1. Jh. v. Chr. übernommen wurden, dass die Verschiebungen zu dieser Zeit nicht mehr eingetreten sind. Das bedeutet, dass die Erste Lautverschiebung zwischen dem 5. und 3./2. Jh. v. Chr. vollendet worden sein muss.

2.2.4 | Veränderungen im Germanischen

Vokalische Veränderungen

1. Umlaut

Der Umlaut ist die totale oder partielle Assimilation eines Vokals an einen Vokal oder Halbvokal der folgenden Silbe, seltener an einen Nasal oder Vokal der eigenen Silbe. Man unterscheidet 1. den bewirkenden Laut und 2. den betroffenen Laut. Der Umlaut von urgerm. **nemis* zu germ. **nimis* etwa wird korrekt als „i-Umlaut des e“ bezeichnet. Oft wird aber verkürzend der betroffene Vokal nicht erwähnt.

i-Umlaut des e (= „Hebung“): $e > i$ vor i, j, u

Beispiel: urgerm. **setjan* > germ. **sitjan* ‚sitzen‘

lat. *securus* $\cong$ ahd. *sichūr*, sicher

Nasalumlaut: e > i vor tautosyllabischem m, n

Beispiel: urgerm. *bendana > germ. *bindan ‚binden‘

tautosyllabisch = zur selben Silbe gehörend

a-Umlaut des i und u (= „Senkung“): u > o und i > e vor a, ō, ē

Beispiele: urgerm. *wulfaz > germ. *wolfa ‚Wolf‘

urgerm. *wiraz > germ. *weraz ‚Mann‘ (vgl. lat. vir, dt. Werwolf)

Dieser Vorgang wird mit einem Begriff von JACOB GRIMM auch „Brechung“ (oder „Vokalharmonie“) genannt.

a-Umlaut wird verhindert vor j oder Nasal + Konsonant

Beispiele: urgerm. *hunda > germ. *hunda ‚Hund‘ (nicht: *honda)

urgerm. *furhtjana > germ. *furhtjana ‚fürchten‘ (nicht: *forhtjana)

2. „Ersatzdehnung“

Nasal vor urgerm. χ schwindet bei gleichzeitiger Dehnung des vorangehenden Vokals. (Syllabische Länge muss erhalten bleiben!)

urgerman.		germ.
-anχ	>	āχ
-inχ	>	īχ
-unχ	>	ūχ

(enχ gibt es durch den Nasalumlaut nicht, onχ auch nicht, da idg. o zu urgerm. a geworden war.)

Beispiele: urgerm. *fanχan > germ. *fāhan ‚fangen‘
 urgerm. *pinχan > germ. *pīhan ‚gedeihen‘
 urgerm. *punχta > germ. *pūhta ‚dünkte‘

Konsonantische Veränderungen

Bereits JACOB GRIMM fielen scheinbare Inkonsistenzen in bestimmten lautlichen Entsprechungen auf:

griech. patēr – got. fadar – ahd. fater	idg. t > ahd. t
griech. phrāter – got. brōþar – ahd. bruoder	idg. t > ahd. d

GRIMM fand dafür keine Erklärung und nannte diesen und ähnliche Fälle „eine Ausnahme von der Lautverschiebung“. Nun fassten die Junggrammatiker Lautveränderungen als „Gesetze“ auf. Eine „Ausnahme“ von einem Lautgesetz war für sie daher unmöglich. Und

tatsächlich gelang dem dänischen Junggrammatiker KARL VERNER (1846–1896) die Entdeckung der Gesetzmäßigkeiten, die hinter diesem Phänomen stehen; seither werden sie als **VERNER'sches Gesetz** bezeichnet.

Erklärung

► Das VERNER'sche Gesetz

Die im Urgermanischen vorhandenen stimmlosen Reibelaute (= s, þ, f, χ, χʷ) wurden in stimmhafter Umgebung stimmhaft, wenn der ursprüngliche indogermanische Wortakzent nicht unmittelbar voranging.

Zur Erläuterung:

1. Die Formulierung „die im Urgermanischen vorhandenen stimmlosen Reibelaute“ ist notwendig, da es sich nicht nur um die Lautverschiebungsprodukte (þ, f, χ, χʷ) handelt, sondern auch um urgerm. s, das bereits im Indogermanischen ein stimmloser Reibelaut s war.
2. „in stimmhafter Umgebung“ bedeutet: zwischen Vokalen.
3. „nicht unmittelbar voran“ bedeutet: entweder auf der Silbe danach oder zwei Silben davor. Im Indogermanischen war der Wortakzent bestimmten Regeln folgend frei, daher die Formulierung „der ursprüngliche“.

Dies bedeutet: Die Erste Lautverschiebung bewirkte, dass aus *allen* Tenues stimmlose Reibelaute wurden (daher keine „Ausnahme von der Lautverschiebung“). Unter bestimmten Akzentbedingungen konnten diese stimmlosen Reibelaute aber stimmhaft werden; aus den stimmhaften Reibelauten wurden schließlich Verschlusslaute.

Aus den obigen Beispielen ergibt sich:

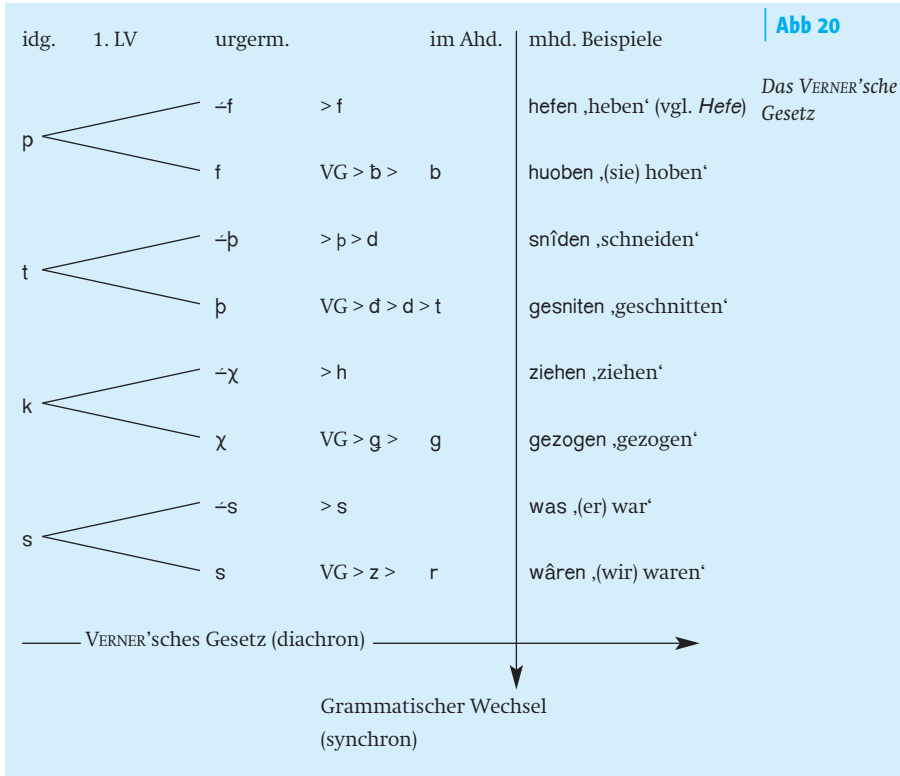
Griech. *patḗr*: Der idg. Akzent steht nicht unmittelbar vor dem t, daher wird es über einen stimmhaften Reibelaut zum Verschlusslaut.

Erklärung

- **Der Grammatische Wechsel ist der synchrone Wechsel von f–b, d–t, h–g, s–r in wurzelverwandten Wörtern.**

Griech. *phráter*: Der idg. Akzent geht dem t unmittelbar voran, daher bleibt der stimmlose Reibelaut (als Produkt der Ersten Lautverschiebung) stimmlos und wird im Althochdeutschen zu d.

Als Folge des einen *diachronen* prozessbeschreibenden VERNER'schen Gesetzes liegt im heutigen Deutschen ein *synchroner* Wechsel von wurzelschließenden Konsonanten vor. Diese Gesetzmäßigkeit wird als **Grammatischer Wechsel** bezeichnet:



LV = Lautverschiebung, VG = Verner'sches Gesetz, → = akzenttragende Silbe

In **relativer Chronologie** geht daraus hervor, dass die Akzentfestlegung in den germanischen Sprachen erst *nach* dem VERNER'schen Gesetz erfolgt sein kann, da dieses sonst nicht wirksam geworden wäre (es ist dafür der ursprünglich freie Wortakzent im Indogermanischen notwendig):

Abb 21

Wann „beginnt“ das Germanische? Nach Durchführung der Ersten Lautverschiebung (LV), des VERNER'schen Gesetzes (VG) oder der Akzentfestlegung? Oder zu einem ganz anderen Zeitpunkt?



Westgermanische Neuerungen

Vokalismus

Im Germanischen existiert neben dem aus dem Indogermanischen ererbten $\bar{e}_1$ auch ein so genanntes $\bar{e}_2$, dessen Herkunft umstritten ist.

germ. $\bar{e}_1$ > westgerm. $\bar{a}$

Beispiel: Personennamen 1. Jh. n. Chr. Regimērus

4. Jh. n. Chr. Marcomārus

Konsonantismus

1. Westgerm. Konsonantengemination vor j

Alle Konsonanten außer r werden vor j geminiert (verdoppelt).

Beispiele: urgerm. *satjan > westgerm. *settjan ‚setzen‘

urgerm. *bidjan > westgerm. *biddjan ‚bitten‘

2. r-Rhotazismus

Im Westgerm. wird der stimmhafte Reibelaut z [z] (< idg. s [s]) zu r.

Beispiel: urgerm. *nazjan > westgerm. *narjan ‚nähren‘

Zusammenfassung

- Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft hat ein Inventar an ausgefeilten Methoden ausgearbeitet, um aus den ältesten Zeugnissen der indogermanischen Einzelsprachen (die zu höchst divergierenden Zeiten zum ersten Mal belegt sind) eine gemeinsame Ursprache, die in Ermangelung von selbstbenennenden Belegen „Indogermanisch“ genannt wurde, zu rekonstruieren. Während bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts die Vorstellung von einem homogenen indogermanischen Urvolk die Lehrmeinung beherrschte, ist man heute bei der Beurteilung weit vorsichtiger und

Zusammenfassung

geht eher von einem „Mundartenblock“ aus. Die „linguistische Paläontologie“ versucht, anhand des gemeinindogermanischen Wortschatzes in den Einzelsprachen auf die Lebensweise, die Kultur und die Lokalisation der indogermanischen Urheimat zu schließen. HANS KRAHE setzte vor dem Auseinanderbrechen des Indogermanischen die Schicht des Alteuropäischen an, auf die er durch die Analyse der als besonders altertümlich geltenden Flussnamen in Europa kam, die aber nicht als Sprachstufe anerkannt ist.

Die indogermanische Sprachstruktur kann als bestens erforscht gelten. Der Ablaut ist eines der beherrschenden Prinzipien, die Sprachstruktur ist äußerst komplex. Die heute redundante Unterteilung der indogermanischen Einzelsprachen in Kentum- und Satemsprachen erfolgt nach der Erscheinungsform des Kennwortes für ‚100‘.

Die germanischen Sprachen dürften am Ende des zweiten Jahrtausends vor Christus rund um die Ostsee entstanden sein. Man geht davon aus, dass eine einwandernde indogermanische Übermacht eine ursprüngliche nichtindogermanische Bevölkerung, von der sie etwa die Schifffahrt und ihre Termini übernahm, überlagerte. Die Germanenstämme, die sich selbst offenbar nicht als Einheit empfanden und daher auch keinen gemeinsamen Namen führten – die Etymologie der Fremdbezeichnung Germanen ist unklar –, breiteten sich durch verschiedene Umstände immer mehr nach Süden und Osten aus und kamen schließlich mit der römischen Kultur in Berührung, von der sie eine Reihe von kulturellen Neuerungen mit deren Benennungen übernahmen. Heute ist die sprachliche Unterteilung in Nord-, Ost- und Westgermanen üblich, wobei sich Letztgenannte aus den Nordsee-, Weser-Rhein- und Elbgermanen zusammensetzen. Auch hier wird die Einheitlichkeit der Ursprungssprachen, von der die Stammbaumtheorie ausgeht, heute hinterfragt.

Die sprachlichen Veränderungen im Germanischen sind im Gegensatz zum nicht belegten Indogermanischen durch Runen- und andere Inschriften und Texte bezeugt.

Übungen

- 1 ● Erklären Sie den Unterschied zwischen äußerer und innerer Rekonstruktion.
- 2 ● Nennen Sie die wichtigsten Stufen des Ablauts und führen Sie diese Ablautstufen bei *e* an.
- 3 ● Ordnen Sie folgende Sprachen der Gruppe der Kentum- und Satemsprachen zu:
Litauisch, Dänisch, Latein, Tschechisch, Persisch, Baskisch
- 4 ● Erläutern Sie die Erste Lautverschiebung.
- 5 ● Wie müssen folgende indogermanische stammsilbenbetonte Wörter im Westgermanischen lauten?
idg. *bhrāter, *reǵtos, *bhendhōn-, *ghostis

Literatur

- HUTTERER, CLAUS JÜRGEN (2008): Die germanischen Sprachen. Nachdruck der 4. Aufl. Wiesbaden.
- KRÜGER, BRUNO (1983) (Hg.): Die Germanen. 2 Bände. Berlin (Ost).
- MEIER-BRÜGGER, MICHAEL (2010): Indogermanische Sprachwissenschaft. 10. Aufl., unter Mitarbeit von MATTHIAS FRITZ und MANFRED MAYRHOFER. Berlin, New York.
- RAMAT, PAOLO (1981): Einführung in das Germanische. Tübingen.
- Reallexikon der germanischen Altertumskunde (1973ff.). 2. Aufl., hg. von HEINRICH BECK u.a. Berlin u.a. [wird fortgesetzt]
- SCHMIDT, WILHELM (2020): Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Fortgef. von HELMUT LANGNER. 12. Aufl., hg. von ELISABETH BERNER und NORBERT RICHARD WOLF. 2 Bde. Stuttgart.
- TICHY, EVA (2004): INDOGERMANISTISCHES GRUNDWISSEN FÜR STUDIERENDE SPRACHWISSENSCHAFTLICHER DISZIPLINEN. 3. AUFL. BREMEN.

Althochdeutsch

| 3

Inhalt

- 3.1 Die Geburt einer neuen Sprache
 - Altniederdeutsch
 - Die wichtigsten Schreiborte im Althochdeutschen
 - Wortschatz
 - Der Begriff „deutsch“
- 3.2 Sprachliche Entwicklungen
 - Vokalishe Veränderungen vom Germanischen zum Althochdeutschen
 - Konsonantische Veränderungen vom Germanischen zum Althochdeutschen
 - Die Merseburger Zaubersprüche

Die Bezeichnungen Alt-, Mittel-, Frühneu- und Neuhochdeutsch beinhalten sowohl eine chronologische als auch eine geographische sowie eine typologische Komponente: „Alt“, „mittel“ etc. bezeichnen einen Zeitabschnitt, „hoch“ bezieht sich auf die räumliche Ausdehnung und auch die Sprachstruktur: Das **Niederdeutsche** umfasst das Gebiet nördlich der Benrather Linie (s. S. 95), südlich davon befindet sich das **Hochdeutsche**, das durch die Zweite (Hochdeutsche) Lautverschiebung gekennzeichnet ist.

3.1

Die Geburt einer neuen Sprache

Ein althochdeutsches Vaterunser

Fater unsēr, thu in himilom bist, giuuīhit sī namo thīn. quaeme rīchi thīn. uuerdhe uuilleo thīn, sama sō in himile endi in erthu. Broot unse-raz emezzigaz gib uns hiutu. endi farlāz uns sculdhi unsero, sama sō uuir farlāzzēm scolōm unserēm, endi ni gileidi unsih in costunga. auh arlōsi unsih fona ubile.

Weißburger Paternoster, geschrieben im 9. Jh.

Es ist zu beachten, dass das „Althochdeutsche“ (wie der Begriff fälschlicherweise nahe legen könnte) keine einheitliche Sprachform darstellt, sondern aus einer Reihe von mehr oder weniger deutlich voneinander abgegrenzten einzelnen Dialekten bestand, die unter diesem Oberbegriff zusammengefasst werden.

- | | | |
|----------------------|---|---------------|
| 1. Bairisch | — | Oberdeutsch |
| 2. Alemannisch | | |
| 3. Ostfränkisch | | |
| 4. Südrheinfränkisch | — | Mitteldeutsch |
| 5. Rheinfränkisch | | |
| 6. Mittelfränkisch: | | |
| 6a. Moselfränkisch | | |
| 6b. Ripuarisch | | |

Das Ostfränkische wird im Ahd. zum Mitteldeutschen gerechnet, im Mhd. zum Oberdeutschen.

Das Mittelfränkische gliedert sich in zwei Bereiche: zum einen das Ripuarische (von lat. *rīpa* ‚Ufer‘), die Sprache der besonders

organisierten „Uferfranken“ (um Köln), zum anderen den Dialekt jener Franken, die als „Moselfranken“ im Raum um Trier und Koblenz siedelten.



Abb 22

Die althochdeutschen Dialekte

Das Bairische und Alemannische werden als **Oberdeutsch** zusammengefasst, die fränkischen Dialekte am Rhein als **Mitteldeutsch**. Das Ostfränkische zeigt Merkmale beider Dialektgruppen, sodass es nicht eindeutig zugeordnet werden kann und manchmal auch als eigenständiger Dialekt klassifiziert wird. Zwischen dem Hoch- und Niederdeutschen besteht nordwestlich vom Mittelfränkischen das Niederfränkische (am Niederrhein), das zur Grundlage des Niederländischen wurde.

So wie das heutige Deutsch auf frühere Sprachstufen zurückgeht, wissen wir, dass auch die althochdeutschen Dialekte aus Protoformen entstanden sein müssen. Als Vorstufe der hoch- und niederdeutschen Dialekte werden germanische Dialekte angenommen,

Das Altniederdeutsche

Der größte Unterschied zwischen Nieder- und Hochdeutsch ist das Ausbleiben der Zweiten Lautverschiebung nördlich der Benrather Linie (s. S. 95). Allerdings bestehen auch im Vokalismus und in anderen Bereichen Abweichungen. So blieb etwa germ. *ō* bewahrt (> ahd. *uo*), german. *ai*, *au* wurden generell zu *ē*, *ō*. Morphologisch lässt sich das Niederdeutsche durch den Einheitsplural im Präsens der Verben (westndt. *wi*, *gi*, *se māk(e)t*, ostndt. *māk(e)n*, vgl. das Englische) vom Hochdeutschen (*wir* *machen*, *ihr* *macht*, *sie* *machen*) abgrenzen.

Die schriftliche Überlieferung ist geringer als im Hochdeutschen, obwohl einige wesentliche Werke des Frühmittelalters aus dem niederdeutschen Raum stammen, etwa der **Heliand** und die **Altsächsische Genesis**.

Der Heliand entstand um 830, er umfasst ca. 6000 Langzeilen im Stabreim. Es handelt sich um eine Erzählung vom Leben Jesu, die – wohl im Kontext der Heidenmission vom fränkischen Königtum gefördert – eine Transformation des biblischen Stoffes in die germanische Umwelt darstellt: Christus tritt als Lehensherr, die Jünger als Gefolgsleute auf, Jerusalem wird als *burg* bezeichnet etc. Die Altsächsische Genesis, ebenfalls etwa um 830 entstanden, umfasst Bruchstücke der Schöpfungs- und Patriarchengeschichte. Das Niederdeutsche, das mit dem Englischen und Niederländischen zu einer eigenen Gruppe gehört, zeigt noch heute einige sehr markante sprachliche Erscheinungen der nordseegermanischen Gruppe, eine der bekanntesten sind die Pronominalformen *wē* ‚wir‘, *jū* ‚ihr‘, vgl. engl. *we*, *you*.

allerdings sind die genauen Zusammenhänge zwischen den germanischen Stämmen (deren Namen uns antike Schriftsteller wie CAESAR und TACITUS überliefert haben) vor allem mangels germanischer Schriftquellen nicht eindeutig zu klären. Das heißt, dass sich die heutigen in der Sprachwissenschaft üblichen Bezeichnungen wie *Alemannisch*, *Schwäbisch* nicht mit historischen und archäologischen Befunden decken. Die sprachlichen Grundlagen des Ostfränkischen etwa sind bis heute ungeklärt. Von der jungen germanistischen Wissenschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die Dialektbezeichnungen teilweise aus romantischen Vorstellungen heraus vergeben – etwa gleichzeitig vorgeschlagene rein geographische

Bezeichnungen (z.B. SCHMELLERS *Westleisch* für *Alemannisch*) konnten sich nicht durchsetzen.

Es erhebt sich nun die berechtigte Frage, *wann* sich das Althochdeutsche aus dem Germanischen herauszulösen beginnt. Auch diese Frage kann nicht eindeutig beantwortet werden. Denn für die Frühzeit (ab 600) besitzen wir nur vereinzelte Inschriften, deren Datierungen selbst unter Experten umstritten sind. Als einer der ältesten Belege des Hochdeutschen gilt das Lanzenblatt von Wurmlingen (nordwestlich des Bodensees), das nur ein einziges Wort, den runenschriftlichen Namen Ξ : DORIH, aufweist. Falls das Lautverschiebungsprodukt $-r\bar{h}$ wirklich als Beleg für die Lautverschiebung von älterem $-r\bar{h}$ gelten kann (das ist umstritten) und die Datierung zwischen 550 und 620 n. Chr. wahrscheinlich ist, haben wir einen voralthochdeutschen Beleg für die Zweite Lautverschiebung. Allerdings wird es von diesem Zeitpunkt an noch ca. 150 Jahre brauchen, bis umfassendere Texte im Althochdeutschen einsetzen.

Für die Tradierung der Schriftlichkeit während der Spätantike, der Völkerwanderungszeit und des Frühmittelalters sorgen vornehmlich die christlichen Einrichtungen.

Merksatz

- ▶ **Einer der ältesten Belege des Deutschen datiert von ca. 600 n. Chr., erhaltene umfassendere Texte des Althochdeutschen entstehen aber erst ca. 150 Jahre später.**

Das niederdeutsche Vaterunser heute

Unse Vader in'n Heben! Laat hilligt warrn dienen Namen. Laat kamen dien Riek. Laat warrn dienen Willen so as in Heben, so ok op de Eerd. Uns' dääglic Brood giff uns vondaag. Un vergiff uns unse Schuld, as wi de vergeben doot, de an uns schüllig sünd. Un laat uns nich versöcht warrn. Maak du uns frie vun dat Böse. Denn dien is dat Riek un de Kraft un de Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Die wichtigsten Schreiborte im Althochdeutschen

| 3.1.1

Im Ostfränkischen (vgl. SONDEREGGER 2003):

Würzburg: Am Ort, wo der irische Missionar KILIAN 689 ermordet worden war, entstand nach Gründung des Bistums (zur Zeit des Angelsachsen BONIFATIUS) eine reiche Glossentradition. (Die ältesten altirischen Texte stammen nicht aus Irland, sondern aus Würzburg.)

Abb 23 | Die Schreiborte im Althochdeutschen

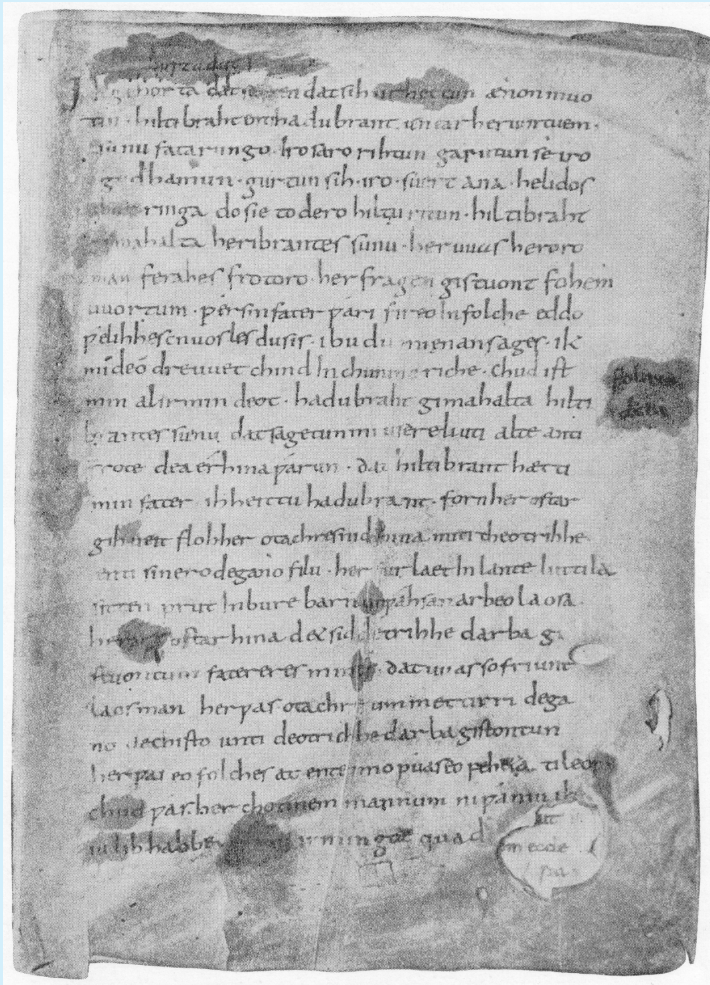


Fulda: wurde 744 vom Hl. BONIFATIUS gegründet. Genau genommen liegt es im Rheinfränkischen, war im 9. Jahrhundert aber zeitweise vor allem von ostfränkischen und bairischen Mönchen besiedelt. Dieses Kloster ist von höchster Bedeutung für die althochdeutsche Literatur, besonders durch das Wirken von Abt HRABANUS MAURUS (um 780–856), eines des bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit. Der ostfränkische **Tatian** (eine Evangelienharmonie) entstand hier ebenso wie die fragmentarische Abschrift des Hildebrandslieds (heute in Kassel). Auch so bedeutende Werke wie der Heliand entstammen dem geistigen Umkreis dieses Klosters.

Eine Evangelienharmonie ist eine freie Zusammenfügung der vier Evangelien, die eine kontinuierliche und lineare Lebensgeschichte Jesu erzählen will.

Abb 24

Der Beginn des
Hildebrandslieds



Im Rheinfränkischen:

Mainz ist eines der bedeutendsten Bistümer des deutschsprachigen Raums, seit BONIFATIUS stieg es zum größten deutschen Erzbistum auf. Gründungen im Umkreis von Mainz sind **Lorsch** und das linksrheinische **Weissenburg**, das u.a. durch OTFRIDS Evangelienbuch (um 860) berühmt ist.

Hildebrandslied

Das einzige im deutschsprachigen Raum erhaltene Heldenlied schildert die Begegnung Hildebrands, des Gefährten Dietrichs von Bern, bei seiner Rückkehr aus dem Exil mit seinem Sohn Hadubrand, der den Vater aber nicht erkennt. Das Epos endet tragisch, indem Hildebrand seinen Sohn wegen der kriegerischen Ehre töten muss. Es entstand wohl im 8. Jahrhundert, vielleicht in Oberitalien, und durchlief eine lange mündliche Tradierung, die eine eindeutige dialektale Einordnung unmöglich macht. Das wahrscheinlich ursprüngliche Langobardische ist vielfach überformt und (am Anfang) mit niederdeutschen Formen angereichert worden. Auch der germanische Stabreim wurde in Leidenschaft gezogen. Die Fuldaer Handschrift stammt aus dem letzten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts. (Vgl. Althochdeutsche Literatur [2004], S. 68ff., vgl. auch Althochdeutsche Literatur (2007), S. 28ff., S. 287ff.)

- Ik gihorta dat seggen,
 dat sih urhettun ænon muotin:
 Hiltibrant enti Hadubrant untar heriun tuem.
 sunufatarungo iro saro rihtun,
 5 garutun sê iro gudhamun, gurtun sih iro suert ana,
 helidos, ubar hringo, do sie to dero hiltiu ritun.
 Hiltibrant gimahalta, Heribrantes sunu, – her uuas heroro man,
 fereahes frotoro – her fragen gistuont
 fohem uuortum, hwær sin fater wari
 10 fireo in folche,
 „eddo hwelihhes cnuosles du sis.
 ibu du mi çnan sages, ik mi de odre uuet,
 chind in chunincriche. chud ist mi al irmindeot.“
 Hadubrant gimahalta, Hiltibrantes sunu:
 15 „dat sagetun mi usere liuti,
 alte anti frote, dea êrhina warun,
 dat Hiltibrant hætti min fater, ih heittu Hadubrant.
 forn her ostar giweit, floh her Otachres nid,
 hina miti Theotrihhe enti sinero degano filu. [...]

Ich hörte (glaubwürdig) berichten, dass zwei Krieger, Hildebrand und Hadubrand, (allein) zwischen ihren beiden Heeren, aufeinanderstießen. Zwei Leute von gleichem Blut, Vater und Sohn, rückten da ihre Rüstung zurecht, (5) sie strafften ihre Panzerhemden und gürteten ihre Schwerter über die Eisenringe, die Männer, als sie zu diesem Kampf ritten. Hildebrand, Heribrands Sohn, begann die Rede – er war der Ältere, auch der Erfahrenere –, mit wenigen Worten fragte er,

(10) von welchen Leuten im Volk der Vater des anderen sei, „oder (sag mir,) zu welchem Geschlecht du zählst. Wenn du mir nur einen (Namen) nennst, weiß ich schon, wer die andern sind, die Angehörigen im Stammesverband. Ich kenne das ganze Volk.“ Hadubrand, Hildebrands Sohn, antwortete:

(15) „Es haben mir unsere Leute gesagt, alte und erfahrene, die schon früher lebten, dass mein Vater Hildebrand heiße. Mein Name ist Hadubrand. Einst ist mein Vater nach Osten gezogen, auf der Flucht vor Odoakars Hass, zusammen mit Theoderich und vielen seiner Krieger. [...]

Im Mittelfränkischen:

Trier: Das wichtigste Zeugnis für das Mittelfränkische aus althochdeutscher Zeit ist das **Trierer Kapitulare**.

Das **Thüringische** ist nur in Einzelwörtern belegt (in der Lex Thuringorum), sodass wir über seine Sprachgestalt in althochdeutscher Zeit nichts Verlässliches sagen können, es tritt – ebenso wie das **Hessische** – erst im Mittelhochdeutschen in die Überlieferungsgeschichte ein.

Wortschatz

3.1.2

Für das Althochdeutsche ist die **Missionierung** durch irische und angelsächsische Mönche seit dem 7. Jahrhundert von besonderer Bedeutung. Sie regten nicht nur Klostergründungen an, sondern legten auch die Grundlage für die Aufteilung in Kirchenprovinzen, die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift, das Anwachsen des geistlichen Schrifttums u.v.a.m. Der bedeutendste dieser Missionare war der Mönch WYNFRITH, der unter seinem christlichen Namen BONIFATIUS 744 das Kloster Fulda gründete und später Erzbischof von Mainz wurde.

Eines der Hauptprobleme bei der Missionierung war, den Germanen die christliche Gedankenwelt nahe zu bringen. Begriffe wie „Gnade“ oder „Feindesliebe“ waren der germanischen Vorstellungswelt unbekannt, daher gab es dafür auch kein Wort. Es war ein überaus mühsamer Prozess für die Missionare, neben der Erklärung der Sachwelt des Neuen Testaments auch neue Wörter zu prägen oder bestehende Wortformen umzuprägen. So hat sich eine Reihe von Lehnwörtern aus dem christlich-religiösen Bereich im Deutschen eingebürgert, z.B. Zelle, Kloster, Münster, Mönch, Bischof, Priester, Pfaffe (zunächst nicht pejorativ gemeint, diese Bedeutung erhält es erst in der Reformation), Kirche, Abt, Kreuz, Pfingsten (Ostern ist im Gegensatz dazu vermutlich ein umgeprägtes germanisches Erbwort, Weihnachten eine Neubildung). Eines der wenigen Lehnwörter aus dem Altirischen ist Glocke.

Wir können aber auch beobachten, wie die Missionare um neue Wörter rangen. Sie mussten den Fränkisch und Oberdeutsch Sprechenden in ihrer Sprache christliches Gedankengut nahe bringen. Ein praktikabler Weg war, mit Hilfe deutscher Wortbildungsmittel neue Wörter nach dem Muster bestehender lateinischer zu for-

men, wie Gewissen parallel zu lat. conscientia oder Barmherzigkeit zu lat. misericordia. Oft gab es mehrere nebeneinander verwendete Formen für einen Begriff und man kann in den Schriften verfolgen, wie sich langsam der eine oder andere Begriff durchsetzte.

Im Wesentlichen kann man drei Großgruppen unterscheiden:

1. **Erbwörter:** Wörter aus einer systemischen Protostufe (wie dem Germanischen) bestehen weiter (wie Auge, Baum). Darüber hinaus gibt es einen spezifisch germanisch-heidnischen Wortschatz, der im Lauf der Zeit verschwindet. Im Hildebrandslied etwa sind überliefert: gudea ‚Kampf‘, inwit ‚List, Betrug‘, wewurt ‚Missgeschick, Unheil‘ u.a.m.
2. **Fremdwörter:** Sie sind aus einer anderen Sprache übernommen, an Lautstand, Wortbildung, Betonung und/oder Schreibung als Übernahme erkennbar, z.B. heutiges Kuvert (aus dem Französischen) oder Computer (aus dem Englischen).

3. **Lehnwörter** sind Fremdwörter aus einer früheren Zeitstufe, die Lautveränderungen der Zielsprache unterworfen wurden und heute nicht mehr ohne weiteres als Übernahme erkennbar sind, z.B. Spiegel (aus vulgärlat. spēculum im 8. Jahrhundert als Fremdwort übernommen, unterlag der ahd. Diphthongierung und der nhd. Monophthongierung, heute ein Lehnwort).

Daraus geht hervor, dass der Unterschied zwischen Lehn- und Fremdwörtern durch die Sprachgeschichte bestimmt und nicht eindeutig zu ziehen ist.

Daraus geht hervor, dass der Unterschied zwischen Lehn- und Fremdwörtern durch die Sprachgeschichte bestimmt und nicht eindeutig zu ziehen ist.

WERNER BETZ hat den althochdeutschen Wortschatz genau eingeteilt, wobei er das Lehngut unterteilt in Wortentlehnungen (Fremd- und Lehnwörter) sowie Lehnprägungen: Wörter, die nach dem Muster von Fremdwörtern mit den systemeigenen Mitteln des Deutschen nachgebildet werden.

Bei den **Lehnprägungen** gibt es:

1. **Lehnbedeutung:** Ererbte Wörter werden mit neuem (christlichem) Inhalt besetzt, z.B. Gott, Himmel, Gabe, Trost, Buße (ursprünglich in der Bedeutung ‚Schadenersatz‘, noch im Wort Lückenbüßer, heute mit vorwiegend religiösem Konnotat).
2. **Lehnbildung:** Neubildung nach dem Vorbild lateinischer oder griechischer Wörter mit den Mitteln der deutschen Sprache

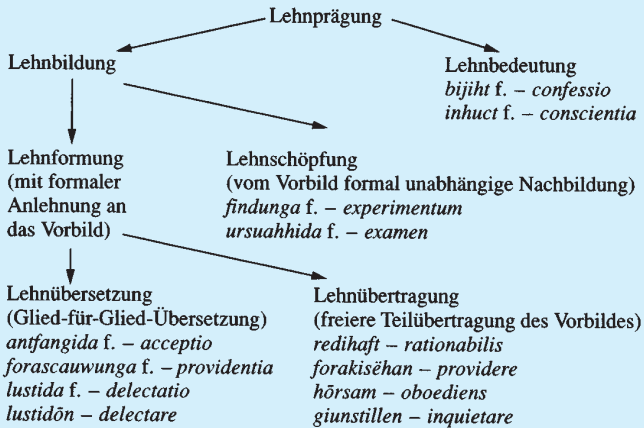
Merksatz

► **Unter historischem Aspekt kann man den Wortschatz einer Sprache nach Erbwörtern, Lehnwörtern und Fremdwörtern unterscheiden, auch wenn diese Klassifizierung sehr ungenau ist.**

- 2.1. **Lehnschöpfung**: ohne formale Nachahmung, z.B. lat. *experimentum* > ahd. *findunga*
- 2.2. **Lehnformung**: mit formaler Nachahmung:
- 2.2.1. **Lehnübersetzung**: Übersetzung Glied für Glied, z.B. lat. *super-fluitas* > ahd. *ubar-fleozzida*, lat. *com-munio* > ahd. *ge-meinida*, lat. *bene-ficium* > ahd. *wola-tât*, lat. *miseri-cors* > lat. *arma-herzi*, barmherzig⁴
- 2.2.2. **Lehnübertragung**: Übersetzung nur eines Wortteils oder freiere Nachbildung: lat. *pro-videre* > ahd. *forakisēhan*, lat. *negare* > ahd. *fersagēn* (dabei erheben sich oft Zweifel, ob der Bezug wirklich besteht).

Lehnwörter im Althochdeutschen

Abb 25



Es darf nicht vergessen werden, dass dieses Ringen oft jahrhundertlang andauerte und von vielen allein arbeitenden Schreibern und Übersetzern in mühevoller Arbeit vollbracht wurde. STEFAN SONDEREGGER hat z.B. anhand des Wortes Barmherzigkeit gezeigt, dass oft mehrere Konkurrenzformen nebeneinander standen (die von verschiedenen Übersetzern kreiert wurden), bis sich eine bestimmte Form durchsetzen konnte (aus verschiedenen Ursachen, z.B. durch die häufige Überlieferung eines beliebten Textes, das Ansehen eines bestimmten Klosters u.a.m.).

Als ein Beispiel für den Einfluss der Kirche soll ein Blick auf die heutigen Wochentagsbezeichnungen geworfen werden. Schon die am Rhein lebenden Germanen hatten zu heidnischer Zeit die lateinischen Tagesbezeichnungen sowie die Zeitrechnung nach Tagen (bei den Germanen war die Nacht das Entscheidende) von den Römern übernommen, indem sie die lateinischen Namen im Sinne einer **interpretatio germanica** durch ihre Begriffe umsetzten. In christlicher althochdeutscher Zeit wurden diese dann noch einmal überformt:

Tabelle		
heute	latein	Bemerkungen
Sonntag	Solis dies	
Montag	Lunae dies	
Dienstag	Martis dies	Mars = Zīu, anord. Tyr, das heutige Wort Dienstag hängt mit der alten Bezeichnung Thingsus („Mars Thingsus“ in lat. Inschriften) zusammen.
Mittwoch	Mercurii dies	Merkur wurde mit Wotan (vgl. engl. Wednesday) gleichgesetzt, der der Kirche als oberster heidnischer Gott besonders gefährlich erschien; daher im Deutschen die Ersetzung durch das „harmlose“ Wort, es zeigt zugleich auch an, dass für die Kirche als erster Tag der Woche der Sonntag gilt.
Donnerstag	Jovis dies	Gleichsetzung von Jupiter mit dem Donnergott Donar.
Freitag	Veneris dies	Venus = ahd. Frīa
Sonnabend	Saturni dies	Auch Saturn erschien der Kirche als äußerst verdächtig, das im deutschen Süden übliche Samstag ist ein durch die Ostgoten vermitteltes griech.-dt. Wort, das von Sabbath kommt. Abend steht hier in der Bedeutung ‚Tag‘; Sonnabend ist somit der Tag vor dem Sonntag.

Der Begriff „deutsch“

Im Gegensatz zu den meisten europäischen Sprachbezeichnungen besteht im Deutschen kein Zusammenhang zwischen einer Länders- oder Stammesbezeichnung und dem Sprachennamen (nach dem Muster England – Englisch, Frankreich – Französisch, Italien – Italienisch, Schweden – Schwedisch etc.).

Im Jahr 786 berichtete der päpstliche Nuntius GEORG VON OSTIA Papst HADRIAN I. über zwei Synoden, die er in England abgehalten hatte. In der zweiten wurden die Beschlüsse der ersten in der englischen Volkssprache vorgelesen, damit sie von allen verstanden würden: *tam latine quam theodisce, quo omnes intellegere potuissent*. Mit der lateinischen Form *theodisce* ist die Volkssprache gemeint, somit das Altenglische, aber der Kontext beweist, dass GEORG VON OSTIA, der selbst aus dem Frankenreich stammte, dieses Wort von dorthier hatte und dass es bereits in Rom bekannt war als Bezeichnung für Volkssprache, für die es keinen genaueren lateinischen Ausdruck gab.

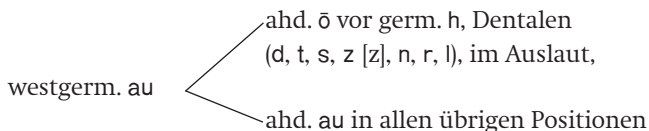
Das Adjektiv *deutsch* ist somit zum ersten Mal in der lateinischen bzw. latinisierten Form *theodiscus* u.Ä. belegt und bedeutet ‚zum Volk gehörig‘, ‚dem Volk eigen‘. Die althochdeutsche Form lautet *diutisk* und hängt zusammen mit ahd. *diot*, mhd. *diet* ‚Volk‘ (etwa in den Personennamen Dietmar, Dietrich etc.). Es bezeichnet ursprünglich die ‚Volkssprache‘, also die im Gegensatz zum gelehrten Latein vom „einfachen“ Volk gesprochene Sprache. In dieser Bedeutung wäre es an sich für jede andere europäische Sprache auch möglich, es hat sich aber nur für das „Deutsche“ durchgesetzt, was dafür spricht, dass es von Anfang an – überwiegend, aber doch mit Ausnahmen – für die „deutschen“ Dialekte verwendet wurde und von den Sprechern derselben einfach mit ihrer Sprache gleichgesetzt wurde. Die Kulturpolitik KARLS DES GROSSEN („Karolingische Renaissance“) förderte die Verwendung des Ausdrucks, sodass er weitere Verbreitung und Anwendung fand. In der Frühen Neuzeit wurde der Ausdruck sehr oft als *teutsch* geschrieben, weil man eine – heute als falsch erkannte – Verbindung zum Germanenstamm der Teutonen annahm.

3.2 | Sprachliche Entwicklungen

3.2.1 | Vokalische Veränderungen vom Germanischen zum Althochdeutschen

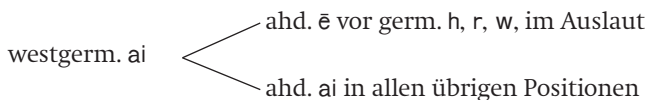
1. Althochdeutsche Monophthongierung

(Beispiel für einen kombinatorischen Lautwandel)



Beispiele: lat. *caulis* ≅ ahd. *kōl* ‚Kohl‘

got. *auk*, frühahd. **auch* ‚auch‘

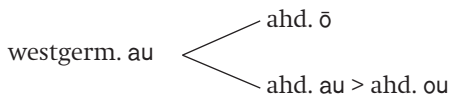


Beispiele: got. **laiza*, ahd. *lêra* ‚Lehre‘

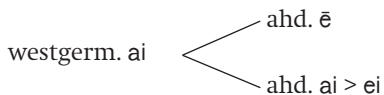
got. *ains*, frühahd. **ain* ‚1‘

2. Althochdeutsche Diphthonghebung

Die durch die ahd. Monophthongierung unveränderten Diphthonge *ai*, *au* werden in ihrer ersten Komponente zu ahd. *ei*, *ou* gehoben:



Beispiel: frühahd. **auch* > ahd. *ouch* ‚auch‘



Beispiel: frühahd. **ain* > ahd. *ein* ‚1‘

3. Althochdeutsche Diphthongierung

westgerm. ē₂ > ahd. ea, ia (> mhd. ie)

Beispiele: westgerm. stēga > ahd. stiaga ‚Stiege‘

lat. spēculum ≅ mhd. spiegel ‚Spiegel‘

lat. tēgula ≅ mhd. ziegel ‚Ziegel‘

westgerm. ō > ahd. uo

Beispiel: got. brōþar ≅ ahd. bruoder

4. German. eu

westgerm. eu  ahd. iu
 ahd. eo vor a, e, o > fränk.-ahd. io > mhd. ie
 (in Verbindung mit
 Labialen und Gutturalen)
 > oberdt.-ahd. iu
 > oberdt.-ahd. io (vor
 Dental, germ. h)

Beispiele: germ.*beudu > ahd. biutu ‚ich biete‘

germ.*beudan > ahd. biotan ‚bieten‘ (Inf.)

germ.*leugan > fränk.-ahd. liogan ‚lügen‘

> oberdt.-ahd. liugan

germ.*fleugan > oberdt.-ahd. fliugan

(daher noch heute dialektal Floign ‚Fliege‘)

5. Althochdeutscher i-Umlaut

Zum Umlaut vgl. S. 36.

Primärumlaut

i-Umlaut des a: westgerm. a > ahd. e vor i, î, j

Beispiel: ahd. slag ‚Schlag‘, dazu: vorahd. *slagi (Pl.) > ahd. slegi
 ‚Schläge‘ (Nom. Pl.) mit geschlossenem e [e]

Im Gegensatz zum Primärumlauts-e wird das aus dem Germanischen ererbte mit ē bezeichnet.

Sekundärumlaut

Der Primärumlaut wird im Althochdeutschen verzögert vor den Phonemkombinationen -ht-, -hs-, Konsonant + w, im Oberdt. außer-

Die Merseburger Zaubersprüche

Die zwei **Merseburger Zaubersprüche** sind wohl im 8. Jh. entstanden, erhalten haben sie sich in einer im 10. Jh. auf das Vorsatzblatt einer geistlichen Handschrift erfolgten Niederschrift, wahrscheinlich aus Fulda. Die Handschrift wurde in Merseburg gefunden, den Text hat JACOB GRIMM 1842 zum ersten Mal herausgegeben. Es ist das einzige deutsche Sprachdenkmal mit vollkommen heidnischem Charakter (da im Fragment des **Hildebrandslieds**, vgl. S. 82, um 850 von zwei Mönchen in Fulda niedergeschrieben, der christliche Gott angerufen wird).

Es handelt sich um zwei Sprüche. Der erste soll die Befreiung eines Gefangenen bewirken, der zweite die Heilung der Beinverrenkung eines Pferdes. Zuerst wird jeweils ein ähnlicher Vorfall berichtet, dann erfolgt die Beschwörung der beabsichtigten Wirkung. Der Text ist im germanischen Stabreim sowie als Langzeilen mit Zäsur abgefasst.

Der Zweite der Merseburger Zaubersprüche lautet:

Phol ende Uuodan	uuorun zi holza
du uuart dem Balderes uolon	sin uuoz birenkít
thu biguol en Sinthgunt,	Sunna era suister
thu biguol en Friia	Uolla era suister
thu biguol en Uuodan	so he uuola conda
sose benrenki	sose bluotrenki
	sose lidirenki
ben zi bena	bluot zi bluoda
lid zi geliden	sose gelimida sin

Aus: EICHNER/NEDOMA (2001), S. 11. Vgl. auch Althochdeutsche Literatur (2007), S. 270f., S. 391ff.

Übersetzung:

„Phol [= Balder?] und Wodan fuhren in den Wald, da verrenkte sich das Ross Balders seinen Fuß. Da besang ihn [den Fuß] Sinthgunt [und] Sunna ihre Schwester [oder Sinthgunt, die Schwester der Sunna = Sonne]; da besang ihn Frija [und] Volla ihre Schwester; da besang ihn Wodan, so gut er konnte: Sei es Beinverrenkung, sei es Blutverrenkung, sei es Gliedverrenkung; Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Glied, als ob sie geleimt wären.“

dem vor l + Konsonant, r + Konsonant, germ. h, ahd. χ (< germ. k).

Beispiel: ahd. mahti [maχti] ‚Mächte‘

Es ist anzunehmen, dass im Althochdeutschen der Umlaut in dieser Position zwar realisiert wurde (Aussprache als offenes e [ɛ]), in der Schrift jedoch nicht. Schriftlich kommt der Sekundärumlaut erst spätahd./frühmhd. zum Ausdruck:

ahd. mahti > mhd. mähte

Diese Regelung ist in Zusammenhang mit der Abschwächung aller Neben- und Endsilben im Späalthochdeutschen zu sehen. Solange ein [i] folgte, war die phonetische Realisation des a als [e] eindeutig. Sobald aber das Nebensilben-i zu <e> [ə] abgeschwächt wurde, war dieses distinktive Merkmal verschwunden und der e-Charakter kam auch in der Schrift zum Ausdruck. Dieser Vorgang wird auch als **Phonematisierung** (der Allophone a und e) bezeichnet.

Restumlaut

Als „Restumlaut“ (auch „Analogumlaut“) wird der Umlaut aller umlautfähigen Vokale (außer kurz a) vor i, j der Folgesilbe verstanden. Dieser Umlaut kommt schriftlich erst im Mhd. zum Ausdruck, obwohl er mündlich sicherlich auch schon im Ahd. vorhanden war.

Heute ist eher die Bezeichnung „sogenannter Restumlaut“ üblich, da der Begriff eine chronologische Abfolge nach dem Sekundärumlaut nahe legt. Tatsächlich ist er aber als zeitgleich mit dem Primär- und Sekundärumlaut anzusehen.

Beispiele

o	>	ö	ahd. gotir	>	mhd. götter ‚Götter‘
u	>	ü	ahd. turi	>	mhd. türe ‚Tür‘
ā	>	æ ([ɛ:])	ahd. māri	>	mhd. mære ‚Erzählung‘
ō	>	œ ([ø:])	ahd. skōni	>	mhd. schœne ‚schön‘
ū	>	iu ([y:])	ahd. mūsi	>	mhd. miuse ‚Mäuse‘
ou	>	öü ([ɔy])	ahd. houbit	>	mhd. höübet ‚Haupt‘
uo	>	üe	ahd. muodi	>	mhd. müede ‚müde‘

In manchen Darstellungen wird der so genannte Restumlaut zum Sekundärumlaut hinzugezählt. Dies entspricht aber nicht der *Communis Opinio*.

Erklärung

► **Forschungsgeschichtliche Schreibtraditionen**

In der deutschen Sprachgeschichte haben sich im 19. Jahrhundert bestimmte Notationsweisen festgesetzt, die heute aus forschungsgeschichtlichen Gründen beibehalten werden. So wird die Vokallänge bis zum Germanischen mit einem Querstrich (ā), ab dem Althochdeutschen mit einem Zirkumflex (â) dargestellt. Eine einheitliche phonetisch-phonologische Schreibweise, wie sie etwa LEONARD BLOOMFIELD (1887–1949) forcierte ([aː]), konnte sich nicht durchsetzen.

3.2.2 Konsonantische Veränderungen vom Germanischen zum Althochdeutschen

1. Westgerm. $\text{p} > \text{ahd. d}$

Westgerm. p wird in allen Positionen zu ahd. d .

Beispiel: got. $\text{brōþar} \cong \text{ahd. bruoder}$

Die Abfolge ist im Althochdeutschen deutlich verfolgbar. Dieser Wandel wurde im gesamten Althochdeutschen vollzogen und ist nicht Teil der Zweiten Lautverschiebung.

2. Die **Zweite (Hochdeutsche) Lautverschiebung**

Die Zweite Lautverschiebung läuft in folgenden Phasen ab:

I. Tenuesverschiebung

1. zu Affrikaten: germ. $\text{p, t, k} > \text{ahd. pf, ts, kχ}$ im Anlaut, In- und Auslaut nach Konsonant, in der Geminat

Beispiele: asächs. $\text{plēgan} \cong \text{obdt. pflēgan}$ ‚pflegen‘, asächs. $\text{tiohan} \cong \text{ahd. ziohan}$ ‚ziehen‘, asächs. $\text{korn} \cong \text{obdt. khorn}$ ‚Korn‘; asächs. $\text{hērta} \cong \text{ahd. hērza}$ ‚Herz‘; got. $\text{skapjan} \cong \text{obdt. skepfen}$ ‚schöpfen‘, asächs. $\text{wekkian} \cong \text{fränk. wecken}$ ‚wecken‘, got. $\text{skatts} \cong \text{fränk. scaz}$ ‚Schatz‘

2. zu Frikativen: germ. $\text{p, t, k} > \text{ahd. f(f), ʒ(ʒ), χ(χ)}$ im In- u. Auslaut nach Vokal

Zur Schreibung von f(f) : Nach Kurzvokal wird die Tenuis zum Fortisfrikativ verschoben, nach Langvokal oder Diphthong zum Einfachfrikativ, vgl. ahd. ēʒzan ‚essen‘, aber ahd. slāfan ‚schlafen‘.

Beispiele: asächs. $\text{opan} \cong \text{ahd. offan}$ ‚offen‘, asächs. $\text{slāpan} \cong \text{ahd. slāfan}$ ‚schlafen‘, asächs. $\text{skip} \cong \text{ahd. skif}$ ‚Schiff‘

II. Medienverschiebung

1. germ. $\text{b, d, g} > \text{ahd. p, t, k}$

2. in der Geminat: germ. $\text{bb, dd, gg} > \text{ahd. pp, tt, kk}$

Die Zweite (Hochdeutsche) Lautverschiebung (LV) ist allerdings im Hochdeutschen nicht gleichmäßig durchgeführt worden – anders als die Erste (Germanische) Lautverschiebung, die alle germanischen Sprachen gleichermaßen betraf. Die Verschiebungsprodukte der 2. LV hängen von zwei Faktoren ab:

1. der Position des Phonems im Wort (An-, In-, Auslaut)
2. dem althochdeutschen Dialekt

Zur Erinnerung die ahd. Dialekte: 1. Bairisch, 2. Alemannisch, 3. Ostfränkisch, 4. Südrheinfränkisch, 5. Rheinfränkisch, 6. Mittelfränkisch:

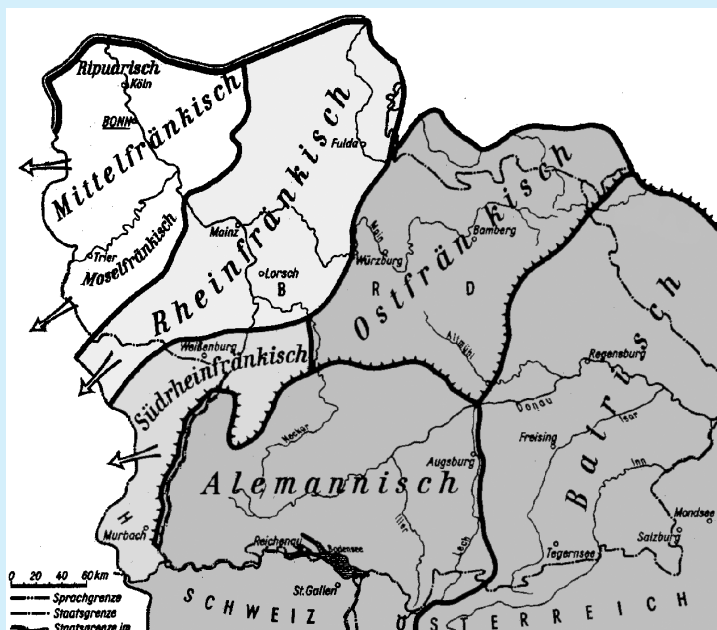
6a. Moselfränkisch, 6b. Ripuarisch (vgl. S. 76)

Die 2. LV wurde folgendermaßen durchgeführt:

I. Tenues		Dialekte	Anmerkungen	ahd. Beispiele	Abb 26 <i>Die Zweite Lautverschiebung</i>
p	> pf-	1-3		pflēgan ‚pflegen‘	
	> -pf(-)	1-5	4: pf überall, außer im Anlaut 5: nur nach l, r 6: völlig unverschoben	pund ‚Pfund‘ hēlpfan, dorpf hēlpān, dorp ‚helfen, Dorf‘	
p	> -f(f)(-)	1-6	6: Einzelwörter unverschoben (up ‚auf‘)	slāfan ‚schlafen‘ obdt. ff	
t	> ts	1-6		ziohan ‚ziehen‘	
t	> -ʒ(ʒ)-	1-6	6: Einzelwörter unverschoben (dat, wat, ...)	bîʒān ‚beißen‘ obdt. ʒʒ	
k	> kχ	1-2		wērch ‚Werk‘	
k	> -χ(χ)-	1-6		māhhôn ‚machen‘	
II. Medien					
b	> p	1-2	im Anlaut bald rückgängig	pluot, bluot ‚Blut‘	
d	> t-	1-3		tag ‚Tag‘	
	> -t(-)	1-4		bēton ‚bitten‘	
g	> k	1-2	bald generell rückgängig	kēpan, g- ‚geben‘	
bb	> pp	1-6		sippa ‚Sippe‘	
dd	> tt	1-5		bittan ‚bitten‘	
gg	> kk	1-6		rucki ‚Rücken‘	
ts alle Positionen, pf- Anlaut, f- Inlaut, -f Auslaut, -f(-) In- und Auslaut					

Abb 27

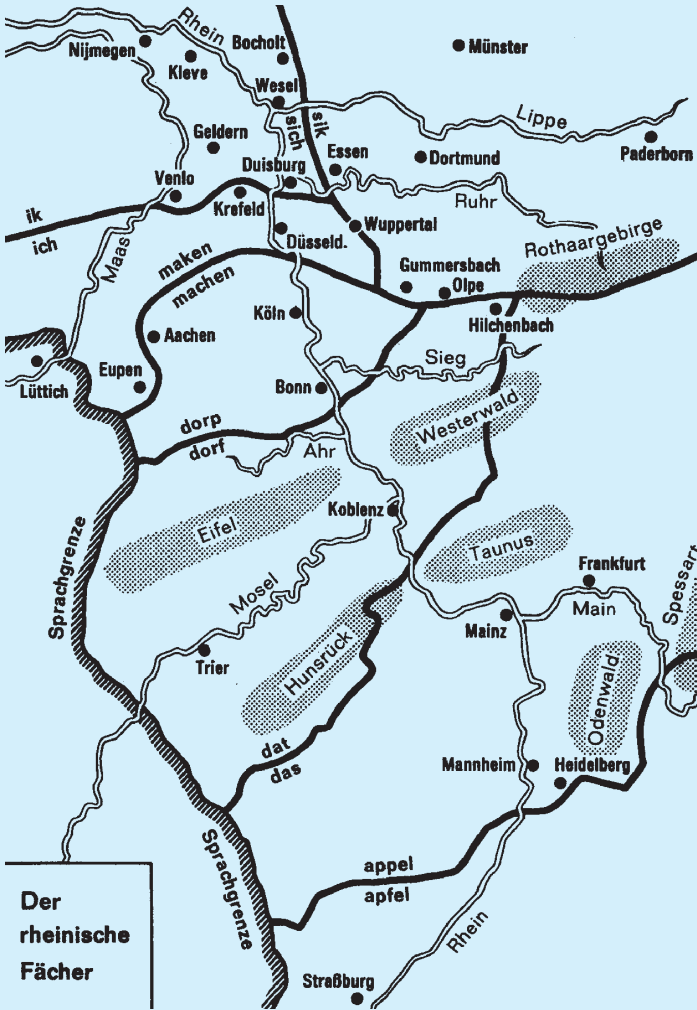
Die p-Verschiebung zu pf im Hochdeutschen (bearb. nach Abb. 22). Im dunkelsten Gebiet ist vorahd. p in allen Positionen verschoben (Bairisch, Alemannisch, Ostfränkisch), im Südrheinfränkischen bleibt es im Anlaut unverschoben, im Rheinfränkischen wird es nur nach l und r verschoben, im Mittelfränkischen überhaupt nicht. Man sieht deutlich die Abnahme der Graufärbung von Süden nach Norden, die die Abnahme der Verschiebungsmöglichkeiten symbolisiert.



Die Frage nach den Ursachen der Zweiten Lautverschiebung kann bis heute nicht eindeutig beantwortet werden. Die Daten können systemhaft (strukturalistisch) erklärt werden (vgl. BRAUNE/REIFFENSTEIN 2004, S. 83). Die Basis könnten unterschiedliche Akzentverhältnisse in den einzelnen Dialekten, besonders jenen entlang des Rheins, bilden. Die oft angenommene Wellenbewegung erscheint heute unwahrscheinlich, und zwar aus folgenden Gründen: „Welle“ steht ja für Kontaktphänomene (vgl. S. 23) und Neuerungen gehen immer von kulturellen Zentren aus. Es steht nun außer Frage, dass solche in den alpinen Südregionen des Hochdeutschen jener Zeit nicht existiert haben. Noch weniger vorstellbar ist, dass von dort aus uralte nördliche Kulturzentren wie Mainz, Trier und Köln „übertannt“ worden sein könnten.

Die Isoglossen des Rheinischen Fächers

Abb 28



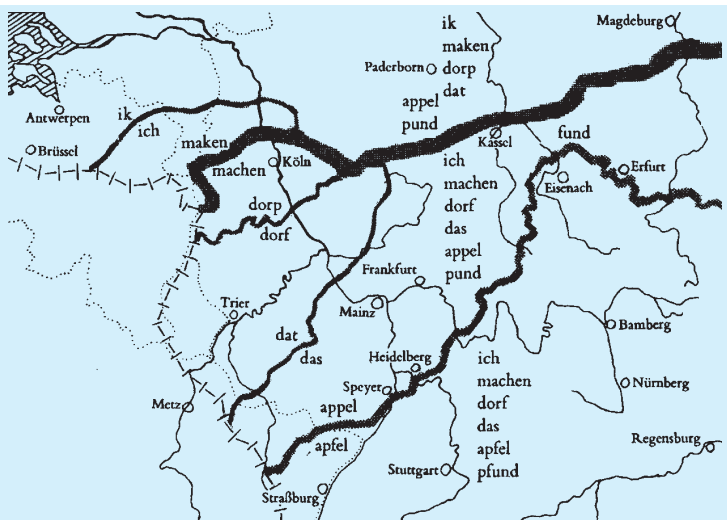
Man hat anhand von **Isoglossen** die „Auswirkungen“ der Zweiten Lautverschiebung sichtbar gemacht. Eine Isoglosse ist die Grenzlinie zwischen der unterschiedlichen Realisierung zweier Sprach- oder Dialektformen. Die bekannteste dieser Linien ist die so genannte *Benrather Linie*, die von West nach Ost über Düsseldorf, Kassel, Wittenberg und Frankfurt/Oder verläuft. Diese Linie wird

anhand des Schibboleths maken/machen festgemacht. **Schibboleth** ist eine Doppelform zum Erkennen sprachlicher Merkmale. Der Ausdruck (wörtl. Bedeutung ‚Ähre, Stroh‘) wurde von der Sprachwissenschaft gewählt in Anspielung auf das Alte Testament (Buch der Richter 12,5–6): „Da besetzte Gilead vor Ephraim die Jordanfurten, und wenn ephraimitische Flüchtlinge sagten: ‚Lasst mich hinüber!‘, fragten die Leute von Gilead: ‚Bist du ein Ephraimit?‘ Antwortete er: ‚Nein‘, dann sagten sie zu ihm: ‚Sag mal Schibboleth!‘ Da sagte er ‚Sibboleth‘, denn er konnte es nicht richtig aussprechen. Dann packten sie ihn und erschlugen ihn an den Jordanfurten. Auf diese Weise kamen zweiundvierzigtausend Mann aus Ephraim um.“

Tabelle		
Dialektgebiete	Schibboleth	Linienname
Niederdt./Hochdt.	maken/machen ik/ich	Benrather Linie Ürdinger Linie
Moselfränk./Ripuarisch	dorp/dorf	Eifel-Schranke
Rheinfränk./Mittelfränk.	dat/da3	Hunsrück-Schranke
Mitteldt./Oberdt.	appel/apfel	Speyrer Linie
Westmdt./Ostmdt.	pund/fund	Germersheimer Linie

Abb 29

Die Gliederung des
mitteldeutschen
Westens



Zusammenfassung

► *Althochdeutsch* als sprachgeschichtlicher Terminus bezeichnet sowohl eine Sprachperiode als auch ein räumliches Gebiet, in dem die althochdeutschen Dialekte Bairisch, Alemannisch, Ostfränkisch, Südrheinfränkisch, Rheinfränkisch und Mittelfränkisch gesprochen wurden. Es ist demnach keine einheitliche Sprachform, sondern eine Sammelbezeichnung für Einzeldialekte, die alle – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – der Zweiten (Hochdeutschen) Lautverschiebung unterliegen. Obwohl der Schluss nahe liegt, dass sich die althochdeutschen Dialekte aus früheren Protosystemen (dem „Germanischen“) entwickelt haben, sind die Zusammenhänge mit germanischen Dialekten mangels ausreichender schriftlicher Belege nicht vollkommen deutlich. Die Bezeichnungen sind mehr oder minder willkürlich nach historischen Stammesbezeichnungen bzw. geographischen Begriffen gewählt. Für die Frühzeit liegen nur wenige schriftliche Zeugnisse, ein Teil davon als Runeninschriften, vor; eine größere zusammenhängende Überlieferung setzt erst gegen Mitte des 8. Jahrhunderts ein. Den entscheidenden Anteil daran hat die christliche Missionierung durch Iren und Angelsachsen und die christliche Tradierung des kulturellen Erbes in den Kirchen und Klöstern.

Die Dialekte nördlich der Lautverschiebungsgrenze (die zu jener Zeit anders verlief als die heutige Benrather Linie) werden als *Altniederdeutsch* (älterer Terminus: *Altsächsisch*) bezeichnet. Die Überlieferung setzt hier später ein. Althochdeutsch und Altniederdeutsch bilden zusammen das Deutsche, obwohl es sich genau genommen um zwei unterschiedliche Sprachen handelt. Der große Unterschied zeigt sich etwa bei der Durchführung der Zweiten Lautverschiebung, die dem Altniederdeutschen fehlt. Aber beide Dialektgruppen weisen vokalische Entwicklungen auf, die sie deutlich vom Germanischen abheben. Auch innerhalb des Hochdeutschen gibt es verschiedene Sprachlandschaften, die sich durch Isoglossenbündel voneinander unterscheiden.

Übungen

- 1 ● Vergleichen Sie das gotische Vaterunser (S. 53) mit der angeführten althochdeutschen Version (S. 76). Können Sie Übereinstimmungen im Wortschatz entdecken? Eruieren Sie mit Hilfe einer historischen Grammatik, um welche heutigen Wörter es sich handelt.
- 2 ● Nennen Sie einige sprachliche Merkmale des Niederdeutschen.
- 3 ● Beschreiben Sie die Stufen der p-Verschiebung im Althochdeutschen.
- 4 ● Nennen Sie die (alt)hochdeutschen Isoglossen.
- 5 ● Wie müssen folgende westgermanische Wörter im Althochdeutschen lauten? Berücksichtigen Sie dabei die Endsilbenabschwächung.
brōpar, rextaz, bindan, gastiz

Literatur

- Althochdeutsch (1987). Hg. von ROLF BERGMANN in Verbindung mit HERBERT KOLB. 2 Bde. Heidelberg.
- BERGMANN, ROLF/MOULIN, CLAUDINE/RUGE, NIKOLAUS (2019): Alt- und Mittelhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte. 10. Aufl. Göttingen.
- Althochdeutsche Literatur (2007). Eine kommentierte Anthologie. Zweisprachig. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von STEPHAN MÜLLER, Stuttgart.
- BRAUNE, WILHELM (2004): Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre. 15. Aufl., bearb. v. INGO REIFFENSTEIN. Tübingen.
- MEINEKE, ECKHARD/SCHWERDT, JUDITH (2001): Einführung in das Althochdeutsche. Paderborn u.a. (UTB 2167).
- PENZL, HERBERT (1986): Althochdeutsch. Bern, Frankfurt am Main, New York.
- SONDEREGGER, STEFAN (2003): Althochdeutsche Sprache und Literatur. Eine Einführung in das ältere Deutsch. Darstellung und Grammatik. 3. Aufl. Berlin, New York.

Mittelhochdeutsch

4

Inhalt

- 4.1 Historisch-kulturelle Voraussetzungen
 - Das Rittertum
 - Mittelhochdeutsche Dichter und ihre Mäzene
 - Die Ostkolonisation
 - Die Entwicklung der Städte
 - Die Entstehung der mittelalterlichen Familiennamen
- 4.2 Sprachliche Charakteristik
 - Vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen
 - Die höfische Kultur
 - Die deutsche Volkspredigt
 - Die Sprache der Mystik
 - Die Sprache des Handels und des Bankwesens
 - Historische Bedeutungsveränderungen
 - Mittelniederdeutsch

In mittelhochdeutscher Zeit, d.h. von etwa 1050 bis 1350, setzen sich die althochdeutschen Dialekte weiter fort. Dazu entstehen in Folge der Ostkolonisation (ab dem 11./12. Jahrhundert) im Osten neue deutschsprachige Dialektlandschaften durch Zu- und Neubesiedlung in ursprünglich slawischen Gebieten bzw. durch Rodung unbesiedelter Waldlandschaften. Auf diese Weise bilden sich das

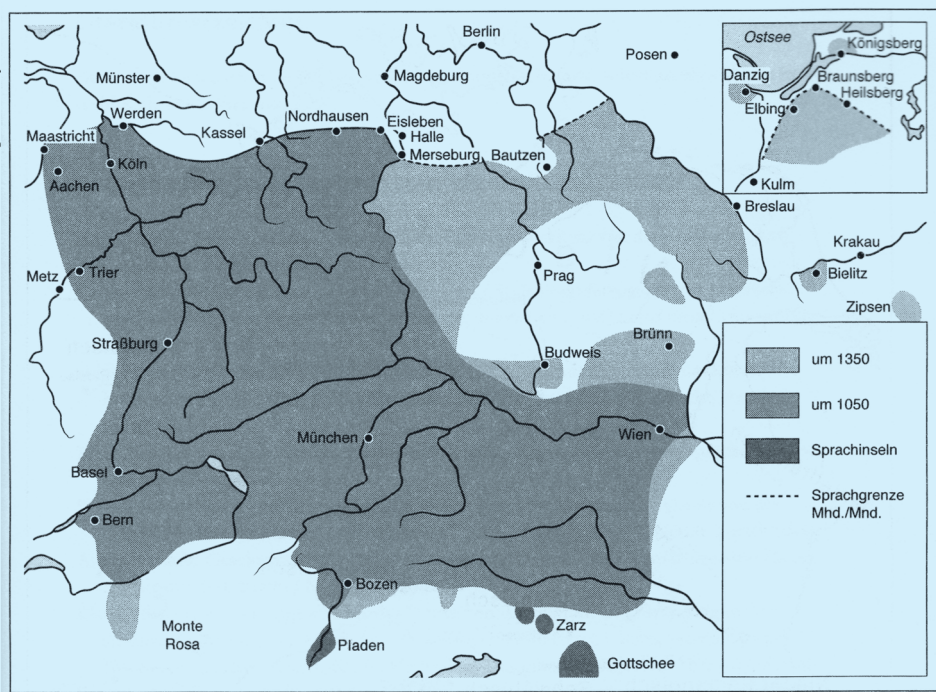
Thüringische, Obersächsische und Schlesische (im Nordosten kommt noch das Hochpreußische hinzu). Sie werden als **Ostmitteldeutsch** bezeichnet (im Gegensatz zu den fränkischen Dialekten, die das **Westmitteldeutsche** bilden). Die sorbi-

sche Sprachinsel um Cottbus und Bautzen ist ein Relikt der ehemals slawischen Besiedlungsschicht. Der oberdeutsche Sprach-

Merksatz

► **Wie der Terminus Mittelhochdeutsch bezeichnet auch Althochdeutsch keine einheitliche Sprachform, sondern eine Anzahl von Einzeldialekten.**

Abb 30 | Der mittelhochdeutsche Sprachraum



raum erweitert sich auch nach Süden, Südorden und Südosten und bildet deutsche Sprachinseln inmitten romanischer, ungarischer und slawischer Gebiete.

Historisch-kulturelle Voraussetzungen

| 4.1

War im Althochdeutschen die Begegnung von Antike und Christentum einer der wichtigsten außersprachlichen Katalysatoren für die sprachliche Entwicklung, so sind es im Mittelhochdeutschen vor allem drei kulturelle Veränderungen, die sich auf die Sprachgeschichte auswirken: 1. die Vollendung der Feudalisierung (Entstehen der höfischen Ritterkultur), 2. die deutsche Ostkolonisation und 3. das Aufkommen der Städte.

Selbstverständlich sind diese Entwicklungen (höfische Kultur, Ostkolonisation, Städtewesen) und andere Komponenten in Abhängigkeit voneinander zu sehen: Zwischen 1050 und 1500 durchlief die Gesellschaft im deutschsprachigen Raum tiefgreifende Wandlungen. Es begannen sich territoriale Fürstentümer und Machtzentren unabhängig von der alten Stammesstruktur zu bilden, Handelsniederlassungen und Städte mit neuen Verfassungen wurden gegründet, die Bevölkerung wuchs kontinuierlich an (bis zu den großen Pestepidemien im 14. Jahrhundert), in den Städten entstanden neue Bevölkerungsschichten mit neuen Bedürfnissen. All dies wirkte sich auf Sprache und Literatur der Zeit aus. Im 19. Jahrhundert wurde allerdings oft der Fehler gemacht, literarische Texte wie höfische Quellen als authentische historische Quellen heranzuziehen. Heute wissen wir, dass die Texte vielfach fiktiv sind und Wunschkonstruktionen ausdrücken.

Mittelhochdeutsches Vaterunser

Got vater unser, dâ du bist in dem himelrîche gewaltic alles des dir ist, geheiligt sô werde dîn nam, zuo müeze uns komen das rîche dîn. Dîn wille werde dem gelîch Hie ûf der erde als in den himeln, des gewer unsich, nu gip uns unser tegelîch brôt und swes wir dar nâch dürftic sîn. Vergip uns allen sament unser schulde, alsô du wilt, daz wir durch dîne hulde vergeben, der wir ie genâmen dekeinen schaden, swie grôz er sî: vor sünden kor sô mache uns vrî und læse uns ouch von allem übele. âmen.

REINMAR VON ZWETER um 1230

4.1.1 | Das Rittertum

Schon TACITUS berichtet in der „Germania“, dass im Krieg die Germanen einem Gefolgsherrn zugeteilt sind und dass es Abstufungen in der Rangfolge gibt. Das wesentliche Element der germanischen Kriegsführung ist nicht nur das Kämpfen in Verbänden, sondern auch die Gefolgschaft. Voraussetzung für das spezifische mittelalterliche Lehenwesen ist das Aufkommen der Reiterkrieger seit der Mitte des 8. Jahrhunderts. Damit der Reiter seine eigene Ausrüstung finanzieren kann, wird er mit Land ausgestattet (Landleihe). Auf diese Weise verbindet sich die spätrömische **Commendatio** (Ergebung eines „Vasallen“ in den Schutz eines Herrn) mit dem germanischen, auf **Treue** beruhenden Gefolgschaftswesen. Durch den Treuebegriff wandelt sich der Knechtsdienst zu einem Ehrenbegriff

Merksatz

► **Anders als in Frankreich oder England bildete sich im territorial aufgesplitterten deutschen Sprachraum kein sprachliches Zentrum aus.**

und das Treueverhältnis zwischen Herrn und Vasallen wird gegenseitig. Zu dieser persönlich-ideellen Vorstellung tritt dann das Lehen als dingliche Ausprägung dieses Verhältnisses. Später wird der Gedanke des Lehenwesens von den Reiter-

kriegern auf die gesamte Gesellschaft, d.h. auch auf die Machthaber (Herzöge, Grafen) und sogar den Klerus ausgedehnt. Anfänglich fällt das Lehen nach dem Tod des Vasallen wieder an den Herrn zurück, schon bald aber wird es erblich (und damit auch das Amt, eine heute für uns ungewöhnliche Vorstellung). Dadurch wird die Treuebindung des Adels an den Herrscher geschwächt und die Bildung von Territorien gefördert. Darin unterscheidet sich aber auch Deutschland wesentlich von England oder Frankreich, wo verwaiste Lehen wieder an den König zurückfielen, der sie seiner Hausmacht zuschlagen konnte und auf diese Weise immer mächtiger wurde. Diese Prozesse haben aber auch einen Einfluss auf die Sprachgeschichte, denn die territoriale Aufsplitterung verhinderte letztlich das Aufkommen einer Zentralmacht und damit auch einer „Hauptstadt“ wie London oder Paris, die als sprachliches Zentrum und Vorbild auf das gesamte Land wirken konnte.

Im Hochmittelalter wurde das Lehenssystem innerhalb der siebenstufigen „Lehenstpyramide“ verfeinert: An der Spitze stand der König, dem alle freien männlichen Erwachsenen zum Dienst verpflichtet waren. Er besaß im Prinzip das Land, das er in Form von

„Lehen“ vergab. Nach der „Heerschildordnung“ (Sachsen- und Schwabenspiegel) standen unter dem König an zweiter Stelle die geistlichen Fürsten, dann die weltlichen Fürsten (3), die freien Herren (4), die Schöffenfreien und Ministerialen (5), deren Lehensleute

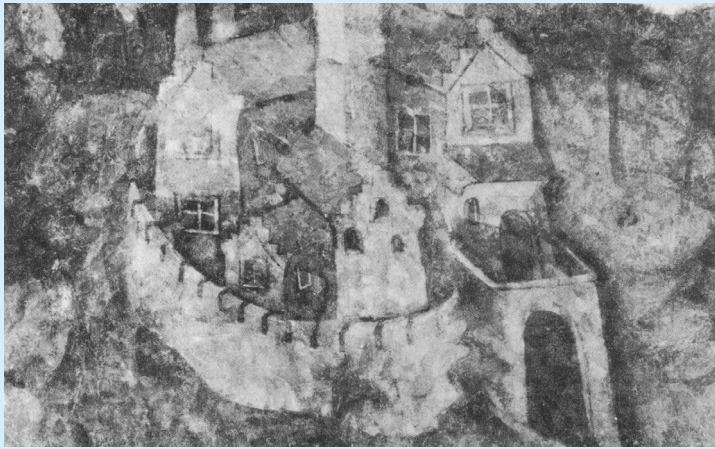


Abb 31

*Zeitgenössische
Darstellung einer
Burganlage um
1400*

(6) und schließlich die übrigen Ritterfähigen, die so genannten „Einschildritter“ (7). Das Lehenswesen war im Frühmittelalter ein Mittel, die Kriegsfähigkeit zu sichern. Indem die Verbände an Personen und räumlicher Ausdehnung zunahmen, diente es zur Fixierung und zum Ausbau territorialer Macht. Denn reale Macht ist an den Besitz von realem Grund und Boden gebunden. Und das galt auch und im Besonderen für die Kirche.

Im gesamten Frühmittelalter ist die Literatur fast zur Gänze religiöser Provenienz (wenn wir von den wenigen „heidnischen“ Texten wie Zaubersprüchen sowie den Gebrauchstexten wie Namen- und Besitzlisten absehen). Die Entstehung der weltlichen Literatur im Hochmittelalter ist nicht von der ritterlichen Kultur und ihrem adeligen Publikum zu trennen. Sie wurde für Adeli-

Merksatz

- ▶ **Im Frühmittelalter war fast die gesamte Literatur religiöser Herkunft, im Hochmittelalter wuchs die weltliche Literatur, die in erster Linie Auftragswerke des Adels umfasste, stark an.**

ge und z.T. auch von Adeligen geschrieben und sie spiegelt (v.a. in der Lyrik) die Wunschkonzeptionen des (kirchlichen und weltlichen) Adels wider. Fast die gesamte Literatur bis ins Spätmittelalter ist als Auftragswerk des Adels zu sehen. Die großen weltlichen Fürstenhöfe wurden zu literarischen Zentren dieses Mäzenatentums.

Im Hochmittelalter entfaltete das Rittertum seine größte politische Bedeutung. Mit dem Aufstieg des Adels entwickelte sich eine eigene ritterliche, höfische Kultur, zu der auch die höfische Literatur zählt (Blütezeit etwa 1180–1220). Abgesehen von höfischen Inhalten (Verherrlichung der ritterlichen Tugenden, der Minne, des Lebens am Hof etc.) ist diese Dichtung auch durch eine relativ einheitliche Sprachform gekennzeichnet, die man heute als „mittelhochdeutsche Dichtersprache (oder Literatursprache)“ bezeichnet. Besonders im 19. Jahrhundert sah man im Hinblick auf das mittelalterliche Kaisertum eine solche einheitliche Form als historische Tatsache an. Der Eindruck entstand dadurch, dass die hochmittelalterlichen Dichter (zumindest der Blütezeit) bewusst kleinräumige Dialektmerkmale vermieden und sich an das Alemannische (HARTMANN VON AUE war das große Vorbild) anlehnten. So verwendeten auch bairische Dichter neben dem im Bairischen üblichen *gên, stên* (‘gehen’, ‘stehen’) die alemannischen Formen *gân, stân*. Die mittelhochdeutsche Dichtersprache ist somit eher als Funktiolekt zu sehen, eine Sprachform, derer sich die Dichter in bestimmten Situationen unter bestimmten Voraussetzungen bedienten, ohne ihren Heimatdialekt zu verleugnen. Als Resultat dieser Entwicklung können wir heute die Herkunftsorte der hochmittelalterlichen Dichter nur großräumig bestimmen, wenn keine weiteren biographischen Hinweise vorliegen (und dies ist höchst selten der Fall). Von WALTHER VON DER VOGELWEIDE etwa wissen wir nur, dass er aus dem bairischen Sprachraum stammen muss. Da das Bairische aber bis heute die größte Dialektlandschaft des Deutschen bildet, sind die Herkunftsmöglichkeiten sehr groß und eine genauere Lokalisierung nicht möglich (Bozen ist nur eine neben vielen anderen „Kandidaten“). Gegen Ende des 19. Jahrhunderts machten sich dann immer mehr Zweifel an der vermuteten Einheitlichkeit breit und sie wurde für einige Zeit sogar ganz geleugnet.

Heute nimmt man in Bezug auf die mittelhochdeutsche Dichtersprache eine vermittelnde Position ein. Sicherlich gab es einen gewissen Grad an sprachlichen Vereinheitlichungstendenzen.

Diese sind aber nicht als bindende Norm im Sinn unserer heutigen Hochsprache und Orthographie zu verstehen. Es gab verschiedene Schreibweisen ein und desselben Wortes, sogar in ein und demselben Text, doch sind kleinräumige Dialektunterschiede im Großen und Ganzen beseitigt. Die Sprachform des „klassischen Mittelhochdeutsch“ war außerdem auf die höfische Literatur beschränkt und ging mit dem kulturellen Niedergang der höfischen Gesellschaft und der Kaisermacht wieder verloren.



Abb 32

WALTHER VON DER
VOGELWEIDE in der
Abbildung aus der
„MANESSE'schen
Handschrift“ (Große
Heidelberger Lieder-
handschaft, 1. Häl-
fte des 14. Jhs.)

4.1.2 | Die Ostkolonisation

Die deutsche Ostkolonisation erfolgte vom 11. bis zum 15. Jahrhundert (in ihren letzten Ausläufern) in unterschiedlichen Etappen und Formen – obwohl nicht vergessen werden darf, dass bereits das fränkische Reich unter KARL DEM GROSSEN über die Grenzen der deutschen Stämme nach Osten expandierte. Unter Kaiser LOTHAR VON SUPPLINBURG aus Niedersachsen erhielt die Ostbewegung im 12. Jahrhundert neue Impulse, indem auch das Städtewesen nach Osten ausgriff. Zwischen 1160 und 1170 siegte HEINRICH DER LÖWE in Mecklenburg und Pommern und dehnte die deutsche Vorherrschaft bis zur Weichsel aus, seine Entmachtung durch Kaiser BARBAROSSA bedeutete aber einen Stillstand der Ostexpansion. Der Deutsche Orden (oder Deutschritterorden, gegründet 1190) nahm sie in kriegerischer Form wieder auf, belastete aber das Verhältnis der Volksgruppen nachhaltig durch extreme Brutalität bei der Neu-besiedlung. Das Gebiet östlich der Saale und Elbe (östlich der Linie Lauenburg–Kiel) war im Früh- und Hochmittelalter slawisches Siedlungsgebiet, z.T. allerdings noch unbesiedelt.

Erklärung

- **Im 11. Jahrhundert beginnt das deutsche Reich wie schon vorher das fränkische nach Osten auszugreifen, und zwar in verschiedenen Stufen:**
(primäre) Ausbaukolonisation: Die im Osten unmittelbar an das Reich grenzenden Gebiete wurden in einer so genannten Burgwardenverfassung mit militärischer Sicherung besetzt. Man rief die Siedler aus dem Altland direkt in das Neuland. Nach ein bis zwei Generationen wurde allerdings der Boden wiederum knapp, z.B. in Sachsen und im westlichen Böhmen. Daher zogen in der *(sekundären) Auftragskolonisation* Siedler weiter nach Osten (z.B. nach Schlesien, das unter slawischer Herrschaft stand). Diese erfolgte v.a. vom östlichen Thüringen und von Obersachsen, einem z.T. von Slawen besiedelten Gebiet, das aber zum deutschen Reich gehörte.

Die Kolonisationswelle im 11. Jahrhundert wurde vor allem durch die neu entwickelte landwirtschaftliche Methode der Dreifelderwirtschaft ermöglicht. Sie erlaubte eine intensivere Nutzung des Bodens und brachte reichere Erträge. Dadurch stiegen die Geburten und die Bevölkerung nahm zu. Es wurden neue, attraktive Siedlungsformen (Haufendörfer) und eine neue Art von Stadt entwickelt. Die Besiedlung des Ostens wurde allerdings im 14. Jahr-

hundert durch die großen Bevölkerungsdezimierungen während der Pestepidemien verlangsamt und kam schließlich ganz zum Erliegen.

THEODOR FRINGS sah daher das vom 11. bis ins 13. Jh. neu besiedelte Gebiet östlich der Elbe als sprachlichen „Schmelztiegel“ an, in dem die Neusiedler eine mündliche Ausgleichssprache prägten (Ansicht heute veraltet). Dabei weist er auf drei Siedlungsströme hin: einen niederdeutschen in der Linie Magdeburg–Leipzig, einen mitteldeutschen in der Linie Erfurt–Leipzig–Breslau und einen oberdeutsch-mainfränkischen in der Linie Bamberg–Meißen–Dresden.

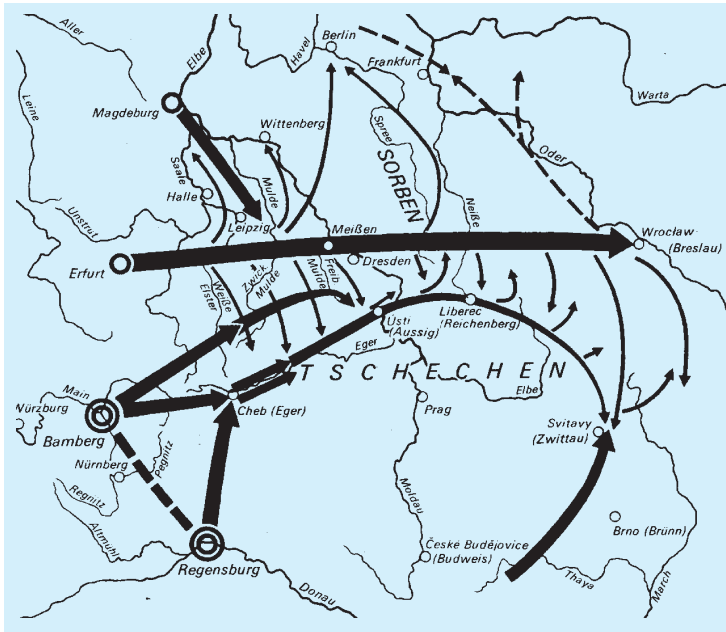


Abb 33

Siedlungsbewegungen nach THEODOR FRINGS

Die Ostbewegung, nicht zuletzt auch durch slawische Fürsten mit-
veranlasst, hatte – mit Ausnahmen – eine friedliche Durchdringung des Landes zur Folge, die slawische Bevölkerung wurde nicht unterworfen oder ausgerottet, sondern in den Kolonisationsprozess mit eingebunden – so kam es vor allem im östlichen und südlichen Polen, in Litauen, in der Ukraine und Weißrussland zu slawischen Siedlungen nach deutschem Recht (dem Sachsenspiegel).

Im Zusammenhang mit der Ostsiedlung wird allerdings gerne übersehen, dass die deutsche Sprache von dem schon zur Karolingerzeit fest zum Reich gehörenden Österreich nach Süden und Südosten/-norden ausgriff. Auf dem Gebiet des heutigen Norditalien, von Slowenien, Tschechien, Ungarn, Rumänien und der Slowakei wurden ebenfalls planmäßige Besiedlungen durchgeführt, die aber nicht so weitläufig wie im Osten waren und nicht zu so großen Städten führten. Allerdings sind die z.T. bis heute existierenden Sprachinselmundarten (etwa Pladen/Sappada und die Sieben und Dreizehn Gemeinden in Norditalien, †Gottschee/Kočevje in Krain/Slowenien, die „Siebenbürger Sachsen“ in Rumänien) wertvolle Zeugnisse für Sprachmerkmale. So verfügt die deutsche Mundart der Sieben Gemeinden in Oberitalien offenbar noch über ein erzählendes Präteritum und einen Genitiv (beides ist im heutigen Bairischen nicht mehr vorhanden), sie unterscheidet zwischen mhd. /s/ und lautverschobenem /ʒ/ (im Standarddeutschen zusammengefallen) und lässt auf den bilabialen Charakter des /w/ im Alt- und Mittelhochdeutschen schließen.

4.1.3 | Die Entwicklung der Städte

Seit fränkischer Zeit gab es für den Fernhandel mit dem Osten (den Kaufmannsgilden unter königlichem Schutz betrieben) befestigte Lagerstätten (die **Wike**, vgl. den Namen Braunschweig aus *Brunswîk* ‚Wik des Brun‘). Neben dem Weiterbestehen römischer Siedlungen (z.B. im Rheinland), deren strategisch günstige Lage sowie Mauern und Verteidigungsanlagen weiter genutzt wurden, kam es auch zu bewussten Neugründungen, vor allem an markanten Handelswegen. In der Karolingerzeit etwa wurden Doppelsiedlungen von Burg und Kaufmannsiansiedlung in ihrem Schutz charakteristisch (z.B. Magdeburg und Halle). Die Herrscher waren am Aufkommen der Städte vor allem wegen der hohen Einnahmen aus dem Handel interessiert und räumten ihnen eine Reihe von Privilegien ein (z.B. Münz-, Markt-, Zoll- und Handelsrechte). Allerdings entstand in der Stadt ein neuer Freiheitsbegriff („Stadtluft macht frei“), der letztlich darin gipfelte, dass der fürstliche Landesherr aus der Stadt verdrängt werden konnte – es entwickelte sich die Einrichtung der „freien (Reichs-)Stadt“.

Wie entscheidend der Handel, d.h. der wirtschaftliche Faktor, war, erkennt man auch daran, dass er die Stadt in vielen anderen Bereichen völlig umgestaltete:

1. Der Handel brachte das Aufkommen der Geldwirtschaft mit sich. Aber Geld hat vor allem einen Vorteil: Man kann Menschen damit bezahlen. Dies war im Lehenwesen nicht notwendig, denn die Vasallen waren dem Herrn gegenüber durch ihren Treueeid und mit ihren Dienstleistungen gebunden, und der Herr ihnen gegenüber ebenso. Diese Verpflichtung ist aber nicht mit späterem Lohn oder Gehalt gleichzusetzen und aus diesem Grund beschäftigte ein Lehenherr auch keine „Beamten“. Die Stadtverwaltung aber verfügte dank der Abgaben und Steuern, die nun mit Geld geleistet wurden, über die notwendigen Mittel, um eine Berufsbeamtenschaft anstellen und bezahlen zu können.
2. Dies wurde auch notwendig, denn das komplexe Zusammenleben auf engem Raum in einer Stadt machte auch eine effiziente Verwaltung nötig. In der Tat kümmerte sich die Stadtverwaltung um kleinste Details des Zusammenlebens, die sogar bis in die Privatsphäre hineingingen (etwa mit Fest- und Fastverordnungen, Kleidervorschriften u. dgl.), und es ist aus heutiger Sicht erstaunlich, wie gut im Großen und Ganzen das Zusammenleben in der Stadt mit den damaligen Kommunikationsmöglichkeiten funktionierte.
3. Damit die Kaufleute ihrem Beruf nachgehen konnten, wurde es zunehmend notwendig, dass sie lesen und schreiben lernten. In den Städten entstanden daher zuerst private Schulen, Stadtschulen, die nicht unter kirchlicher Hoheit standen. Aus diesem Grund waren der Stadtherr bzw. die Stadtverwaltung an der Gründung von Schulen sehr interessiert, da sie den Kaufmannsstand und damit den Wohlstand der Stadtgemeinde förderten, und u.a. deshalb entstanden auch die Universitäten in den Städten. Auch sie wurden von der Obrigkeit (zumeist) sehr gefördert, da sie Ansehen, Macht, Reichtum und Unabhängigkeit von der Kirche steigerten.

Aus all diesen Gründen ermöglichten und beschleunigten die Städte die Entstehung unserer heutigen **Familiennamen**. Aus indogermanisch-germanischer Zeit war die Sitte weitergegeben worden, einfache Rufnamen zu führen. Diese konnten ein- oder zweigliedrig sein (Arn, Friedrich). Familienzusammengehörigkeit wurde

(besonders bei Adeligen) durch Vergabe desselben Namens (z.B. Leopold bei den Babenbergern, Friedrich bei den Hohenstaufen) oder von Namen mit Stabreim und/oder gleichen Namengliedern (Hildebrand, Hadubrand) gekennzeichnet. Die überschaubare Siedlungsweise im Frühmittelalter, die über ein paar Gehöfte – wo man einander kannte – kaum hinausging, machte ein Abgehen von dieser Gepflogenheit auch nicht notwendig; doch gab es sicher charakterisierende Beinamen jeder Art. In der Stadt aber, wo auf engem Raum mehr Menschen zusammenlebten, als man es bis dahin gewohnt war – auch wenn die Städte aus heutiger Sicht winzig waren –, genügte dies nicht mehr; überdies war die Sippenzusammengehörigkeit nicht mehr sichtbar. Es wurden Zusätze notwendig, die die Namenträger auf irgendeine Weise kennzeichneten und so unterscheidbar machten.

In einer Stadt leben und kommunizieren nicht nur Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen sozialen Rangs auf engem Raum miteinander, sondern hier entstehen auch die für die Sprachentwicklung bedeutsamen Institutionen wie Kanzleien, Schulen, Universitäten, Buchdruckereien u.a.m., die ihrerseits auf die Entwicklung der Sprache starken Einfluss nehmen. Dieser Einfluss wirkt sich in vierfacher Weise aus:

1. Die Stadt ist ein Ort des sprachlichen Ausgleichs. Die Koexistenz verschiedener Gruppen nach sozialem Status (z.B. Ackerbauern – Amtsträger), Herkunft (z.B. Einsässige – Zuwanderer), Fachwortschatz (z.B. Mediziner – Handwerker) u.a.m. fördert den Ausgleich der jeweiligen Varietäten. Andererseits darf der sicherlich vorhandene Sprachausgleich – gerade im Mittelalter – nicht aufgrund heutiger Erfahrungen mit Stadtsprachen überbewertet werden: Wir müssen dennoch mit der Existenz von Varietäten rechnen, zudem können wir die Sprache heute natürlich nur mehr anhand schriftlicher Zeugnisse beurteilen. Wie die sprechsprachlichen Gegebenheiten aussahen, kann heute nur noch über den Reflex der Schreibsprachen vermutet werden. Trotzdem müssen die genauen Verhältnisse an jeder Stadt einzeln exemplifiziert werden.
2. Die Stadt wirkt in ihre Umgebung hinein als sprachliches Ausgleichszentrum ihrer Region. Die Dialektologie betont immer wieder die Ausstrahlkraft größerer Städte. Bei der Übernahme des Mitteldeutschen im ursprünglich niederdeutschen Gebiet um Halle und Merseburg spielten die Städte mit ihrem Vorbild-

Die Entstehung der Familiennamen im Mittelalter

Das Zusammenleben vieler Menschen auf engem Raum verstärkte die Tendenz, dass die schon früher verwendeten Beinamen (z.B. Hans der Snabel) an die Nachkommen „weitervererbt“ wurden. Auf diese Weise kamen die charakterisierenden Beinamen, die eine Eigenschaft ihres ursprünglichen Trägers bezeichneten (Snabel), auch auf Personen, die diese Eigenschaft womöglich nicht mehr aufwiesen.

Familiennamen können entstehen aus:

1. Herkunftsnamen:

Wolffhart von Amsteten, Hans von Eselarn

Herkunftsbezeichnungen auf -er:

Stephan der Frawndorffer, Hertt der Reysenperger, Hans Mewrlinger

2. Berufsbezeichnungen und/oder Benennungen nach Ämtern:

mit Ulreichen dem Zeller, dem vischer

mit Niclasen dem Mechtler, dem vischer

Hier liegen für die Zeit typische Doppelnennungen von Beinamen und Berufsbezeichnung vor.

3. Übernamen, die sich auf ein besonderes Charakteristikum beziehen:

3.1 (charakterliche oder andere) Eigenschaft des Trägers (entweder real vorhanden oder von den Benennern imaginiert):

Jakob Reyche, mit ... Andren dem Churzen, Jörg der Lanng

3.2 eine besondere geistige oder körperliche Eigenheit:

Metten dem Snabel (was mit mhd. snabel ‚Schnabel; Lippe, Mund‘ bezeichnet wird, ist unklar, vielleicht ein Mensch mit einer Missbildung oder ein besonders Vorlauter oder Schlagfertiger), mit Petren dem Weyzchopf

3.3 ein (im Beruf verwendetes) Werkzeug oder Hilfsmittel:

mit ... Niclasen dem Rorcholb (mhd. rôr-kolbe ‚alga‘, eine Pflanzenbezeichnung, die offenbar als für den Namenträger charakteristisch empfunden wurde), Wolffhart der Chemml (vermutlich im Zusammenhang mit mhd. kamp, -be, kamme ‚Kamm‘)

Alle Beispiele stammen aus Wiener Ratsurkunden 1280–1430 und werden mit dem notwendigen Kontext wiedergegeben. Insgesamt kann man beobachten, dass die Familiennamen in relativ kurzer Zeit (in etwa zwei bis drei Generationen) fest werden (wobei der mittelalterliche Mensch natürlich nicht dieselbe Lebenserwartung wie wir heute hatte), vgl. ERNST (1994).

3.4 Spottbezeichnungen:

hat ... Annen, Liepharts hawsfrawn des Trukchenprots, Fridreich Achtseynnicht, mit Hainreichen dem Chrewzzenczeler, mit Niklasen dem Chrautwurm

Die Bezeichnungen sind oft etymologisch durchsichtig, die Motive für ihre Vergabe können aber heute zum Teil nicht mehr nachvollzogen werden.

3.5 Tierbenennungen:

mit Niclasen dem Fuchsein

Es erscheint nicht eindeutig, ob hier eine bestimmte Eigenschaft (Schläue, Charakterlosigkeit des Namenträgers), die Haarfarbe oder ein anderes Merkmal (etwa ein Hauszeichen) gemeint ist.

fraw Kathrey, Ulreichs seligen des Hesleins

4. Benennungen nach dem Rufnamen des Vaters (seltener nach dem Rufnamen der Mutter):

Hanns der Seybot, der vischer

Chunrat Wyelant

Ulreich der Dyetram, Fridreich der Dyetram (In diesem Fall liegt offenbar wirklich schon ein ererbter Familienname in unserem Sinn vor, da es sich um Cousins handelt.)

5. Wohnstättennamen:

Ulreich bey dem Prunn

Belege dieser Art sind sehr selten, eine Abgrenzung zu den Herkunftsnamen ist schwierig. Faustregel: Wohnstättennamen gehen auf ein Appellativ, Herkunftsnamen auf einen Ortsnamen zurück.

charakter eine entscheidende Rolle. Ob die Neuerungen allerdings zuerst auf schriftsprachlicher und dann erst auf sprechsprachlicher Ebene erfolgten, ist sehr umstritten.

3. Die Stadt stellt einen dominierenden Faktor bei der Ausbildung überregionaler Einheitssprachen dar. In diesem Sinn ist das **Gemeine Deutsch** zu verstehen, eine süddeutsche regionale Ausgleichssprache auf schriftlicher Ebene. Sie zeigt Prägung durch die Kaiser- und Residenzstadt Wien. Als überregionale Sprachform galt sie im gesamten süddeutschen Raum und sie

strahlte in den Westen, Südwesten und Norden des deutschen Sprachraums aus.

Der Ausdruck „(das) Gemeine Deutsch“ ist in seiner Bedeutung bis heute umstritten. Er lässt sowohl eine stilistische („gewöhnlich, nicht herausgehoben“) als auch geographische („allgemein/weit verbreitet“) Interpretation zu.

4. Die Städte haben bei der Entwicklung der Kanzlei- und Urkundensprachen eine bedeutende Rolle gespielt.

Merksatz

- **Die Stadt ist – auch für ihre Umgebung – ein Ort des sprachlichen Ausgleichs und ein dominierender Faktor bei der Ausbildung einer überregionalen Sprachform.**

Erklärung

► Die Bedeutung der Städte

Städte sind für die deutsche Sprachgeschichte in folgenden Bereichen von Bedeutung:

1. **der Entwicklung einer volkssprachlichen Schriftlichkeit**
2. **der Ausbildung regionaler und – in späterer Folge – überregionaler Schreib- und Schriftsprachen**
3. **der Entstehung überregionaler mündlicher Verkehrssprachen**

Eine der wichtigsten Funktionen der Stadt in der Sprachgeschichte ist die Anbahnung und Ermöglichung von sprachlichen Ausgleichs- und Mischungsvorgängen. Außerdem ist in der Stadt mit einer Vielfalt sprechsprachlicher Ausdrucksformen zu rechnen, die für uns verloren gegangen sind, da sie niemand aufgezeichnet hat.

Sprachliche Charakteristik

| 4.2

In mittelhochdeutscher Zeit traten für die Sprecher deutscher Dialekte immer deutlicher die Gemeinsamkeiten hervor. Das Wort deutsch erhielt seine heutige Bedeutung und die Bildung Deutscher und Deutschland (mhd. diutsche man und diutsche lant, beides Pl.) setzte sich immer mehr durch. Offenbar wurde man sich des Gemeinsamen in den verschiedenen Dialekten stärker bewusst und grenzte es gegen das sprachlich Trennende (die umgebenden anderen Sprachen wie das „Welsche“ und das „Windische“) ab. Natürlich

war man sich aber auch der Unterschiede in den deutschen Dialekten bewusst und in der Literatur wird gelegentlich darauf angespielt. Eine der berühmtesten Stellen stammt aus dem um 1300 entstandenen Lehrgedicht „Der Renner“ von HUGO VON TRIMBERG (aus dem Kapitel „Von manigerlei sprâch“ V. 22265– 22276):

Swâben ir wörter spaltent,
 Die Franken ein teil sie valtent,
 Die Beier si zezerrent,
 Die Düringe si ûf sperrent,
 Die Sâhsen sie bezücent,
 Die Rînlute si verdrücent,
 Die Wetereiber si würgent,
 Die Mîsener si vol schürgent,
 Egerlant sie swenkent,
 Oesterrîche si schrenkent,
 Stîrlant si baz lenkent,
 Kernde ein teil sie senkent, ...

Es ist heute allerdings nicht mehr eruierbar, welche Dialektmerkmale HUGO mit seinen Kurzcharakteristiken ansprechen will.

Unter sprachhistorischem Aspekt kann man vier relevante Textgruppen (nach NORBERT RICHARD WOLF) unterscheiden:

1. Die frühmittelalterliche geistliche Dichtung: gerichtet an ein Laienpublikum, getragen von den geistlichen Reformbewegungen von etwa 1070 bis 1170.
2. Die weltliche Dichtung: gekennzeichnet durch das Vordringen des Endreimverses, getragen von der vorhöfischen und höfischen Ritterkultur. Übergänge von der beherrschenden geistlichen Dichtung des Frühmittelalters zur höfischen Dichtung ergeben sich durch Gestaltung profaner Stoffe durch dichtende Geistliche wie den PFAFFEN LAMPRECHT („Alexanderlied“).
3. Geistliche Prosa: seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, als typisch spätmittelalterlich zu bezeichnen: Bibelschrifttum, theologisches Schrifttum, kanonische und liturgische Literatur, Enzyklopädien, Predigten, Erbauungsliteratur, Heiligenlegenden u.a.m. Immer mehr Bereiche werden der Prosa erschlossen, Ausläufer reichen bis ins 18. Jahrhundert. Die neu entstehenden Predigerorden in den Städten (Franziskaner, Dominikaner) tragen wesentlich dazu bei.

4. Urkunden und verwandte Textsorten (z.B. Urbare): Seit dem Mainzer Landfrieden (1235), dem ersten Reichsgesetz in deutscher Sprache, werden immer häufiger Urkunden auf Deutsch verfasst. Das Urkundenwesen in deutscher Sprache beginnt im Südwesten und breitet sich von dort nach Norden und Osten aus.

Für das hochmittelalterliche Deutsch entwickelte HUGO MOSER folgende „sprachsoziologische Pyramide“ der diatopischen und diastratischen Gegebenheiten:

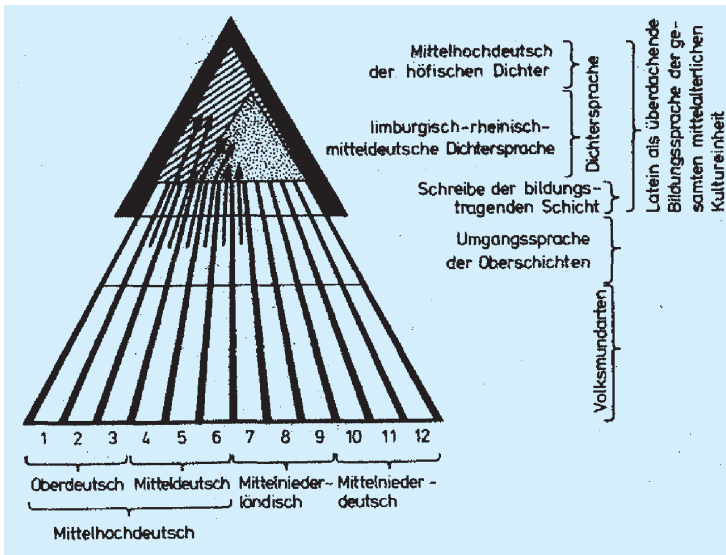


Abb 34

Hochmittelalterliches Deutsch

- 1) Bairisch
- 2) Alemannisch
- 3) Ostfränkisch
- 4) Rheinfränkisch
- 5) Mittelfränkisch
- 6) Thüringisch
- 7) Limburgisch
- 8) Brabantisch
- 9) Flämisch
- 10) Nordniederdeutsch
- 11) Westfälisch
- 12) Ostfälisch

Die Spitze der Pyramide bildet die „höfische Dichtersprache“ (s. S. 104). Diastratisch „darunter“ befinden sich „Dichtersprachen“ mit deutlicheren dialektalen Merkmalen wie Limburgisch oder Rheinisch, gefolgt von der „Schreibe“ („Schreibsprache“) der bildungs-tragenden Schichten wie der Kirche. Für alle gilt Latein als überdachender Funktiolekt. Von Umgangssprache und Volkssprache ist so gut wie nichts überliefert. Man muss sich auch fragen, ob so etwas wie eine Umgangssprache im Mittelalter überhaupt existiert hat – wenn, dann nur im Sinn einer Ausgleichssprache in den Städten. Auf der X-Achse ist die raumgeographische Verteilung eingetragen, sowohl für das Hoch- als auch für das Niederdeutsche.

Die Rekonstruktion gesprochener Sprache aus schriftlichen Quellen

Es darf nie vergessen werden, dass die gesamte Sprachgeschichte bis in unsere unmittelbare Gegenwart nur auf schriftlichen Zeugnissen aufgebaut ist. Erst um die Jahrhundertwende 1900 wurden erste Geräte entwickelt, die Gesprochenes aufzeichnen konnten, und diese waren noch jahrzehntelang technisch unzulänglich. Für die Frühzeit erhebt sich daher die wesentliche Frage, wie man von historischen schriftlichen Quellen auf die Aussprache schließen kann. Das Grundproblem besteht darin, dass das lateinische Alphabet nicht geeignet ist, das germanisch-deutsche Lautsystem eindeutig wiederzugeben. Einerseits existieren „überflüssige“ Buchstaben wie <x>, <y> oder bei <f> und <v>, andererseits fehlen Zeichen, um neue Laute oder Lautkombinationen wiederzugeben, etwa für Halbvokale, Umlaute oder die Affrikaten [pf], [ts] und [kx]. Natürlich gab es keine allgemeinen Richtlinien für das Schreiben und schon gar nicht irgendwelche Normen. Trotzdem war die Verschriftlichung von Gesprochenem nicht völlig willkürlich. Die wichtigsten Prinzipien sind:

1. Die Schreiber notieren Gehörtes. Wenn in ahd. <fater> ‚Vater‘ und <bruoder> <t> und <d> unterschieden werden und sich das auch in anderen Belegen finden lässt, ist davon auszugehen, dass sich [t] und [d] in der Aussprache unterschieden haben.
2. Ähnliche Laute wurden auch ähnlich geschrieben, etwa mhd. mîn, dîn, sîn vs. klein/klain, bein/bain, stein/stain. Das Erstellen historischer Phonemsysteme erlaubt die Einordnung verschiedener Erscheinungen. So waren die Länge- und Kürzeverhältnisse bei Langvokalen/Diphthongen und Kurzvokalen bis zum Frühneuhochdeutschen immer konstant. Dabei ist auch zu berücksichtigen, dass es eigene Schreibkonventionen für einzelne Schreibstuben und Kanzleien geben konnte.
3. Wenn Schreiber ganz genau aufzeichnen, was sie hören, kann es zu sogenannten „phonetischen Direktanzeigen“ kommen. Dazu zählen etwa oberdeutsche Entrundungen (vgl. S. 143) im Frühneuhochdeutschen: <preittigan> ‚Bräutigam‘, <freyd> ‚Freude‘ (vgl. WIESINGER 1996, S. 41).

4. Wenn in mehreren Handschriften eine bestimmte Form, etwa , aufscheint und in einer oder einigen wenigen eine andere Form, ist das quantitativ Überwiegende sehr wahrscheinlich das Ursprüngliche.
5. Bestimmte Laute oder Lautkombinationen haben sich vom Indogermanischen bis heute so gut wie nicht verändert. Dazu gehören die Liquiden und Nasale [l, r, m, n] sowie s- in Konsonantengruppen [st, sp], vgl. nhd. Stern < mhd. sterne, sterre < ahd. stern(o), ster(ro), ae. steorra, < germ. *sternōn ‚Stern‘, vielleicht Zusammenhang mit idg. *ster- ‚ausbreiten‘; nhd. ist, lat. est (s. Abb. 8); mhd. nase: idg. *nas- ‚Nase‘.
6. Besondere Bedeutung kommt dem Reimverhalten zu:
 - Reime im „klassischen“ Mittelhochdeutsch (ca. 1180–1220) müssen zwingend rein sein: Mhd. mîn (nhd. mein) und mhd. stein (nhd. Stein) etwa können niemals gereimt werden.
 - „Augenreim“: Die Übereinstimmung besteht nur im Schriftbild, nicht aber in der Aussprache, z.B. obdt. zol ‚Zahl‘ : sol ‚soll‘.
 - „Ohrenreim“: Die Übereinstimmung besteht nur in der Aussprache, nicht aber im Schriftbild, z.B. in Hans Vinteler, „Die Blumen der Tugend“, Vers 3462: valscheit [-ət] : verhîrat [-ət], vgl. WIESINGER 1996, S. 86.
7. Vergleiche mit rezenten Dialekten, anderen Sprachen oder der Gegenwartssprache:
Auf den durch Vergleiche mit Sprachinselmundarten und dem Englischen erwiesenen bilabialen Charakters des ahd. und mhd. <w> wurde schon hingewiesen, vgl. oben S. 108.
8. Sonderentwicklungen
Mhd. <heilig>, <geist>, <fleisch> ‚Fleisch‘ enthalten mhd. ei wie in Bein, Stein, klein. Zu erwarten wäre daher im Bairischen die Aussprache mit [ɔɣ] oder [aɪ]. Tatsächlich werden sie aber bis heute mit [æ] wie in <mein>, <dein> artikuliert. Dies geht darauf zurück, dass diese sogenannten „Kirchenwörter“ im Gottesdienst verwendet wurden und man ihnen mit Respekt begegnete, indem man sie in der „Hochsprache“ artikuliert (vgl. KRANZ-MAYER 1956, §20m1).

Normalisieren

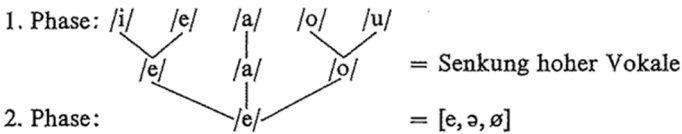
Im 19. Jahrhundert war man von der Existenz eines einheitlichen Mittelhochdeutsch so fest überzeugt, dass die Herausgeber mittelhochdeutscher Texte – dem so genannten LACHMANN'schen Prinzip folgend – diese in eine vermutete einheitliche Textform brachten, also „normalisierten“. „Normalisieren“ bedeutet, dass der Herausgeber den Text sprachlich bearbeitet, indem er die Schreibungen den Etymologien anpasst und vereinheitlicht. So werden alle Langvokale durch Zirkumflex gekennzeichnet, z.B. mhd. wîn. Diese Längenbezeichnungen können in den Handschriften fehlen. Außerdem wird die Schreibweise von Wörtern vereinheitlicht, es steht also immer wîn für ‚Wein‘, obwohl sich in Codices die Schreibungen win, wîn, wein, uuin, uein finden lassen (auch in derselben Handschrift, von ein und demselben Schreiber verfasst). Auch als sich die Überzeugung von einem einheitlichen Mittelhochdeutsch, von dem die Schreiber aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit im Einzelfall abwichen, als falsch herausstellte, blieb man beim Normalisieren. Heute gibt es Argumente dafür und dagegen: Dafür spricht, dass die Texte untereinander besser vergleichbar sind (und so die sprachliche und die literarische Qualität besser beurteilt werden können), dagegen, dass eine Textgestalt wiedergegeben wird, die in dieser Form niemals existiert hat. Solange man sich dessen bewusst ist, mag es noch angehen; problematisch wird es aber, wenn sich die tatsächliche Textüberlieferung und die normalisierte Rekonstruktion sehr weit voneinander entfernen. So ist etwa der „Erec“ von HARTMANN VON AUE nur in einer einzigen Handschrift, dem „Ambraser Heldenbuch“, überliefert, die aus einer anderen Dialektlandschaft stammt und über 300 Jahre nach der vermutlichen Entstehungszeit des Originals geschrieben wurde.

4.2.1 | Vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen

1. Als wichtigste Veränderung vom Ahd. zum Mhd. ist die **Neben- und Endsilbenabschwächung** zu werten: Alle althochdeutschen Vokale der Neben- und Endsilben werden zu e abgeschwächt:

- ahd. salbôn > mhd. salben ‚salben‘
 ahd. habên > mhd. haben ‚haben‘
 ahd. mûsi > mhd. miuse ‚Mäuse‘
 ahd. wechsit > mhd. wechset ‚er wächst‘

Der Zeitpunkt, an dem diese Entwicklung auch in der Schrift auftritt (etwa 1050 n. Chr.), wird allgemein als Beginn des Mittelhochdeutschen angesehen. An der Grenze zum Mittelhochdeutschen steht der St. Galler Mönch NOTKER III., „Labeo“ (offenbar wegen einer auffälligen Lippengestaltung) oder auch „der Deutsche“ genannt († 1022), einer der wichtigsten mittelalterlichen Gelehrten, der sich des Deutschen bediente.



Die zweite Phase wurde aber in den verschiedenen Dialekten nicht immer konsequent durchgeführt (METTKE 2000, S. 18).

2. Auslautverhärtung

Die stimmhaften Verschluss- und Reibelaute ahd. b, d, g, v werden im Wortauslaut verhärtet zu p, t, k (geschrieben auch als c), f:

mhd. lieb,	aber Genitiv	liebes ‚lieb‘
mhd. rat,		rades ‚Rad‘
mhd. slac,		slages ‚Schlag‘
mhd. hof,		hoves ‚Hof‘

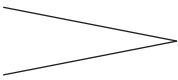
3. h-Schwund im Wortanlaut

Anlautendes h schwindet schon im späteren Althochdeutschen in den Phonemverbindungen hw-, hl-, hr-, hn-: ahd. hross > mhd. ross ‚Ross‘

4. Ahd. sk > mhd. sch: ahd. skôni > mhd. schœne ‚schön‘ (es bleibt aber s in anderen Konsonantenverbindungen erhalten: slange, smërze, snëcke, swarz)

5. Ahd. iu (< germ. eu) > mhd. iu [y:], mhd. liuhten ‚leuchten‘

6. Ahd. ea > ia
 Ahd. eo > io



mhd. ie

ahd. hiar > mhd. hier ‚hier‘

ahd. biotan > mhd. bieten ‚bieten‘

In verschiedenen Bereichen der mittelalterlichen Kultur beginnen sich eigene Fachwortschatzbereiche herauszubilden, die mit Veränderungen des täglichen Lebens in engem Zusammenhang stehen: die höfische Kultur, die Volkspredigt, die Sprache der Mystik sowie jene des Handels und Bankwesens.

4.2.2 | Die höfische Kultur

Die mittelhochdeutsche Dichtersprache unterscheidet sich neben dem Erwähnten aus einem weiteren Grund von den gesprochenen Dialekten der Zeit: Sie zeigt starke Einflüsse aus dem Französischen und Niederländischen, woher die literarischen Vorbilder stammen, etwa in Form von Lehnwörtern.

Da das Rittertum und die höfische Kultur in Frankreich und den Niederlanden früher ausgeprägt waren als im deutschen Sprachraum, wurde mit der Sachkultur auch das Vokabular ins Mittelhochdeutsche übernommen. Das bedeutet im Einzelnen, dass die „mittelhochdeutsche Dichtersprache“ viele französische und niederländische Fremd- und Lehnwörter aufweist, die aus Nordfrankreich, Flandern und Brabant entlang des Rheins ins deutsche Sprachgebiet eindrangen. Wir merken in der mittelhochdeutschen Literatur, dass es in der Oberschicht – offenbar ähnlich dem Fremdwortgebrauch im 16. und 17. Jahrhundert – zum guten Ton gehörte, Fremdwörter in das Gespräch einfließen zu lassen.

Die französischen Fremdwörter gehören Bereichen an, mit denen die Oberschicht zu tun hatte, etwa mit Titeln (duc ‚Herzog‘, cunt ‚Graf‘, barûn ‚Baron‘, vassal ‚Vasall, Ritter, Junker‘) oder dem Ritterwesen (turnei ‚Turnier‘, tjoste ‚Zweikampf‘). Daneben gibt es auch Lehnübersetzungen und -bildungen, d.h. Wörter aus dem ererbten Sprachschatz, die fremde Bildungen nachahmen, etwa prîs

Die Kemenate, der einzige beheizbare Raum einer Burg, in der Marksburg in Braubach bei Koblenz

Abb 35



„Auszeichnung, Preis“. Dieser spezialisierte Wortschatz verschwand wieder, trotzdem hat sich ein kleiner Teil bis heute erhalten, etwa Preis, Lanze, Abenteuer, hurtig, Alarm (wörtlich ‚zu den Waffen‘), Buckel (ursprünglich die Erhebung auf einem Schild, dann der ganze Schild). Dieser Epoche verdankt das Deutsche auch die Fremdwörter auf -ie, das dann zu einem produktiven Suffix wurde und (später) Wörter bildete wie Drogerie, Batterie, Garantie, Diplomatie. Eingedeutscht als -ei ist es auch in späteren Bildungen wie Bäckerei, Malerei, Schlägerei vorhanden – die Endbetonung der Wörter auf -ieren (tapezieren), -ei und -ie zeigt noch deutlich ihre Herkunft an.

Einigen der Wörter ist die Entlehnung aus dem Niederländischen anzumerken. Das wichtigste davon ist Ritter. Es stammt von riddere, wohl nach dem Vorbild von altfranzös. chevalier. Dieses riddere wurde dann lautgerecht zu ritter, mit mittelhochdeutschen Mitteln gebildet müsste es rîtare und dementsprechend heute Reiter lauten. Auch Treck und trecken ‚ziehen‘, snacken, traben, Wappen (wörtlich ‚Waffe‘), höflich/hübsch aus hövesch, -isch (dem

Hof angehörend, entsprechend'), Tölpel (aus pejorativem dörper, also ‚Dörfler‘) gehören hierher.

Es muss ausdrücklich betont werden, dass dieser Spezialwortschatz ausschließlich ein Merkmal der höfischen Literatur darstellt. Er ist weder in den vorhöfischen Romanen (etwa der „Eneit“ von HEINRICH VON VELDEKE oder dem „Alexanderlied“ und „Rolandslied“) zu finden noch in der Heldendichtung. Diese zeigt dafür einen archaisierenden Wortschatz, der vor allem aus dem Bereich des Kampfes kommt, z.B. die Bezeichnungen für den Kämpfer selbst: *recke*, *degen*, *wîgant*.

4.2.3 Die deutsche Volkspredigt

Im Spätmittelalter kam eine neue literarische Gattung zu ihrer Blüte: die Volkspredigt in deutscher Sprache. Natürlich spielte die Predigt im Christentum seit den Anfängen eine herausragende Rolle, aber die Sprache dieser Texte war das Griechische und Lateinische. Außerdem liebten es große Theologen, ihre Kommentare zur Bibel oder ihre Auslegungen in Predigtform niederzuschreiben, berühmt sind jene von AUGUSTINUS oder BERNHARD VON CLAIRVAUX.

Abb 36 | BERTHOLD VON REGENSBURG predigt.
Zeichnung aus dem
15. Jh.



Trotzdem ist aus praktischen Überlegungen – und auch anhand spärlicher Belege – davon auszugehen, dass dem Volk in der Volkssprache gepredigt wurde, anders wären etwa die großen Missionierungen des 7. und 8. Jahrhunderts nicht denkbar. Außerdem verfügte bereits KARL DER GROSSE die Förderung der Volkssprache. Es sind von diesen Predigten bis ins 13. Jahrhundert bis auf vereinzelte Ausnahmen keine größeren Texte erhalten geblieben, da sie der Mündlichkeit verhaftet waren und niemand sie aufgezeichnet hat. Die vereinzelt erhaltenen Predigten, die auf uns gekommen sind, nehmen sich eher wie „Mustersammlungen“ für die Erstellung von Predigten aus. Sie richteten sich an die Fachtheologen und nicht an die Laien wie die tatsächlich gehaltenen Predigten. Erst im 12. Jahrhundert entstand eine umfangreichere Sammlung an deutschen Predigten, das „Speculum Ecclesiae“.

Das änderte sich im 13. Jahrhundert, als die so genannten Predigerorden gegründet wurden. Begnadete Volksprediger aus ihren Reihen zogen riesige Menschenmassen in ihren Bann. Vor allem der Franziskaner- (gegr. 1210) und der Dominikanerorden (gegr. 1216) nahmen sich der Seelsorge in den Städten und damit dieser Art des Predigens an und aus ihren Reihen gingen wahre „Starprediger“ hervor. Eines der allerersten Franziskanerklöster in Deutschland war das Regensburger Salvatorkloster. Dort wirkte als Novizenmeister der um 1210 geborene DAVID VON AUGSBURG, der seine Ausbildung wahrscheinlich im Studium Generale der Franziskaner in Magdeburg erhalten hatte. 1243 wurde er nach Augsburg berufen, wo er im Jahr 1272 starb. DAVID hinterließ mehrere Schriften in deutscher Sprache, die sich durch klare Gedankenführung und eine einfache, sichere Sprache auszeichnen und noch nicht der Mystik zuzurechnen sind.

Zu seinen Schülern in Regensburg zählte BERTHOLD VON REGENSBURG. Geboren spätestens um 1220, wirkte er ab 1247 gemeinsam mit seinem Lehrer als Visitant des Frauenklosters Niedermünster in Regensburg. Weite Predigtfahrten führten ihn durch West- und Süddeutschland, Böhmen, Mähren, Schlesien, Österreich und bis in die Schweiz. In Regensburg starb er am 13. Dezember 1272. Der Zulauf zu seinen Predigten muss gewaltig gewesen sein, auch

Merksatz

- ▶ **Volkspredigten in deutscher Sprache sind als Quelle für die Sprachgeschichte von großem Wert, weil sie – sofern sie nicht literarisch überarbeitet wurden – den tatsächlichen Sprachgebrauch ihrer Zeit zeigen.**

wenn sporadische Zahlenangaben (wie 40 000) heute unglaublich klingen. Oftmals bezeugt sind aber zahlreiche Spontanbekehrungen sowie Versöhnungen während und nach seinen Predigten, sodass an seiner Wirkung auf die Zuhörer nicht gezweifelt werden kann.

Unsicher ist, ob wirklich alle unter BERTHOLDS Namen überlieferten Predigten von ihm stammen. Wie bei allen populären Schriftstellern wird es auch Nachahmer gegeben haben (so wie wir es im Fall von NEIDHART VON REUENTHAL kennen). Auf jeden Fall stammen aber die sechs so genannten „Klosterpredigten“ von ihm. In ihnen zeigt er sich als meisterlicher Psychologe. Er versteht es, auf seine Zuhörer einzugehen, sie zu packen, indem er etwa gewisse Personengruppen gesondert herausnimmt und anspricht und in der Wortwahl zeigt, dass er ihre Probleme und Wertvorstellungen kennt. Vor einem ritterlichen Publikum etwa geht er auf die für diesen Stand besonders wichtigen Begriffe *dienest*, *arebeit*, *êre* ein.

4.2.4 | Die Sprache der Mystik

Die Zeit vom 13. bis ins 15. Jahrhundert wird gerne als „Zeitalter der Mystik“ bezeichnet. Obwohl man sich vor allzu groben Verallgemeinerungen hüten soll, entbehrt dies nicht einer gewissen Grundlage.

Diese Zeit ist im religiösen Bereich vor allem durch zwei große Strömungen charakterisiert: die Scholastik und die Mystik. Man kann die Scholastik als den Versuch bezeichnen, Gott auf wissenschaftliche Weise zu finden – durch die Anwendung der aristotelischen Begriffe der Logik –, und die Mystik als das gefühlsmäßige Erfassen Gottes. Diese beiden Bereiche lassen sich jedoch nicht klar trennen. Die Scholastik „arbeitet“ ebenfalls mit dem Gefühl und auch die Mystik versucht sich in einer Art Systematik. Die einfache Unterscheidung, die Scholastik sei in lateinischer Sprache, die Mystik in Deutsch überliefert worden, trifft nicht mehr zu, seit man eine mittelhochdeutsche Übersetzung der „Summa Theologiae“ des THOMAS VON AQUIN entdeckt hat. In älteren Darstellungen kann man daher oft lesen, dass die Mystiker einen eigenen Fachwortschatz schufen, um den dem menschlichen Verstand nicht logisch zugänglichen Vorgang des Erfassens von Gott, die Vereinigung mit Gott („*unio mystica*“), besser verständlich zu machen. Darauf sollen

Wörter wie Einfluss, einfließen (das wörtlich zu verstehende Einfließen des Geistes Gottes), Anschauung, Wesenheit, wesentlich, Begriff, begreifen sowie die zahlreichen Abstraktbildungen auf -heit, -keit, -ung zurückgehen. Es scheint aber auch so etwas wie eine deutschsprachige Scholastik gegeben zu haben, die diese Begriffe schon vorgeprägt hatte, welche die Mystiker daher „nur“ zu übernehmen brauchten. Besonders deutlich wird das am Beispiel der MECHTHILD VON MAGDEBURG. Sie schrieb nur einen Teil ihrer Visionen selbst, einen Großteil erzählte und diktierte sie einem geistlichen Berater. Da dieser im Gegensatz zu MECHTHILD über eine profunde theologische Ausbildung verfügte, ist die sprachliche Form wohl ihm zuzuschreiben. Zu den Hauptvertretern der deutschen Mystik zählen neben MECHTHILD VON MAGDEBURG (um 1210–1282) MEISTER ECKHART (um 1260–1328), HEINRICH SEUSE (1295–1366) und JOHANNES TAULER (1300–1361). MEISTER ECKHART betont immer wieder, dass Worte nicht in der Lage sind, die mystischen Vorgänge zu beschreiben. Am ehesten kann man persönliche Erfahrungen in der eigenen Muttersprache mitteilen. Jemand, der diese Erfahrung nicht selbst gemacht hat, könne dies auch nicht mit Worten, d.h. nur mit der Sprache, vermittelt bekommen.

Die Sprache des Handels und des Bankwesens

4.2.5

In Norddeutschland entstand seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Vereinigung von Fernhandelskaufleuten unter dem mittelalterlichen Namen Hanse (ahd. *hansa* ist ursprünglich eine ‚Gruppe von Krieger‘). Der Zweck war zunächst der gegenseitige Schutz vor den Risiken weiter Handelsreisen. Die wirtschaftlichen Grundlagen für den Aufschwung waren dadurch gegeben, dass die deutschen Kaufmannsniederlassungen im Ausland wirtschaftliche Privilegien erhielten. Durch die deutsche Ostkolonisation verlagerte sich das Schwergewicht der Interessen immer mehr nach Ost- und Nordosteuropa. 1356 wurde die Hanse ein förmliches Bündnis, ihre Blütezeit lag in den Jahrzehnten nach 1370 – zu dieser Zeit gehörten ihr alle großen Städte nördlich der Linie Köln–Dortmund–Göttingen–Halle–Breslau an. Die Hanse ist also genau genommen ein Städtebund, aber anders als andere Städtebünde (wie der süddeutsche oder oberitalienische) verfolgte sie keine politischen, sondern nur wirtschaftliche Ziele.

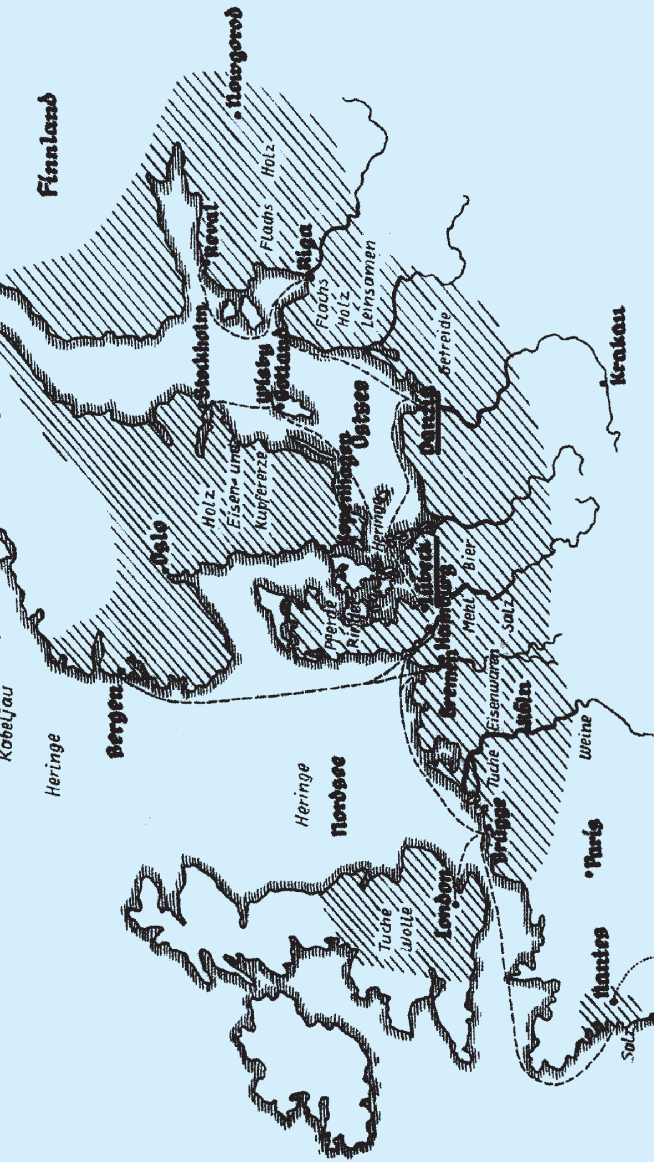
Der Niedergang der Hanse begann mit der Auflösung des hanseatischen Kontors in Nowgorod 1494, 1598 wurde das Londoner Kontor geschlossen. Der Dreißigjährige Krieg bedeutete das faktische Ende der Hanse, der letzte Hansetag fand 1669 statt. Die Hanse hinterließ deutliche Spuren im Wortschatz des Deutschen und der skandinavischen Sprachen, vor allem mit Begriffen des Handels, aber auch der Seefahrt, denen ihre niederdeutsche Herkunft anzusehen ist, z.B. Ware, Stapel (hochdt. Staffel), Fracht, Rolle (aus lat. rotula), Boot (aus dem Englischen, unsicher), Dock, Lotse, liefern, makeln und Makler, Kran, bodmen (‚Kredit aufnehmen‘), aber auch andere Wörter aus anderen Bereichen: echt, Gerücht, Pranger, fett (hochdt. feist), Lippe (hochdt. Lefze) und der Personennamen Detlev (hochdt. Dietleib).

Die Ausdehnung des Handels und das Aufkommen der Geldwirtschaft hatten eine weitere Verbreitung der damit verbundenen Ausdrücke zur Folge. Führend in dieser Beziehung waren die oberitalienischen Städte, daher stammen viele der heutigen Ausdrücke des Bankwesens aus dem Italienischen: Bankrott (kommt von banca rotta, dem Zerschlagen der Wechselbänke von verschuldeten und dann geflohenen Händlern), Lombard (Kredit gegen Verpfändung beweglicher Sachen), Risiko, Saldo, saldieren, Valuta, aber auch Lehnübersetzungen wie Wechsel für ital. Cambio, Soll und Haben für debito und credito. Durch das Handelswesen sind auch einzelne Ausdrücke aus dem Arabischen ins Deutsche gekommen wie Tara (‚Verpackungsgewicht‘), Karawane, Bazar, Magazin.

Zu berücksichtigen sind auch noch andere Fach- und Sondersprachen wie die immer differenzierter werdenden Berufsfachsprachen (der Winzer, Bergleute, Jäger, Ärzte etc.), aber auch Geheimsprachen wie das **Rotwelsch**. Das **Jiddische** (s. S. 50) stellt eine eigene westgermanische Sprache dar, die sich auf der Grundlage rheinfränkischer Mundarten durch Interferenz mit dem Hebräischen gebildet und sich in einen west- und einen ostjiddischen Teil aufgespalten hat. Texte sind seit dem 13. Jahrhundert erhalten. Dem Jiddischen entstammen Wörter wie Ganove und Pleitegeier (hebr. palota ‚Konkurs‘ und geyer ‚Gänger‘, volksetymologisch mit dt. Geier in Verbindung gebracht).

Wirkungsbereich der Hanse im Nord- und Ostseeraum

Abb 37



Historische Bedeutungsveränderungen

In den 1920er-Jahren wollte die Sprachwissenschaft Veränderungen in der Bedeutungsstruktur systematisch erfassen. Dafür wurde eine zweiachsige Matrix aufgestellt, die von Quantität und Qualität der Bedeutungsveränderungen ausging.

Quantitative Bedeutungsveränderungen

Bedeutungserweiterung: Ein Wort mit enger oder einfacher Bedeutung erhält im Lauf der Zeit mehrere Bedeutungskomponenten. Ahd. *sahha*, mhd. *sache* bedeutete nur ‚Gerichtssache, Streit, Ursache‘, also einen vor Gericht anhängigen Streitfall. Heute kann mit *Sache* fast alles außer Lebewesen bezeichnet werden, eine starke Verallgemeinerung, die interessanterweise auch bei ahd., mhd. *ding*, das, was auf dem Thing verhandelt wird, ‚Gerichtssache‘ und französ. *chose* (aus lat. *causa*) eintrat.

Bedeutungsverengung: Ein Wort mit weiter gefasster Bedeutung oder mehreren Bedeutungsfacetten wird auf wenige oder eine einzige Bedeutung festgelegt. Ahd., mhd. *gift* war zunächst die ‚Gabe‘ im Allgemeinen (s. S. 67), bereits seit dem Althochdeutschen, gezielt aber im 16. Jahrhundert, wurde *Gift* auf ‚schädliche Arzneigabe, Giftgabe‘ eingeschränkt (als Neutrum), während die ursprüngliche weite Bedeutung im **Reliktwort** *Mitgift* (ein Femininum) weiterlebt.

Qualitative Bedeutungsveränderungen

Bedeutungsverbesserung: Ein ursprünglich abwertender (pejorativ) Begriff erfährt im Lauf der Zeit eine inhaltliche „Aufwertung“. Ahd. *mar(ah)-scalc*, ein Kompositum aus ahd. *marah-* ‚Pferd‘ (vgl. nhd. *Mähre*) und ahd. *scalc* ‚Knecht‘ (vgl. nhd. *Schalk*), bezeichnete auf dem frühmittelalterlichen Guts- bzw. Fürstenhof ursprünglich den Pferdeknecht, der sich um das Füttern, Reinigen der Tiere usf. zu kümmern hatte, also eine niedrige Tätigkeit ausübte. Mit dem Anwachsen der fürstlichen Höfe und der Aufwertung ihrer politischen und gesellschaftlichen Bedeutung ging auch ein sozialer Aufstieg dieser Position und damit der Bezeichnung *Marschall* einher, die von ‚Stallmeister‘ über ‚Aufseher über den fürstlichen Tross‘ und ‚Reitergeneral‘ schließlich eines der höchsten Ämter in der frühen und mittleren Neuzeit bezeichnete.

Bedeutungsverschlechterung: Ahd. wîb, mhd. wîp war die neutrale Geschlechtsbezeichnung im Gegensatz zu ahd. frauwa, mhd. vrouwe, ‚Herrin, Dame‘, der Standesbezeichnung und Anrede für die verheiratete Edeldame als Vorsteherin des Hauswesens. In der Neuzeit, besonders im 18. Jahrhundert, wurde unter dem Einfluss des Bürgertums bzw. durch Verwendung in der höflichen Anrede in der Standardsprache Frau zur allgemeinen Geschlechtsbezeichnung, während Weib eine pejorative Konnotation erhielt und nur mehr in den Dialekten und im Adjektiv weiblich seine ursprüngliche Bedeutung bewahrt.

Qualitativ unveränderlich ist die **Bedeutungsverschiebung**, bei der eine Bedeutung durch eine andere ersetzt wird. Nhd. künstlich ‚kunstvoll‘, so noch bei GOETHE und SCHILLER zu finden, wurde im 18. Jahrhundert in dieser Bedeutung durch künstlerisch ersetzt, während künstlich durch die Industrialisierung im 19. Jahrhundert die Bedeutung ‚nachgemacht, nicht natürlich‘ erhielt.

Eine solche Abgrenzung einzelner Entwicklungsstränge bringt allerdings theoretische und sachliche Probleme mit sich. In der Tat sind quantitative und qualitative Veränderungen sehr oft miteinander verbunden und nicht einfach trennbar, wie gerade das Beispiel Gift als gleichzeitige Bedeutungsverengung und Bedeutungsverschlechterung zeigt.

Das Mittelniederdeutsche

4.2.6

Im **Mittelniederdeutschen** entwickelte sich früh eine eigene Schreibsprache, die durch die Schriften von EIKE VON REPGOW (um 1180–um 1230) beeinflusst wurde, nämlich den „Sachsenspiegel“ (einen höchst bedeutenden Rechtstext) und die „Sächsische Weltchronik“. Unter dem wirtschaftlichen Einfluss der Hanse im 14. und 15. Jahrhundert erlebte die niederdeutsche Schreibsprache einen Aufschwung, dem auf hochdeutscher Seite nichts Vergleichbares gegenübersteht. Mit dem Niedergang der Hanse nahm allerdings auch die Verbreitung dieser niederdeutschen Schriftsprache ab und in der Neuzeit dehnte sich das Hochdeutsche als übergeordnete Schreibsprache bis in den hohen Norden aus. Die Ursachen dafür

sind vielfältig. Es wurden u.a. der Protestantismus und politische Bedingungen genannt: Der römisch-deutsche Kaiser stammte ab der Frühen Neuzeit immer aus dem hochdeutschen Raum. Auch die größten deutschsprachigen Städte liegen im Hochdeutschen. Das Niederdeutsche blieb nur als mündliche Sprachform der bäuerlichen Bevölkerung auf dem flachen Land bestehen (daher **Plattdeutsch** – zunächst neutral, später allerdings in pejorativer Bedeutung ‚einfach, primitiv‘), bis im 18. und 19. Jahrhundert eine Rückbesinnung auf diese Sprachform erfolgte (etwa durch den Schriftsteller FRITZ REUTER, 1810–1874).

Zusammenfassung

- Ebenso wie *Althochdeutsch* bezeichnet auch *Mittelhochdeutsch* keine einheitliche Sprachform, sondern eine Anzahl von Einzeldialekten im Zeitraum von etwa 1050 bis 1350. Zu den im Althochdeutschen vorhandenen Dialekten kommen nun, bedingt durch die Ostkolonisation, die ostmitteldeutschen Mundarten hinzu. Markantester sprachlicher Unterschied zwischen dem Mittel- und Althochdeutschen ist die Abschwächung der „vollen“ Nebensilben zu einheitlichem *e* oder deren völliger Schwund. Die Überlieferung der schriftlichen Zeugnisse nimmt stark zu und so ist es eine der philologischen Aufgaben, das Erhaltene im Rahmen der Textkritik zu sichten und zu ordnen.

In mittelhochdeutscher Zeit treten kulturelle Entwicklungen ein, die die gesellschaftlichen Grundlagen völlig verändern und damit auch Auswirkungen auf die Sprache als „fait social“ haben. Die wichtigsten sind der rasche Aufschwung des Rittertums und der höfischen Kultur, die ebenso rasch vom Aufschwung der Städte und des wohlhabenden Bürgertums abgelöst werden.

In phonologischer Hinsicht sind große Veränderungen, etwa vergleichbar der Zweiten Lautverschiebung, nicht zu konstatieren. Mit den kulturellen und sozialen Veränderungen geht eine grundlegende Erweiterung und Veränderung des gesprochenen Wortschatzes einher, vor allem auf dem Gebiet der Volkspredigt, der Mystik sowie des Handels und Bankwesens. Der niederdeutsche Raum entwickelt unter dem ökonomischen Einfluss der Hanse eine relativ einheitliche Schriftsprache, dem der deutsche Süden kaum Gleichwertiges entgegenzusetzen hat.

Übungen

- 1 ● Nennen Sie die fünf Herkunftsmöglichkeiten deutscher Familiennamen.
- 2 ● Vergleichen Sie das althochdeutsche Vaterunser (S. 76) mit der mittelhochdeutschen Fassung (S. 101). Welche sprachlichen Unterschiede sind auffällig?
- 3 ● Nennen Sie die ostmitteldeutschen Dialekte.
- 4 ● Worin liegt die Bedeutung des Städtewesens für die deutsche Sprachgeschichte?
- 5 ● Ordnen Sie die Ausdrücke Hochzeit, feige, Ampel, Pfaffe, Liebe, schlecht mit Hilfe eines etymologischen Wörterbuchs den Kategorien der quantitativen und qualitativen Bedeutungsveränderung zu. Verwenden Sie etymologische Wörterbücher.

Literatur

- METTKE, HEINZ (2000): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 8. Aufl. Tübingen.
- PAUL, HERMANN (2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Neu bearb. von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA. Mit einer Syntax von INGEBORG SCHRÖBLER, neu bearb. u. erw. v. HEINZ-PETER PRELL. 25. Aufl. Tübingen.
- PENZL, HERBERT (1989): *Mittelhochdeutsch*. Bern, Frankfurt am Main, New York.
- SARAN, FRANZ (1975): *Das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen*. Neubearb. von BERT NAGEL. 6. Aufl. Tübingen.
- SCHNEIDER, KARIN (2014): *Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung*. 3. Aufl. Berlin.
- WEDDIGE, HILKERT (2017): *Einführung in die germanistische Mediävistik*. 8. Aufl. München.

Frühneuhochdeutsch

| 5

Inhalt

- 5.1 **Innersprachliche Entwicklungen**
 - Sprachliche Auswahlprozesse
 - Phonetisch-phonologische Entwicklungen
 - Morphologische Entwicklungen
 - Syntaktische Entwicklungen
 - Frühneuhochdeutsche Textsorten
- 5.2 **Außersprachliche Entwicklungen**
 - Ausbreitung und Bedeutung des Buchdrucks
 - Die sprachhistorische Bedeutung MARTIN LUTHERS

Abb 38 | Der frühneuhochdeutsche Sprachraum



5.1 | Innersprachliche Entwicklungen

Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts war die Vorstellung von der sprachlichen Entwicklung in der frühen Neuzeit sehr einfach: Im Mittelhochdeutschen gab es vermutlich eine einheitliche Sprachform, eine Art „Hochsprache“, die mit dem Untergang der höfisch-ritterlichen Kultur und der Schwächung der Zentralgewalt wieder verloren ging. Im Laufe des Spätmittelalters war es daher – wie in althochdeutscher Zeit – wieder zu einer „Zersplitterung“ in einzelne Dialekte gekommen. Die für die Epoche als „typisch“ erachteten Konsonantenhäufungen wie <vnndt> gelten aber heute nicht mehr als Zeichen dafür. Ihre Ursache ist nicht geklärt. Da aus späterer Sicht damit eine Wertung verbunden war, hat man die Hochsprache als „gut“ und „wertvoll“ und die Dialekte als „schlecht“ oder

„minderwertig“ betrachtet. So musste eine solche Entwicklung natürlich als „Abstieg“ gesehen werden. Heute ist man von dieser Beurteilung abgekommen und sieht die dialektale Vielfalt des Frühneuhochdeutschen wertfrei als Weiterentwicklung der mittelhochdeutschen Verhältnisse. Auch war das Mittelhochdeutsche keineswegs einheitlich.

Über den Dialekten bildete sich vom 14. bis 17. Jahrhundert die so genannte **neuhochdeutsche Schriftsprache**. Während bis in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts eine bestimmte Stadt (z.B. Prag) oder Dialektlandschaft (z.B. das Ostmitteldeutsche) als ihre „Wiege“ gesucht wurden, versteht man den Weg zur neuhochdeutschen Schriftsprache heute als Auswahl aus einer vorhandenen Anzahl von Varietäten, also als Varietätenabbau. Die Aufgabe der Sprachgeschichtsschreibung ist dabei, die Regularitäten und Einflüsse, nach denen dieser Variantenabbau erfolgte, ausfindig zu machen und zu beschreiben. Nach WERNER BESCH sind die Ausbildungsprozesse einer gemeindeutschen Schriftsprache erst ab dem Beginn des 16. Jahrhunderts greifbar. BESCH charakterisiert die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache als Auslese-, Ausgleichs- und Mischungsprozess, in dem sich die Sprachformen mehrerer Sprachlandschaften in verschiedenem Ausmaß durchsetzen konnten. Er beschreibt diese Prozesse mit den Prinzipien des **Geltungsareals**, der **Landschaftskombinatorik**, des **Geltungsgrades** und der **Strukturellen Disponiertheit**.

Unter Geltungsareal versteht BESCH die räumliche Gültigkeit eines sprachlichen Ausdrucks: Je größer das Geltungsgebiet einer Sprachform, desto leichter setzt sie sich durch. Zusätzlich fällt auf, dass verschiedene Sprachlandschaften in bestimmten Fällen konform gehen. Dabei kommt der Kombination (u.a. wegen der von LUTHER bevorzugten Landschaftskombinatorik) Ostmitteldeutsch – Ostfränkisch – Bairisch besonderes Gewicht zu. Sprachformen, die in diesen Bereichen gelten, setzen sich öfter durch als Formen aus anderen Gebieten. Ein wich-

Merksatz

- **Lange Zeit betrachtete man die „wilden“ Konsonantenschreibungen (wie und, undt, vnd, vnnd, vnndt, und') als wichtiges Charakteristikum des Frühneuhochdeutschen. Allerdings war auch das Mittelhochdeutsche bei weitem nicht so einheitlich, wie uns die Normalisierungen glauben machen.**

Merksatz

- **Die neuhochdeutsche Schriftsprache entstand aus einem Wechselspiel verschiedener Sprachlandschaften und -ebenen, dieser Prozess war keine lineare Entwicklung.**

tiger Faktor ist weiters die Häufigkeit der Verwendung, der „Geltungsgrad“ (die Frequenz) einer Sprachform. Die Strukturelle Disponiertheit geht einen innersprachlichen und, wie der Name schon andeutet, „strukturalistischen“ Weg, indem sie das Sprachsystem für Veränderungen verantwortlich macht und charakteristische Termini wie „klare Abhebung von Oppositionen“, „optimale Belastung des Systems“, „Abbau von strukturellen Mehrdeutigkeiten“ u. dgl. einführt. Sie ist mit Höflers Entfaltungstheorie vergleichbar (s. S. 26).

HANS MOSER führte zusätzlich zu diesen Kriterien den Begriff der **Geltungshöhe** ein. Demzufolge spielt auch das soziale Prestige des Zeichenverwenders bei der Durchsetzung eine große Rolle. Das höchste Ansehen genoss in diesem Sinn die Kaiserliche Kanzlei. Die Geltungshöhe ist anders zu werten als die drei erstgenannten Kriterien, da sie nicht wie diese auf innersprachlichen, sondern auf sprachexternen Kriterien beruht.

Das moselfränkische Vaterunser

Vater unser, du bist in den hymelen
 Geheilicheit werde dyn name
 Zv kome vns dyn rich
 Dyn wille gewerde
 als in dem hymel vnd in der erden
 Vnser tegliches broit gib vns hude
 Vnd vergijff vns vnser schult
 Als wir doen vnsern schuldigern
 Nicht leide vns in bekorunge
 Sunder erlose vns von ubel

NIKOLAUS VON KUES 1441

Wahrscheinlich zwischen 1. und 5. Jänner 1441 zeichnete der spätere Kardinal und Bischof von Brixen, NIKOLAUS VON KUES, auf Wunsch des Augsburger Bischofs das Vaterunser in seinem heimatlichen moselfränkischen Dialekt auf und schuf eine Auslegung, die theologisch bis heute bedeutend ist.

5.1.1 | Sprachliche Auswahlprozesse

Die Faktoren des Sprachwandels aus mittelhochdeutscher Zeit setzen sich fort (Städte, Kanzleien, Schulen, Grammatiker, Sprachthe-

oretiker) und werden durch eine Reihe weiterer ergänzt (Buchdruck, Sprachgesellschaften, religiöse Bewegungen). Über die sprachsoziologische Schichtung im Frühneuhochdeutschen sind wir heute nicht sehr gut orientiert. Im Großen und Ganzen sind die Unterschiede zur sprachsoziologischen Pyramide des Hochmittelalters (s. S. 115) nicht allzu groß, wenn man vom ersatzlosen Wegfall der mhd. Dichtersprache einmal absieht.

Für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit stellt man sich die Ausprägung der Soziolekte wie in der nebenstehenden Abbildung vor. Zu beachten ist dabei die Positionierung von Sprache innerhalb der Matrix gesprochene – geschriebene Sprache, oberschichtige – unterschichtige Sprachform sowie Norm – Variation. Sie stellt den Versuch dar, die vielfältigen Variationsformen der Schreibungen einer Norm oder besser Normierung (im Sinn von „Schriftsprache“, „Schreibdialekt“ usw.) unterzuordnen. Ein weiterer Aspekt, der hier nicht ausgeführt wird, ist die Ablösung des Lateinischen durch die deutsche Sprache im Laufe des Hoch- und Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit.

Man geht heute im Allgemeinen für das Mittelalter von je einer Sprachform der Oberschicht und der Unterschicht aus. Von Letzterer ist nichts überliefert,

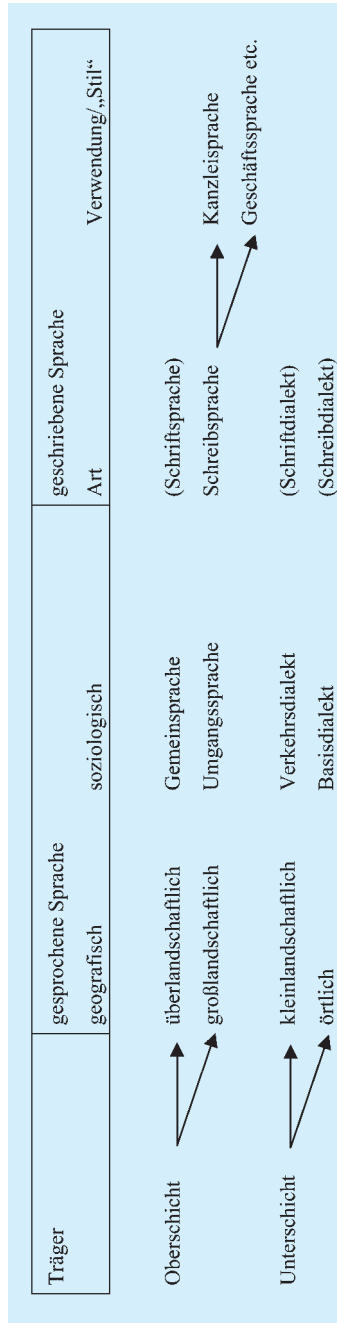


Abb 39

*Sprachschichten im
mittelalterlichen
und frühneuzeit-
lichen Deutsch*

wenn man von indirekten Reflexen in den Schriftstücken, etwa phonetischen Direktanzeigen, absieht. Die so genannte „Volkssprache“ muss man sich als örtlich gebundene Sprachform im Sinne eines Basisdialekts und als kleinlandschaftlichen Verkehrsdialekt vorstellen, sie soll der Ausdruck „Schreibdialekt“ bezeichnen.

Die so genannte „historische Umgangssprache“ hat großräumliche Gültigkeit, sie zeigt Ausgleich von kleinlandschaftlichen Eigenheiten. Besonders interessant für die Forschung sind die überlandschaftlichen Gemeinsprachen und ihre nicht belegten bzw. noch nicht erforschten schriftlichen Gegenstücke, die Schriftsprachen. Schreibsprachen haben großlandschaftliche Gültigkeit (z.B. „Donauländisch“), sind aber innerhalb dieser Großlandschaften nicht näher lokalisierbar. Allerdings haben vor allem ungeübte Schreiber gelegentlich dialektale Formen in die Schreibsprache einfließen lassen. So gibt es in Wien zwei unterschiedliche Schreibformen nebeneinander, z.B. <chirche/chiriche, perg/perig, grōz/graz, rôl/rat>. Die Rekonstruktion legt nahe, dass die Oberschicht eine Art Vorbild abgab, die versuchte, als unterschichtig empfundene dialektale Formen zu vermeiden. Mit Hilfe der heutigen rezenten Dialekte und vor allem der Reimwörter kann man versuchen, diese Unterschiede festzustellen.

Die Schreibsprache basiert auf der oberschichtigen Sprachform, sie zeigt im Allgemeinen kaum schreibdialektale Einflüsse, ist aber nicht als „Kultivierung“ von Schreibdialekten zu sehen (eine solche Entwicklung hat es nie gegeben). Vielmehr gehen in sie Formen von gesprochener Sprache ein. Die Schriftsprache ist ein Ausgleichsprodukt aus landschaftlichen Eigenheiten. Im Frühneuhochdeutschen ist sie erst im Entstehen begriffen, daher in Abb. 39 eingeklammert. Auch sie kann in verschiedenen „Stilen“ auftreten, z.B. als Geschäfts-, Kanzlei- oder Literatursprache, die man noch weiter differenzieren kann (z.B. in Hinsicht auf den Fachwortschatz).

5.1.2 | Phonetisch-phonologische Entwicklungen

1. Mitteldeutsche (Neuhochdeutsche) Monophthongierung

mhd. ie [iɐ̯], uo [ʊɐ̯], üe [yɐ̯] > nhd. i:, u:, ü: [y:]

z.B. liebe guote brüeder > li:be gu:te brü:der

Diese Entwicklung erscheint um 1100 zuerst im Mittelfränkischen und Hessischen, also im Westmitteldeutschen, und breitet

sich dann ins Thüringische und in die anderen ostmitteldeutschen Dialekte aus. Das Oberdeutsche ist nicht betroffen (mit kleinräumigen Ausnahmen im Ostfränkischen und Nordbairischen), dort herrscht heute noch diphthongische Aussprache vor. Wegen der konservativen Schreibungen der Diphthonge (<ie> ist bis heute in der Schrift erhalten) können wir aber oft keine Aussagen über die phonetische Qualität treffen. Das Monophthongierungsgebiet ist heute nicht so geschlossen wie das Diphthongierungsgebiet.

Die Monophthongierung bewirkte, dass aus mittelhochdeutschen Diphthongen mit abfallender Tonbewegung (durch abfallenden Atemdruck) und durch Akzentwandel, der zu steigendem Ton führt, Monophthonge wurden. Dies hatte zur Folge, dass das zweite Element geschlossener wurde, d.h. die Diphthongkomponente ging verloren.

[ə > [ə > [i > [i:

2. Bairische (Neuhochdeutsche) Diphthongierung

mhd. î, iu [y:], û > nhd. ei, eu/äu, au

z.B. mîn niuwez hûs > mein neues Haus

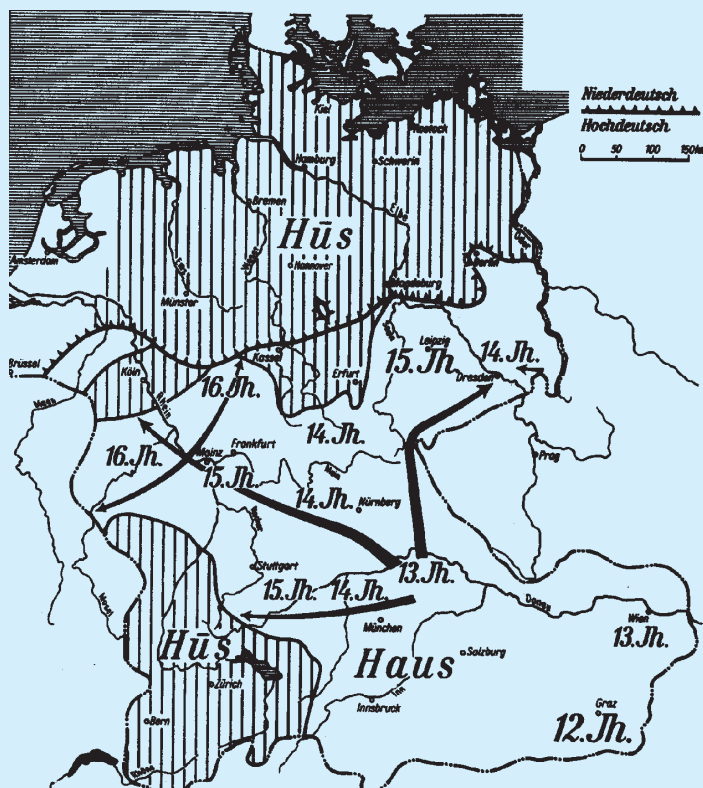
Namen in Urkunden aus der Steiermark zeigen bereits gegen Ende des 12. Jahrhunderts Diphthongierungen! Die Bezeichnung „Neuhochdeutsche Diphthongierung“ ist daher genau genommen nicht korrekt, sie wird aber weiterverwendet, weil diese Erscheinung nach Ansicht vieler Sprachhistoriker für die neuhochdeutsche Epoche charakteristisch erscheint bzw. weil sie erst im Neuhochdeutschen systemtragend wird.

Der monogenetischen Theorie zufolge, die im 19. Jahrhundert favorisiert wurde, beginnt die Diphthongierung im deutschen Südosten (das Alemannische hat bis heute die alten Monophthonge bewahrt) und breitet sich von dort wellenartig aus: 12. Jh. Kärnten und Tirol, 13. Jh. der Donauraum bis ins Nordbairische, 14. Jh. das Ostfränkische (Nürnberg) und Südthüringische sowie das Schlesische, 15. Jh. Rheinfränkisch (Mainz–Frankfurt) und Ostmitteldeutsch, 16. Jh. Mittelfränkisch. Die mittelhochdeutschen Monophthonge werden im Alemannischen, in Teilen Thüringens und um Köln (also am Rand des hochdeutschen Sprachgebiets) bewahrt, auf diese drei Räume folgt stets als Zwischenstufe zum Extremdiphthong [ai] ein Gebiet mit [ei]: im Schwäbischen, Moselfränkischen und Hennebergischen. Das Niederdeutsche bewahrt die Monophthonge.

De- oder Entpalatalisierung bezeichnet den Verlust des phonetischen Merkmals „palatal“ („vordergaumig“) und die Verlagerung des Artikulationsortes in den hinteren Teil des Gaumens. In der hier und auf S. 140 verwendeten Teuthonista-Schrift bezeichnet das Häkchen (z.B. i) einen größeren Öffnungsgrad.

Abb 40

Ausprägung der Diphthongierung in der Schrift



Die Diphthongierung wird heute aber nicht als Wellenbewegung, sondern als phonetischer Prozess aufgrund von Akzentveränderung angesehen:

[i: > ji > ei > ei > ai]

[ü: > üü > öü > ɔü > aü] (Entpalatalisierung der 1. Komponente)

[u: > qu > ou > ɔu > au]

Die alten Längen waren zweigipfelig akzentuiert. Durch Akzentveränderung und Dissimilation ist beim Endergebnis der Einsatz wesentlich tiefer als der Ausklang (ai umfasst die Distanz des gesamten Vokaldreiecks).

In der Schriftsprache fallen folgende Reihen zusammen:

$\hat{i} - \hat{u} - \hat{u}$ $ei - \ddot{u} - ou$	$\left. \begin{array}{l} \\ \end{array} \right\}$	$ei - eu - au$ (Diphthongierung) $[a\bar{i}] - [\text{ɔ}y] - [au]$
---	---	---

Dieser Zusammenfall kann aber in keinem deutschen Einzeldialekt beobachtet werden, d.h. der Zusammenfall in der Schrift hat keine gesprochene Grundlage, er resultiert nur aus dem Schriftbild.

Es bestehen also im Mittelhochdeutschen grundsätzlich drei Diphthongreihen, die sich folgendermaßen ändern:

$\hat{i} - \hat{u} - \hat{u}$ $ei - \ddot{u} - ou$	$\left. \begin{array}{l} \\ \end{array} \right\}$	$ei - eu - au$ (Diphthongierung) $[a\bar{i}] - [\text{ɔ}y] - [au]$ (fallende Diphthonge)
$ie - \ddot{u}e - uo$	$\left. \begin{array}{l} \\ \end{array} \right\}$	$[i:] - [y:] - [u:]$ (Monophthongierung)

3. Dehnung kurzer Vokale in offener Silbe

Eine offene (Sprech-)Silbe schließt auf Vokal, vgl. nhd. lau-fen, sa-gen etc. Eine geschlossene Silbe schließt auf Konsonant, vgl. nhd. auf-sagen, Tag, nen-nen. Im Frühneuhochdeutschen werden die kurzen Stammsilbenvokale in offener Silbe gedehnt, also:

mhd. gē-ben > nhd. ge:bən

mhd. sa-gen > nhd. sa:gən etc.

Ausnahme:

Werden die Stammsilbenvokale in den Formen der Kasus obliqui eines Paradigmas gedehnt, so wird durch Analogiewirkung auch der kurze Stammsilbenvokal in der Form des Nominativs gedehnt, auch wenn er nicht in offener Silbe steht:

mhd. der wēc	der wēc	> nhd. der We:g
des wē-ges	des we:ges	> nhd. des We:ges
dem wē-ge	dem we:ge	> nhd. dem We:ge
etc.		

Unter „Kasus obliqui“ (Pl.) wird die Gesamtheit der Fälle eines Paradigmas mit Ausnahme des Nom. Sg. verstanden, also Gen., Dat., Akk. Sg. und Pl. sowie Nom. Pl. Der Nom. Sg. wird auch als „Kasus rectus“ bezeichnet.

Vor bestimmten Phonemkombinationen ist die zu erwartende Dehnung nicht eingetreten (besonders bei m + -er, -el, -en, vor <sch> und <ch>), stattdessen kam es zur Verdoppelung der Konsonanten in der Schreibung:

z.B. mhd. himel	>	nhd. Himmel	(statt *hi:mel)
mhd. komen	>	nhd. kommen	(statt *ko:men)

Die Dehnung der kurzen Vokale in offener Silbe betrifft alle Kurzvokale. Sie beginnt im mittelhochdeutschen Nordwesten und lässt sich im Mitteldeutschen um ca. 1200, im Oberdeutschen im 14. Jahrhundert belegen. Da die Längen in der Schrift normalerweise nicht gesondert gekennzeichnet werden (außer in Ausnahmen, etwa durch Doppelvokale), kann die zeitliche Durchführung der Dehnung nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Die Veränderungen hängen mit dem Silbengewicht zusammen: Wenn man die Kombination von Vokalquantität + Konsonantenintensität + Wortlänge betrachtet, ändern sich die Verhältnisse im Silbengewicht, was zu einer Veränderung der Quantität führt. Die gedehnten Vokale fallen mit den neuen langen Monophthongen zusammen, allerdings wiederum nur in der Schriftsprache, es gibt Dialekte (etwa das Südbairische), wo dies nicht gilt.

Im Fall der Dehnung nimmt die Schrift erst allmählich die Veränderungen der gesprochenen Sprache auf. Außerdem sind die unterschiedlichen Zeitpunkte der Veränderungen zu berücksichtigen: In der niederfränkischen Schreibsprache HEINRICHS VON VELDEKE sind bereits um 1150 die Dehnungen in offener Silbe zu beobachten.

Im Hochdeutschen ist die Dehnung unterschiedlich stark eingetreten, z.B. im südlichen Alemannischen bis heute überhaupt nicht. In der Rechtschreibung ist sie z.T. bis heute nicht bezeichnet, z.B. in <Name>, <Biber>.

4. Kürzung der Stammsilbenvokale vor Konsonantenhäufungen

Lange Stammsilbenvokale werden im Mittelhochdeutschen gekürzt vor Mehrfachkonsonanz (Doppelkonsonanz und einigen Konsonantenverbindungen, z.B. Nasal, Velar, r + Konsonant, <ch>, <cht>).

z.B.	mhd. dāhte	>	nhd. dachte	(statt *da:chte)
	mhd. hōchzît	>	nhd. Hochzeit	(statt *Ho:chzeit)

Diese Entwicklung kann auch bei Diphthongen eintreten:

z.B.	mhd. lieht	>	nhd. Licht	(statt *Li:cht)
	mhd. vienc	>	nhd. fing	(statt *fi:ng)

Die Kürzung beginnt um die Mitte des 12. Jahrhunderts im Mitteldeutschen. Bei Komposita wird häufig der Stammvokal eines Bestandteils (welcher betroffen ist, hängt von der Stärke der Beto-

Hyperkorrektismus oder **Hyperkorrektion** nennt man eine Sprachform, die durch falsch angewandte Analogie in sprachgeschichtlichem Sinn „falsch“ wurde. Mit anderen Worten: Sprachteilnehmer glauben, eine „Regel“ gefunden zu haben, und setzen diese „falsche“ Regel an unpassender Stelle ein. So wird in Sprachlandschaften, in denen die e-Apokope zu e-losen Imperativformen führte (lach' für lache, stell' für stelle) das e in hyperkorrekter Weise auch an Formen angeführt, in denen es sprachhistorisch nicht hingehört: *helfe statt etymologischem hilf. Die falsche Regel lautet in diesem Fall: „Die Form des Imperativ Singular weist den Vokal der Präsens-Plural-Flexion auf und hat ein auslautendes e“.

nung ab) gekürzt, z.B. Vier-teil > Viertel. Aber auch diese Art der Kürzung ist nicht konsequent durchgeführt.

5. Mitteldeutsche Vokalsenkung

In den mitteldeutschen Dialekten werden u und ü – besonders vor Nasal, aber auch vor l, r + Konsonant – zu o und ö gesenkt. Diese Entwicklung wird in die neuhochdeutsche Schriftsprache übernommen.

mhd. sunne	>	mdt. sonne	> nhd. Sonne (vgl. bair. Sun)
mhd. nunne	>	mdt. nonne	> nhd. Nonne
mhd. münech	>	mdt. mōnch	> nhd. Mönch (vgl. München)

Die Senkung ist bereits im 12. Jahrhundert im Hessischen und Mittelfränkischen belegt und breitet sich im 13. Jahrhundert ins Thüringische, Obersächsische und in weite Teile des Rheinfränkischen aus. Die Vokalsenkung bleibt im Oberdeutschen aus. In die neuhochdeutsche Schriftsprache werden einige markante Lexeme übernommen wie Sonne, Sohn, Mönch, König, Königin, Nonne.

6. Entrundung

Die mittelhochdeutschen gerundeten Vokale ö, ø:, ü, ü: und die Diphthonge öü, üe werden im Hochdeutschen häufig entrundet zu e, e:, i, i:, ei, ie und fallen mit den alten (ungerundeten) Palatalvokalen zusammen.

mhd. sprützen >	nhd. spritzen
mhd. küssen >	nhd. Kissen

Die Entrundung dürfte im deutschen Sprachraum an mehreren Stellen unabhängig voneinander (autochthon) entstanden sein. Obwohl der größte Teil des Deutschen davon betroffen ist, wurden nur relativ wenige Lexeme mit neuer Schreibung in die Standardsprache übernommen.

7. Rundung

Die mittelhochdeutschen vorderen (ungerundeten) Palatalvokale *e*, *e*., *i*, *i*: werden im Oberdeutschen (aber auch dort nicht konsequent) gerundet zu *ö*, *ö*., *ü*, *ü*., und zwar vor „runden“ Konsonanten oder Konsonantenverbindungen (Labiale, <sch>, Nasalverbindungen).

i > *ü*, *e* > *ö* im Bairischen:

mhd. leffel	>	nhd. Löffel
mhd. wurde	>	nhd. Würde

8. Nebensilbenkürzung

Dreisilber werden gekürzt:

mhd. herezoge	>	nhd. Herzog
mhd. küneginne	>	nhd. Königin
mhd. arebeit	>	nhd. Arbeit

9. Nebensilbeneinschub

Bei einsilbigen Wörtern werden Nebensilben eingeschoben:

mhd. gîr	>	nhd. Geier
mhd. nern	>	nhd. nähren
mhd. ê	>	nhd. Ehe

5.1.3 | Morphologische Entwicklungen

1. e-Apokope und Formenausgleich

Durch die germanische Akzentfestlegung wurden bestimmte Aspekte des Lautwandels für die folgenden Jahrhunderte festgelegt. Die vollen Endsilbenvokale wurden bereits im Spätmittelhochdeutschen zu *e* (das phonetisch als Murrellaut [ə] realisiert wurde) abgeschwächt. Dadurch wurde aber die Kasusunterscheidung undeutlich, denn das *e* der Endsilben führte zu morphologischer Einheitlichkeit.

	ahd.	mhd.	frnhd. mit Apokope	heute
Nom. Sg.	gēba	gēbe	gēb	Gabe
Gen.	gēba	gēbe	gēb	Gabe
Dat.	gēbu	gēben	gēben	Gabe
Akk.	gēba	gēben	gēben	Gabe
Nom. Pl.	gēbâ	gēbe	gēb	Gaben
Gen.	gēbôno	gēbe	gēb	Gaben
Dat.	gēbôm	gēbe	gēb	Gaben
Akk.	gēbâ	gēbe	gēb	Gaben

Als Folge dieser Endsilbenabschwächung war die Differenzierung von Numerus und Kasus nicht mehr deutlich genug, daran konnten auch der neu aufkommende Artikel und die Möglichkeit, das Substantiv mit einem Adjektiv zu kombinieren, nichts ändern (insbesondere, da die Flexion des Adjektivs ja auch der Abschwächung unterlag). Hinzu kommt eine wesentliche Erscheinung in der Morphologie des Frühneuhochdeutschen, die Apokope, d.h. der völlige Schwund des *e* in Endsilben, im Besonderen des auslautenden *-e* etwa im Imperativ Sg. (*fahre!* > *fahr*) und im Genitiv und Dativ (dem Tische > Tisch).

Erklärung

► Die *e*-Apokope beginnt im Bairischen in der zweiten Hälfte des 13. Jhs., seit der zweiten Hälfte des 14. Jhs. ist sie im Schwäbischen und Ostfränkischen, im späten 14. und 15. Jh. im Alemannischen und in Böhmen nachzuweisen und greift dann um die Mitte des 15. Jhs. ins Westmitteldeutsche aus. Das Ostmitteldeutsche wird erst im 16. Jh. erfasst und da auch nur in seinen südlichen Teilen. Kai Lindgren (1953) hat in seiner grundlegenden Untersuchung dazu nachgewiesen, dass um 1425 der größte Teil des Hochdeutschen bis zu einer Linie Main–Eger davon betroffen war.

Bei der Flexion der Substantive führt die Apokope zu einem geradezu inflationären Anwachsen von homonymen Formen. Da dieser Umstand allein durch den analytischen Sprachbau (also etwa den Einsatz von Artikeln und Pronomina) nicht beseitigt werden kann, treten andere Entwicklungen ein. Fünf mögliche Wege sind in dieser Situation denkbar:

1. Die mittelhochdeutschen Verhältnisse werden beibehalten (z.B. mhd. *daz kint* – *diu kint*). Im mittelhochdeutschen Flexionssystem war der Numerus dem Kasus untergeordnet, was man

daran erkennt, dass viele Paradigmen etwa bei den Nominativ- und Akkusativformen keinen Unterschied zwischen Singular und Plural machen. Das bedeutet, dass die Kasusunterscheidung noch Vorrang vor der Numerusunterscheidung hat. (Im Neuhochdeutschen ist dann das Gegenteil der Fall.) Eine Bewahrung der mittelhochdeutschen Verhältnisse trägt dem nicht Rechnung und scheidet daher in der Praxis aus.

2. Das e im Plural starker Substantive wird aus der ja-Deklination übernommen (das netze) und auf andere Stämme übertragen (das buch – die buche/büche). Das ist aber nur in Gegenden möglich, wo die e-Apokope nicht eingetreten ist.
3. Das Mittelhochdeutsche kannte ein starkes Mittel der Plural-kennzeichnung: den Plural auf -er. Dieser war im Germanischen bis zum Mittelhochdeutschen allerdings nur in einer kleinen Anzahl von Substantiven eingeschränkt (Neutra), den so genannten iz/az-Stämmen (z, ein stimmhaftes s, wurde durch den westgermanischen Rhotazismus zu r, s. S. 72). Das i bewirkte dabei Umlaut bei den umlautfähigen Vokalen (z.B. das lamb – diu lemb-er). Dieses Mittel (-er + Umlaut bei umlautfähigen Vokalen) wird nun auf weitere Wortstämme ausgedehnt, z.B. das Haus – die Häuser, das Kind – die Kinder (der Umlaut wird nicht immer bezeichnet, z.B. nicht in ostmitteldeutschen Handschriften).
4. Das auslautende e verschwindet durch Apokope aus dem Singular, -en im Plural bleibt bestehen, sodass die Unterscheidung Singular = Null – Plural = en deutlich wird. Dadurch entsteht im Neuhochdeutschen die so genannte „gemischte“ Deklination, z.B. die Frau – die Frauen.
5. Die schwache Deklination mit ihrer Numerusunterscheidung e – en (der Bote – die Boten) wird weiter ausgebaut.

Diese fünf Möglichkeiten werden nun im Frühneuhochdeutschen nicht einheitlich, sondern (natürlich über Jahrhunderte hinweg) regional unterschiedlich genutzt:

- Typ 1: in großen Teilen des Alemannischen und Schwäbischen
- Typ 2: nur im Niederdeutschen (West- und Ostfälischen) und in angrenzenden Gebieten
- Typ 3: im Ostmitteldeutschen, Bairischen und Osten des Schwäbischen (um Augsburg)
- Typ 4: in allen Gebieten, die die Apokope durchgeführt haben
- Typ 5: im Niederländischen

LUTHER bevorzugt übrigens den -er-Plural und stimmt damit mit dem größten Teil des Hochdeutschen überein. Aufgrund der schon angesprochenen Landschaftskombinatorik (Ostmitteldt. + Bair.) hat dieser Typ die größten Chancen, sich durchzusetzen. Es zeigt sich im Laufe der Jahrhunderte, dass die Möglichkeiten 3 und 4 am meisten genutzt werden und zu unseren heutigen Verhältnissen führen.

2. Ablautreihenausgleich

Die Ablautreihen stellen eine Systematisierung des Ablauts (s. S. 47) dar. Ihre relative Vielfalt im Deutschen werden ausgeglichen. Die Ursachen dafür sind vielfältig, als Hauptgründe sind anzusehen:

1. Die 6. und 7. Reihe mit ihrem gleichförmigen Vokalwechsel a – uo – a bzw. Phonem₁ – ie – Phonem₁ erscheinen als vorbildhaft.
2. In den Reihen 1 bis 5 wird der Unterschied zwischen Sg. und Pl. Präsens und Präteritum teilweise ausgeglichen und den Reihen 6 und 7 angepasst. Das führt zu einer schärferen Profilierung des Tempusunterschieds Präsens – Präteritum.
3. Die Dehnung in offener Silbe macht eine Angleichung der Stammsilbenvokale einfacher.

	mhd.	nhd.
I	rîten – rîte – reit – ritten – geritten	reiten – reite – ritt – ritten – geritten
	dîhen – dîhe – dêch – digen – gedigen	(ge)deihen – gedeihe – gedieh – gediehen – gediehen
II.	biegen [-iɣ-] – biuge [-y:-] – bouc [-ɔy-] – bugen – gebogen	biegen – biege – bog – bogen – gebogen
	bieten [-iɣ-] – biute [-y:-] – bôt – buten – geboten	bieten – biete – bot – boten – geboten
III.	hêlfen – hîlfe – half – hulfen – geholfen	helfen – helfe – half – halfen – geholfen
	singen – singe – sanc – sungen – gesungen	singen – singe – sang – sangen – gesungen
IV.	nêmen – nime – nam – nâmen – genomen	nehmen – nehme – nahm – nahmen – genommen
V.	gêben – gibe – gap – gâben – gegeben	geben – gebe – gab – gaben – gegeben
IV	tragen – trage – truoc [-uɣ-] – truogen [-uɣ-] – getragen	tragen – trage – trug – trugen – getragen
VII.	ruofen [-uɣ-] – ruofe [-uɣ-] – rief [-iɣ-] – riefen [-iɣ-] – geruofen [-uɣ-]	rufen – rufe – rief – riefen – gerufen

Abb 41

Ausgleich der Ablautreihen im Frühneuhochdeutschen

Man sieht deutlich:

1. Die parallelen Klassen in Reihe I und z.T. in Reihe II werden zusammengeführt, der grammatische Wechsel wird teilweise beseitigt.
2. Die unterschiedlichen Vokalformen im Präsens werden vereinheitlicht, z.B. bieten – biute > bieten – biete.
3. Der Vokal der 1. Sg. Präs. wird dem Vokal der 1. Pl. Präs. angeglichen:
 mhd. ich gibe – du gibst – er gibt – wir geben
 nhd. ich gebe – du gibst – er gibt – wir geben
 Im Imperativ der Reihen III, IV und V bleibt ebenfalls der Präsensvokal: hilf!, nimm!, gib!, allerdings nur, wenn zwischen 1. und 2./3. Sg. Präs. Ind. ein Vokalwechsel stattfindet, also nicht bei ich bitte – du bittest – er bittet – bitte!
4. Die Unterschiede im Präteritum werden aufgehoben, z.B. half – hulfen > half – halfen.
5. Die Differenzierung zwischen Präsens und Präteritum wird deutlicher.

3. Rückumlaut

Der Rückumlaut wird im Neuhochdeutschen auf sechs Lexeme beschränkt:

kennen	–	kannte	–	gekannt
senden	–	sandte	–	gesandt
brennen	–	brannte	–	gebrannt
nennen	–	nannte	–	genannt
rennen	–	rannte	–	gerannt
wenden	–	wandte	–	gewandt

Erklärung

- Der Begriff „Rückumlaut“ stammt von JACOB GRIMM, da er der Meinung war, die Präteritalformen wären im Ahd. umgelautet (a > e, s. S. 89) gewesen und später wieder zu a „rückumgelautet“ worden. Heute wissen wir, dass hier nie ein Umlaut eingetreten ist, der Begriff wurde aber trotzdem beibehalten.

Allerdings entwickeln senden und wenden auch reguläre Formen: sendete, wendete. Im Bereich des Nomens ist der Rückumlaut auf wenige Reliktformen und Namen beschränkt (Durchlaucht, wohlbestallt).

Die neuen Unterscheidungen auf der Wortebene hängen mit dem Übergang von einer Silbensprache im Althochdeutschen zu einer Wortsprache im Neuhochdeutschen zusammen (s. dazu NÜBLING/DAMMEL/DUKE/SZCZEPANIAK 2017).

Syntaktische Entwicklungen

5.1.4

Entwicklungen in der Syntax sind besonders schwer zu verfolgen, da die syntaktischen Erscheinungen stärker als im phonetisch-phonologischen Bereich von der Vorlage, den Bedingungen der Schriftlichkeit oder der Gattung/Textsorte abhängen. Zudem gibt es bis heute keinen vollständigen Überblick über die frühneuhochdeutsche Syntax. Es können hier daher nicht mehr als Tendenzen aufgezeigt werden.

1. Verbstellung und verbaler Rahmen

Im Germanischen dürfte im Aussagesatz die Initialstellung des finiten Verbs das Übliche gewesen sein. Reflexe dieser Art haben wir heute noch in mündlicher Umgangssprache (Sagt der X zum Y) und im Satzgefüge (Als er zum Tor hinaus trat, fiel er hin). Bereits im Althochdeutschen hatte sich aber die Zweitstellung des finiten Verbs (Subjekt + finites Verb – er sagte) durchgesetzt, Abweichungen davon sind im Mittelhochdeutschen nur in der gesprochenen Sprache (soweit sie belegt ist) und in der gebundenen Sprachform zu finden. Die Endstellung im Nebensatz (Ich weiß, dass du müde bist) ist seit dem Althochdeutschen bekannt, wird aber erst im 15. und 16. Jahrhundert stärker genutzt.

Das Frühneuhochdeutsche wird im Besonderen gekennzeichnet durch die Ausgestaltung des so genannten Satzrahmens. Im Aussagesatz gibt es folgende Reihenfolge der Satzglieder:

Subjekt + Prädikat + Objekte/Ergänzungen

Ich + gehe + ins Haus

Ich + helfe + dir

Eine verbale Klammer im Hauptsatz wird erreicht, indem bei einem mehrteiligen Prädikat die Objekte und Ergänzungen zwischen die Prädikatteile treten, wobei die finite Verbform an der zweiten Satzstelle verbleibt.

Ich werde gehen ins Haus > Ich werde ins Haus gehen

Ich werde helfen dir > Ich werde dir helfen

Im Deutschen ist diese Entwicklung an die Herausbildung eines mehrteiligen Prädikats (etwa durch Futurformen mit werden + Infinitiv) gebunden.

Im Frühneuhochdeutschen sind im Prinzip drei Grundtypen möglich:

1. Sätze ohne Rahmen, d.h. fehlender Rahmen, obwohl die strukturelle Möglichkeit dazu besteht: er wart erkant an synen grossen deten
2. Sätze mit nicht voll ausgebildetem Rahmen: durch die steinrotsche wurden sie erloist des dots
3. Sätze mit voll ausgebildetem Rahmen: die pfaffen Können Nie ohne Zanck bleiben (HARTWEG/WEGERA 2005, S. 175)

In der frühneuhochdeutschen Zeit nehmen die Sätze mit voll ausgebildetem Rahmen deutlich zu. Sätze mit partiellem Rahmen nehmen ab, Sätze ohne Rahmen bilden immer mehr die Ausnahme. Man hat auch beobachtet, dass es stilistische oder textsortenspezifische Unterschiede gibt: So soll der vollständige Rahmen im 15. und 16. Jahrhundert in kanzleisprachlichen Texten häufiger sein. Versuche, den vollständigen Rahmen als Einfluss der gesprochenen Umgangssprache zu erklären (so von WLADIMIR ADMONI), sind allerdings umstritten.

Die Endstellung des finiten Verbs im Nebensatz steigt ab dem 15. Jahrhundert deutlich an und stellt im 17. Jahrhundert die Norm dar. Das finite Verb des Hauptsatzes wird immer mehr zum Zentrum, um das sich alles andere gruppiert. Die alte Ansicht, dass dies dem Einfluss lateinischer Texte zuzuschreiben ist, gilt heute als überholt.

2. Ausbau eines **mehrteiligen Verbs**

In engem Zusammenhang mit dem Satzrahmen und von diesem nicht zu trennen ist die Ausbildung des mehrteiligen Verbs. Darunter versteht man die Tatsache, dass das Prädikat eines Satzes nicht nur aus einem einzigen Wort, sondern aus mehreren besteht. In diesem Zusammenhang ist zu betonen, dass das Germanische im Gegensatz zum Indogermanischen wahrscheinlich nur zwei Zeitstufen (Präsens und Präteritum) kannte und dass diese Entwicklung mit dem Übergang vom synthetischen zum analytischen Satzbau zu sehen ist, der auch mit der Festlegung des Akzents im Urgermanischen zusammenhängt.

Verb eingliedrig	tun
zweigliedrig	soll tun
dreigliedrig	hat tun wollen
viergliedrig	hat tun lassen wollen
fünfgliedrig	hätte bleiben lassen zu tun

(HARTWEG/WEGERA 2005, S. 174)

Die Normalform ist (neben dem eingliedrigen Verb) die zweigliedrige, seltener die dreigliedrige Variante. Sätze mit vierteiligen Verben sind eher selten und fünfgliedrige kommen nur in Ausnahmefällen vor.

3. Periphrastische Futurformen

Das Althochdeutsche kannte keine grammatische Kategorie „Futur“ (dieser moderne Begriff stammt wie viele andere aus der lateinischen Grammatik). Im Mittelhochdeutschen kommt es zu einer gravierenden Umgestaltung des Systems. Ein Geschehen, das in der Zukunft imaginiert wurde, drückte man in der Regel mit einfachen Präsensformen (die heute als Futur zu übersetzen sind) wie *er rîtet* (das auch als Futur interpretiert werden kann) oder mit besonderen Konstruktionen (*er begunde singen*) aus. Daneben wird aber auch eine analytische Futurumschreibung mit *sol/will/muoz* + Infinitiv üblich. Für das Neuhochdeutsche ist dann *werden* + Infinitiv charakteristisch, das sich ab dem 16. Jahrhundert durchsetzt. Im mündlichen Sprachgebrauch werden vielfach bis heute Präsensformen mit Futurverweis verwendet (*ich hole dich am Abend ab*).

Die Frage, warum sich im Frühneuhochdeutschen die Möglichkeit von *werden* + Infinitiv als Futurbezeichnung herausbildete, ist bis heute nicht geklärt, vor allem ist der semantische Gehalt unklar. Außerdem erhielt die Konstruktion auch eine modale Komponente, mit der man Imaginiertes oder Gewünschtes ausdrücken kann. Genauere Untersuchungen haben gezeigt, dass sich diese Form im frühneuhochdeutschen Zeitraum in allen deutschen Sprachlandschaften rein zahlenmäßig durchsetzte, am häufigsten kommt sie im Obersächsischen vor. Im Thüringischen etwa dominierte noch bis ins 17. Jahrhundert *sollen* + Infinitiv (vgl. BOGNER 1996).

„Periphrastische Konjugation“ meint die Umschreibung von Verbformen durch analytische Bildungen, wie sie im Deutschen etwa beim Futur, Perfekt, Plusquamperfekt und Passiv vorliegen.

5.1.5 | Frühneuhochdeutsche Textsorten

Es wurde bis jetzt schon verschiedentlich auf Textsorten im Frühneuhochdeutschen verwiesen. Aus den Ausführungen sollte deutlich geworden sein, dass ein Schema, das primär auf inhaltlichen/formalen Kriterien beruht (wie es für die alt- und mittelhochdeutsche Literatur angewendet wird), den sprachhistorischen Forderungen nicht genügt. OSKAR REICHMANN und KLAUS-PETER WEGERA haben daher eine Textsorteneinteilung vorgeschlagen, die auf kommunikativen Überlegungen beruht und vorrangig den Zweck des Texts berücksichtigt. Sie unterscheiden:

1. sozial bindende Texte

Die Autoren haben die Absicht, sozialspezifische Handlungen von Menschen verbindlich festzulegen und Verstöße dagegen auszuschließen bzw. zu ahnden, z.B. durch Strafandrohung. Dazu gehören Gesetze, Vorschriften, Zunftbestimmungen, Handelsvorschriften.

2. legitimierende Texte

Diese Texte versuchen, seit längerem im Gang befindliche gesellschaftliche Vorgänge oder Zustände im Nachhinein zu rechtfertigen und auf diese Weise zu ihrer Aufrechterhaltung beizutragen. Ein Kennzeichen ist die Berufung auf anerkannte Normen oder Autoritäten. Dazu gehören Rechenschafts- und Tätigkeitsberichte, Lebensbeschreibungen, Geschichtswerke als Preis eines Herrschers, Reisebeschreibungen, religiöse Kampfschriften u. dgl.

3. dokumentierende Texte

Der Autor oder Auftraggeber möchte eine Übersicht über Besitzverhältnisse, Ereignisse, Dokumente aller Art. Dieser Typus ist besonders beim Ausbau städtischer, territorialer oder institutioneller Macht bedeutend. Dazu gehören Pfandregister, Besitzaufzeichnungen wie Urbare, Abgabenlisten, Namenlisten von Bruderschaften, Klöstern etc.

4. belehrende Texte

Die Rezipienten sollen auf allgemein anerkannte oder geforderte ethische Inhalte ausgerichtet werden. Belehrende Texte geraten dadurch oft in die Nähe der sozial bindenden, erbaulichen, informierenden oder auch unterhaltenden Texte. Der Lehrinhalt wird in der Regel direkt angesprochen oder aber indirekt entwickelt. Diese Texte schließen an die didaktische Literatur des

Hoch- und Spätmittelalters an. Dazu gehören didaktische Lehren aller Art („Spiegel“), z.B. Ritterspiegel, Fabeln, Morallehren, Minnelehren.

5. *erbauende Texte*

Die Rezipienten werden auf der Gefühlsebene angesprochen und sollen durch die Darlegung christlicher Heilstatsachen in ihrem Glauben gestärkt werden. Die Texte wandten sich nicht mehr nur an Angehörige des geistlichen Standes, sondern auch an Laien. Sprachliche Kennzeichen sind Allegorien, Bilder, Metaphern, Exempla, Sentenzen, viele Ausruf- und Wunschsätze. Dazu gehören Bibeltexte, Lieder, Heiligenlegenden, Traktate, Postillen, Stundenbücher, Sterbehilfen, Auslegungen der Bibel, religiöse Spiegel.

6. *unterhaltende Texte*

Ihre Autoren bemühen sich, den Stoff nach künstlerischen Gesichtspunkten zu gestalten. Manche dieser Texte sind durch formale Kriterien (Vers, Reim) bestimmt. (Doch wurde der Vers wegen seiner ästhetischen und formalen Herausforderungen an den Künstler auch bei anderen Textsorten, etwa in der Reimchronik, verwendet.) Dazu gehören Gedichte, Romane, Lieder, Epen, Verserzählungen kleineren Umfangs u. dgl.

7. *informierende Texte*

Ein natürlicher oder kultureller Sachverhalt oder Handlungen werden für ein Fachpublikum mit dem Anspruch auf Objektivität beschrieben. Der Zweck liegt in der Informationsvermittlung. Dazu gehören Fachtexte der Wissenschaft und Technik sowie anderer Bereiche (etwa Falkenbücher, Bergbaubücher, landwirtschaftliche Darstellungen usw.).

8. *anleitende Texte*

Den Rezipienten werden genaue Verfahrensregeln zur Erreichung eines Handlungsziels angegeben. Die anleitenden Texte stehen in engem Zusammenhang mit dem Aufschwung des Städtewesens und dem beginnenden Manufakturwesen. Dazu gehören medizinische Anleitungen zur Heilung von Menschen und Tieren, Pelzbücher (Veredeln von Pflanzen), Anleitungen zu bestimmten Techniken (Weinbau, Kriegsführung, Tieraufzucht, Alchemie, Bergbau), auch das Rechenbuch des ADAM RIES(E).

9. *agitierende Texte*

Im Vordergrund steht meistens die Position des Autors, die als rechtmäßig dargestellt wird. Der Entscheidungswille der Rezi-

pienten soll durch die Texte beeinflusst werden. Am stärksten haben Reformation, Gegenreformation, Bauernkriege und Ritterbewegungen von den agitierenden Texten Gebrauch gemacht.

Aus den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass ein einzelner Text abschnittsweise in verschiedene Kategorien fallen kann, etwa eine Familienchronik oder eine Reisebeschreibung. Mit REICHMANN'S und WEGERAS Einteilung wird aber den tatsächlichen Verwendungsweisen der Texte eher entsprochen als mit dem Schema mittelalterlicher Textsorten (s. S. 114). Auch die prinzipielle Überschneidung ist möglich, d.h., dass ein Text mehreren Kategorien angehört.

5.2 | Außersprachliche Entwicklungen

5.2.1 | Ausbreitung und Bedeutung des Buchdrucks

Der Druck mit beweglichen Lettern war in China schon seit dem 11. Jahrhundert bekannt, man verwendete dort Keramikschriftzeichen. In Korea sind im 14. Jahrhundert sogar Metalllettern nachweisbar. Erste Nachrichten von Papier gibt es in China schon im Jahr 105 n. Chr., in Spanien im 12. Jahrhundert. In Deutschland wurde die erste Papiermühle 1389–90 errichtet, davor importierte man Papier in großen Mengen aus Italien. Vorformen des Buchdrucks waren auch in Deutschland und in Europa vor GUTENBERG bekannt, etwa die so genannten Blockbücher. Dabei wurde eine ganze Seite in Holz geschnitten und dann auf Papier gedruckt. Auch die Presse, eine umfunktionierte Weinpresse, kannte man dabei schon. Da sich aber die Konturen auf die Rückseite des Papiers durchdrückten, mussten immer zwei Blätter mit der Rückseite aufeinander geklebt werden, wodurch kartonartige Blätter entstanden. Ob die Bezeichnung „Blockbuch“ von den geschnitzten Holzplatten oder dem blockartigen Aussehen der Bücher kommt, konnte bis heute nicht geklärt werden. Die Blockbücher hatten zwei gravierende Nachteile. Jede Seite musste eigens in eine Holzplatte eingeschnitten werden, was sehr zeitaufwändig war. Zum anderen nutzten sich auch die härteren Holzsorten beim Druck leicht ab, sodass nicht allzu viele Exemplare hergestellt werden konnten.

Auch das Drucken mit einzelnen Lettern war im deutschsprachigen Raum schon vor GUTENBERG bekannt, wenn auch die Lettern

eher in Form von Stempeln verwendet und z.B. zum Beschriften von Glocken oder Bodenfliesen eingesetzt wurden.

Das große Verdienst von JOHANN GENSFLEISCH ZUR LADEN GEN. GUTENBERG (um 1397–1468) war es nun, die bekannten Verfahren kombiniert und entscheidend verändert zu haben: Er führte den Buchdruck mit beweglichen Lettern aus Metall ein. Dazu erfand er eine eigene Metallegierung aus Blei, Zinn, Antimon und Wismut, die sich nicht nur beim Druck als besonders druckfest erwies, sondern die auch unkompliziert zu gießen war. Zum anderen erfand er auch eine neue Druckfarbe, die auf den Metalllettern haftete. Das Setzen der Lettern zu einer Seite war weniger zeitaufwändig als das Schnitzen einer ganzen Seite und überdies konnten die Lettern nach Beendigung des Drucks wiederverwendet werden. All dies machte den Buchdruck zu einer revolutionären Erfindung.

Merksatz

- **GUTENBERG kombinierte bekannte Druckverfahren und revolutionierte den Buchdruck mit mehreren Erfindungen, die ein ganzes System darstellten: den beweglichen Lettern aus einer speziellen Legierung und einer auf den Lettern haftenden Druckfarbe und einem neuartigen Druckverfahren.**



Abb 42

Rekonstruktion der
GUTENBERG-Werk-
statt

Die ersten Drucke GUTENBERGS waren 1454 zwei Ablassbriefe (von diesen wurden große Auflagen benötigt) sowie die berühmte 42-zeilige Bibel (begonnen 1455, beendet 1456). Davon wurden ca. 180 Exemplare gedruckt, von denen heute noch 47 erhalten sind (davon 12 auf Pergament und 35 auf Papier). Die Bibel wurde gedruckt, um qualitativ mit den Handschriften mitzuhalten. So wurden die Initialen ausgelassen und nachträglich von Illustratoren hineingemalt. Das Besondere für die Zeitgenossen war, dass das Werk einer Handschrift zum Verwechseln ähnlich sah, aber in mehreren Dutzend vollkommen identischen Exemplaren vorlag – damals eine absolute Sensation. 1462 wurde die Stadt Mainz von Burggraf ADOLF VON NASSAU belagert, GUTENBERGS Werkstatt wurde aufgelöst und die Mitarbeiter zerstreuten sich in alle Welt.

► **Tabelle: Bedeutende Druckerwerkstätten im deutschsprachigen Raum**

Werkstätte	Tätigkeitsbeginn	Ort
JOHANN MENTEL(IN)	1458/59	Strassburg
ALBRECHT PFISTER	1460	Bamberg
HEINRICH QUENTELL	1465/66	Köln
GÜNTHER ZAINER	1468	Augsburg
BERTHOLD RUPPEL	1468	Basel
ANTON KOBERGER	1470	Nürnberg

Ab 1480 nehmen die Druckereien in Europa merkbar zu. Die Drucke bis 1500 nennt man auch Inkunabeln oder Wiegendrucke, weil die Bücher in jener Zeit noch den Handschriften Konkurrenz machen mussten und der Buchdruck gleichsam noch in der „Wiege“ lag (mit einer wiegenähnlichen Presse hat das nichts zu tun).

Die erste deutschsprachige Gesamtbibel wurde 1466 von der Offizin MENTEL in Strassburg gedruckt, allerdings war sie eine Übersetzung der Vulgata aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Für die Sprachgeschichte spielt der Buchdruck – mit der nun bestehenden Möglichkeit, Schriftstücke in hoher Auflage zu relativ niedrigen Preisen herzustellen – auch aus einem anderen Grund eine Rolle: Das Verhältnis zwischen Autor und Druckerei war bis ins 17. Jahrhundert ein anderes als heute. Heute ist der Setzer nur mehr ein „Vollzugsorgan“, das den Willen des Autors zu respektieren und auszuführen hat. Außerdem verhindert heute ein rigoro-

ses Urheber- und Vervielfältigungsrecht unautorisierte Eingriffe in den Text. Damals aber lieferte ein Autor den Text in der Druckerei ab (überdies waren Druckereien und Verlag noch nicht getrennt) und hatte danach keinerlei Rechte und Möglichkeiten mehr, auf die Textgestalt Einfluss zu nehmen – ausgenommen, er hatte ein gutes Verhältnis zu Drucker oder Setzer. Außerdem wurden erfolgreiche Bücher sofort von anderen Druckereien nachgedruckt (Raubdrucke). Die Druckereien waren natürlich daran interessiert, die Bücher in möglichst hoher Stückzahl zu verkaufen, und dies ging nur über den Handel und Fernhandel. Die Druckereien produzierten außerdem auf Lager – die Handschriften hingegen wurden (bis auf eine kurze Übergangszeit im 14. Jahrhundert) für einen bestimmten Auftraggeber auf Bestellung angefertigt. Aus all diesen Gründen waren die Drucker natürlich daran interessiert, alles zu vermeiden, was dem Absatz ihrer Bücher im Weg stehen könnte – und dazu zählte auch eine geographisch gebundene Sprachform. Sie griffen daher in die Texte ein und versuchten sie so zu vereinheitlichen, dass kleinräumige Merkmale abgebaut wurden. Das betrifft vor allem den Wortlaut, die Schreibform, den Wortschatz, kaum aber die Syntax. Außerdem waren die Drucker sehr mobil und wechselten oft die Werkstätten, selten arbeiteten sie in der Stadt, aus der sie stammten.

Man darf sich die Prozesse aber nicht so vorstellen, dass nun – auf Betreiben der Druckereien – sofort und direkt ein einheitliches Deutsch entstanden wäre. In der Frühzeit war gerade das Gegenteil der Fall: Am Entstehungsprozess war eine Vielzahl von Personen beteiligt: der Autor, der Drucker, der Setzer, der Korrektor. Sie alle sprachen mit, sodass am Anfang weniger die Einheitlichkeit der Sprache, sondern die Vielfalt stand. Zudem waren die Druckereien – zumindest in der Frühzeit – tolerant gegenüber Varianten, oft kommen verschiedene Wortformen oder Schreibungen in demselben Druckwerk vor, auch von Personen- und Ortsnamen, sogar auf derselben Seite. An der erwähnten MENTEL-Bibel etwa waren neun Schriftsetzer beteiligt. Man findet folgende Varianten:

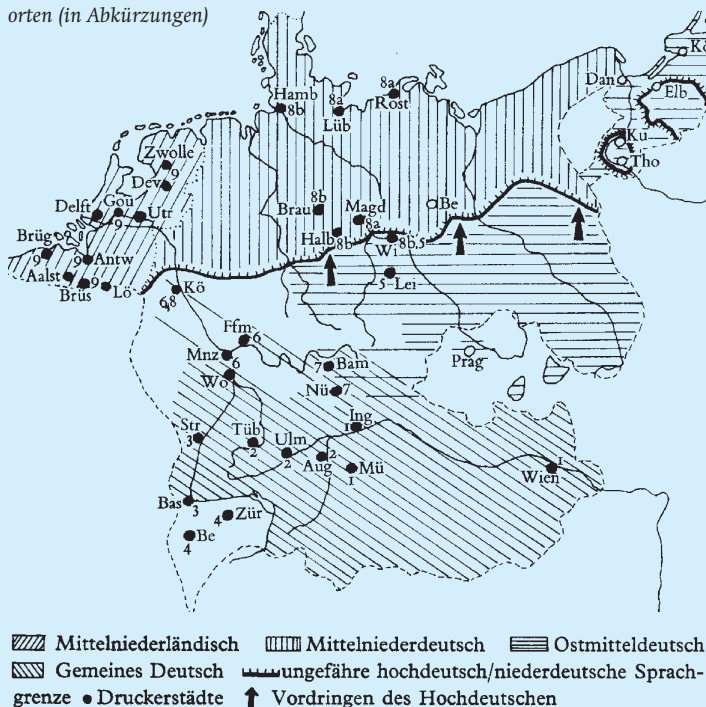
auff – uff, sein – sin, dein – din, ougen – augen, weip – weib, nit – nicht, daz – das – dz, het – hat, warumb – worumb, getan – gotten u.a.m.

Dadurch mussten auch die Leser eine Fülle von Varianten beim Lesen verarbeiten. Der Vereinheitlichungsprozess musste daher zuerst in den Offizinen beginnen und es etablierte sich so etwas

wie ein „Hausbrauch“ in den verschiedenen Druckerwerkstätten. Für die Zeit bis etwa 1530/40 sind also Schwankungen in Schreibungen und Formen durchaus charakteristisch. Über Ausbreitung und Wirkung der einzelnen Druckersprachen, die dann in der Folgezeit entstanden, ist man sich uneins, ebenso über die Zusammenhänge zwischen ihnen. VIRGIL MOSER ging davon aus, dass sich die Bedeutung des Buchdrucks mit der Zeit von einem Zentrum zu einem anderen verlagerte, womit auch die Verschiebung der sprachlichen Wirkung zusammenhängt. HUGO MOSER unterschied neun Schreib- und Druckersprachen: 1. bairisch-österreichisch, 2. schwäbisch, 3. oberrheinisch, 4. innerschweizerisch, 5. ostmitteldeutsch, 6. westmitteldeutsch, 7. oberdeutsch/ostmitteldeutsch, 8. niederdeutsch, 9. niederländisch.

Abb 43

Großräumige Schreib- und Druckersprachen um 1500 mit den wichtigsten Druckorten (in Abkürzungen)



Daraus wird deutlich, dass Druckersprachen nicht einem homogenen Kriterium folgen; es werden diatopische und chronologische Merkmale vermischt. Es zeigt sich aber auch, dass die Entwicklung der Druckersprachen mit der Person LUTHERS und seiner Bibelübersetzung bzw. den Bibeldrucken zusammenhängt. Man geht heute allerdings mehr davon ab, nur großräumige Gebiete abzugrenzen. Es ist damit zu rechnen, dass es auch innerhalb dieser Großlandschaften kleinräumigere Schreibsprachen gegeben hat, im Oberdeutschen etwa die Donauländische Schreibsprache. Genau genommen kann man bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht von einheitlichen Druckersprachen sprechen, davon kann tatsächlich erst mit der Standardsprache und ihrer Normierung im 19. Jahrhundert („Buchdruckerduden“) die Rede sein. Die Details der Druckersprachen sind bis heute nicht genau erforscht.

Die sprachhistorische Bedeutung MARTIN LUTHERS

5.2.2

In älteren Darstellungen (etwa bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts) wird MARTIN LUTHER (1483–1546) oft als der „Schöpfer“ der neuhochdeutschen Schriftsprache bezeichnet. Dies kann in dieser Form heute nicht mehr aufrecht erhalten werden: LUTHER trat weder bewusst als Grammatiker auf noch geht die neuhochdeutsche Schriftsprache auf einen gezielten „Schöpfungsakt“ eines Einzelnen zurück; ihre spätere Form ist auch nicht ausschließlich sein Werk. Richtig ist aber, dass LUTHER v.a. mit seinen immer wieder verbesserten Bibelübersetzungen einen gewaltigen Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Sprache genommen hat und dass er jene Einzelperson war, die auf die deutsche Sprache am meisten eingewirkt hat.

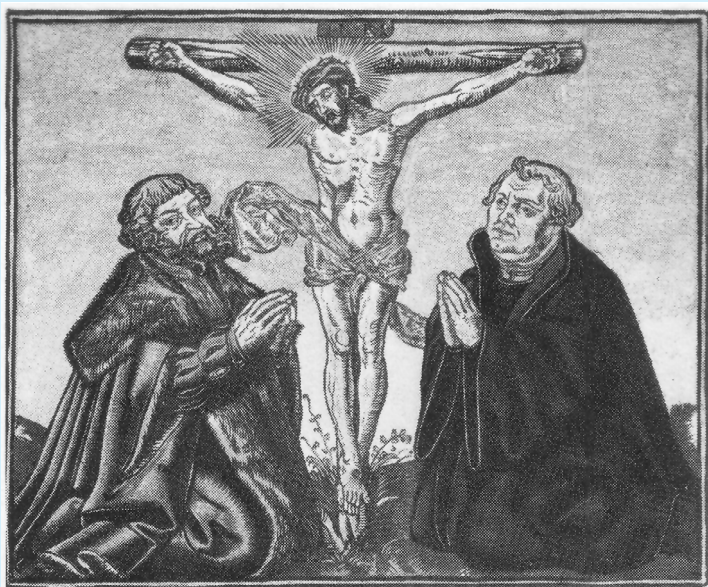
Frühneuhochdeutsches Vaterunser

Unser Vater jnn dem himel. Dein name werde geheiligt. Dein Reich kome. Dein wille geschehe auff erden wie im himel. Unser teglich brod gib uns heute. Und vergib uns unsere schulde wie wir unsern schuldigern vergeben. Und füre uns nicht jnn versuchung sondern erlöse uns von dem ubel. Denn dein ist das Reich und die krafft und die herrlichkeit jnn ewigkeit. Amen.

LUTHER-Bibel 1534

Abb 44

MARTIN LUTHER (rechts) und sein Landesherr JOHANN VON SACHSEN



LUTHER sah sich nicht als Sprachschöpfer, sondern als Theologe und religiöser Reformator. Die Sprache hatte für ihn einen rein praktischen Zweck, nämlich dem Wort Gottes eine möglichst große Verbreitung in der Bevölkerung zu verschaffen. Deshalb wollte LUTHER die Sprache „einsetzen“, d.h., er achtete bewusst auf sprachliche Mittel. „Sprachschönheit“ (was immer man darunter verstehen mag) war für ihn kein Selbstzweck, sondern nur ein Vehikel, die Wahrheiten der Bibel dem Volk nahe zu bringen – und zwar so, dass sie möglichst viele Menschen verstehen konnten.

Der kurz zuvor entwickelte Buchdruck war ein probates Mittel, um diese Zwecke zu erreichen, und LUTHER wusste ihn geschickt zu nutzen. Seine Schriften machten ab 1519 ein Drittel aller deutschsprachigen Drucke aus. LUTHER hat nicht nur auf Deutsch geschrieben, sondern auch in Latein, aber ab 1517 nahmen seine Veröffentlichungen in deutscher Sprache zu.

Bedeutsam sind vor allem die Bibelübersetzungen von 1522, 1534 und 1545. Man hat errechnet, dass im Jahr 1529 fast die Hälfte aller deutschen Drucke auf Schriften MARTIN LUTHERS entfällt

LUTHERS wichtigste Werke auf Deutsch:

- 1517 Die erste selbstständige Schrift in deutscher Sprache wird gedruckt: „Die Auslegung der sieben Bußsalmen“. Erste Übersetzungsproben aus der Bibel.
- 1520 Eine Reihe von Reformations- und Kampfschriften entsteht: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, „An den christlichen Adel deutscher Nation“.
- 1521 LUTHER wird auf dem Reichstag zu Worms in Reichsacht getan, weil er seine Schriften gegen den Ablass und den Papst nicht widerrufen hat. Er findet als „Junker Jörg“ Zuflucht auf der Wartburg. Dort arbeitet er die Predigten der „Wartburgpostille“ aus und beginnt Mitte Dezember 1521 mit der Übersetzung des Neuen Testaments, das er 1522 vollständig ins Deutsche übertragen hat. Durch die Kenntnis des Griechischen und Hebräischen kann er bei allen seinen Übersetzungen im Sinn humanistischer Anschauungen an die Quellen der biblischen Überlieferung zurück („ad fontes“), im Gegensatz zur katholischen Tradition, die nur auf die lateinische Fassung, die Vulgata, zurückgriff.
- 1522 Das Neue Testament erscheint (im September, daher „Septembertestament“). Der Verkaufserfolg ist so gewaltig, dass noch im Dezember 1522 eine überarbeitete Fassung folgt („Dezembertestament“).
- 1523 Er beginnt, das Alte Testament zu übersetzen, das in Einzelleistungen herauskommt. Allein in diesem Jahr gibt es 12 Raubdrucke.
- 1524 Die ersten deutschen Kirchenlieder LUTHERS werden gedruckt.
- 1525 Flugschriften „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben“ und „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“.
- 1526 Schrift über „Die Deutsche Messe“. Darin begründet er die durchgängige Verwendung der deutschen Sprache im evangelischen Gottesdienst. (Die katholische Kirche entschließt sich im II. Vatikanum 1962 dazu.)

- 1530 Einige „Fabeln des Äsop“; im „Sendbrief vom Dolmetschen“ verteidigt er seine Übersetzungspraktik (er enthält das berühmte und z.T. missverstandene Zitat, dass man dem „Volk aufs Maul schauen“ müsse).
- 1534 Die ganze Heilige Schrift liegt übersetzt vor, sie wird von HANS LUFFT in Wittenberg gedruckt, drei Nachdrucke erfolgen bereits 1535, 1536 und 1538 in Wittenberg. Zeit seines Lebens beklagt sich LUTHER über die vielen Raubdrucke, weil er auf sie keinen sprachlichen Einfluss hat.
- 1539 LUTHER überarbeitet seine Übersetzung („Große LUTHER'sche
bis Revision“) unter Mitarbeit von MELANCHTHON, JUSTUS JONAS,
1541 MATTHÄUS AUROGALLUS, GEORG RÖHRER und JOHANN BUGENHAGEN.
- 1541 Die so genannte „Medianbibel“ (bezieht sich auf das Format) erscheint.
- 1545 Ein durch LUTHER verbesserter Nachdruck kommt heraus, die „Ausgabe letzter Hand“. In diesem Jahr erscheint auch die letzte große Kampfschrift „Wider das Papsttum zu Rom vom Teufel gestiftet“.

(natürlich nicht nur auf die Bibelübersetzungen) und dass in der Zeit zwischen 1522 und 1546 insgesamt 430 Gesamt- und Teilausgaben der LUTHER-Bibel erschienen sind. Auf die geschätzte Gesamtbevölkerung Deutschlands jener Zeit hochgerechnet, hatte jeder fünfte Haushalt eine LUTHER-Ausgabe – eine immens hohe Zahl! Das ist umso bedeutender, wenn man bedenkt, dass der Buchdruck die Bücher zwar billiger, aber nicht „billig“ gemacht hat; zu LUTHERS Zeiten entsprach eine gedruckte Bibel immer noch dem Gegenwert von acht Kälbern. Aus diesem Grund wurde die Bibel in Familien und Haushalten noch primär vorgelesen; wahrscheinlich meinte LUTHER dies mit „auf das Maul schauen“.

MARTIN LUTHER war offenbar ein guter Beobachter sprachlicher Gegebenheiten. Dafür wies er persönlich die besten Voraussetzungen auf, da er in seiner Jugend ständig über die niederdeutsche und hochdeutsche Grenze hin und herwechselte. Außerdem hatte er auch Bekanntschaft mit dem Oberdeutschen gemacht. Die „Benrather Linie“ verlief zu LUTHERS Zeiten südlicher als heute.

Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass LUTHER in seinem Sprachgebrauch mehrere Formen zur Verfügung hatte, die er in

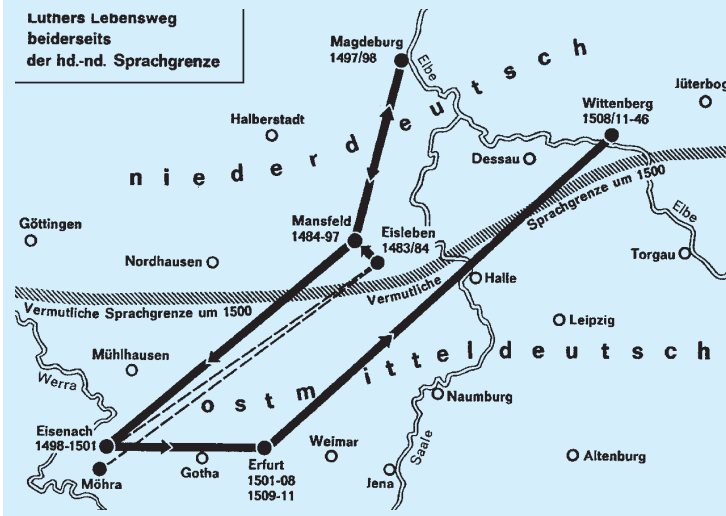


Abb 45

MARTIN LUTHERS
Lebensweg

unterschiedlichem Maß einsetzte, wobei in ein und demselben Text durchaus verschiedene Varianten auftreten können. LUTHER war ein „Kind seiner Zeit“ und dadurch noch weit von einer einheitlichen Schreibung oder Uniformität in den Formen entfernt.

Besonders deutlich sind LUTHERS Spuren in der Lexik. In seinem Wortschatz finden sich mitteldeutsche und niederdeutsche Wörter, er führte aber auch neue Fremdwörter ein, prägte die Wortinhalte bestehender Wörter um oder schuf neue Wörter (Neologismen). Unter dem Einfluss LUTHERS wurden oberdeutsche Wörter, die durch die kaiserliche Habsburger-Kanzlei größere Verbreitung fanden, allmählich verdrängt.

Merksatz

► LUTHERS Einfluss war vor allem für die Lexik des Frühneuhochdeutschen bedeutsam.

Folgende Tendenzen setzte LUTHER in verstärktem Maß durch:

1. Mitteldeutsche gegen oberdeutsche Wörter
 freien statt heiraten
 heucheln statt gleißnen
 Hain statt Wald (heute besteht ein stilistischer Unterschied)
 prahlen statt geudnen

- Schlamm statt Kot (heute besteht eine semantische Differenzierung)
- Hügel statt Hübel
- Topf statt Hafen/Häfen
- wiederkauen statt iterucken u.a.m.
2. Niederdeutsche gegen hochdeutsche Wörter
- fett statt feist
- Hälfte statt Halbtteil
- Lippe statt Lefze
- Kahn statt westmdt. Nachen, obdt. Zille
- Pfote statt Pratze
- vermuten statt meinen, glauben u.a.m.
3. Auf sein Wirken geht die Verschriftsprachlichung dialektaler ostmitteldeutscher Wörter (v.a. slawischer Lehnwörter) zurück:
- Peitsche statt Geißel
- Jauche statt Adel
- Grenze, Preiselbeere
4. Von LUTHER aufgegriffene Fremdwörter:
- Apostel statt Zwelf-, Zwölfbote
- Prophet statt Weissage(r)
- Monarch statt Herrscher u.a.m.
5. Formveränderungen durch den Einfluss LUTHERS:
- Aussatz statt Aussätzigkeit
- Predigt statt Predige
- Odem statt Atem
- Stoppel statt Stupfel
- beben statt bidmen, biben
- Zöllner statt Zollner
- Ehrgeiz statt Ehrgeitigkeit u.a.m.
6. LUTHER prägte den Wortinhalt bestehender Wörter um:
- Abendmahl gegenüber Kommunion, oberdt. Nachtmahl
- Beruf ‚Amt, Stand‘ statt ‚Berufung‘
- evangelisch ‚dem Evangelium entsprechend‘ statt ‚im Evangelium enthalten‘
- anfahen ‚heftig anreden‘
- sich begeben ‚sich ereignen‘
- Götze früher auch ‚Heiligenbild‘, seit LUTHER ‚Abgott‘
- fassen ‚begreifen‘
- rüstig ‚bei Kraft‘ u.a.m.

7. LUTHER schuf adäquate neue deutsche Wörter:
Gegenbild, Kleingläubiger, Feuerofen, Landpfleger
8. Auf seine Bibelübersetzung geht eine große Anzahl von Sprichwörtern und Sentenzen in ihrer heutigen Form zurück.
aus seinem Herz keine Mördergrube machen
wes (wovon) das Herz voll ist, des (davon) geht der Mund über
sein Licht unter einen Scheffel stellen u.v.a.m.

Bei Fremdwörtern nahm LUTHER – besonders im Vergleich zu seinen Zeitgenossen – eine zurückhaltende Stellung ein. Man hat errechnet, dass in seinen politischen Streitschriften der Fremdwortanteil nur 0,7 % beträgt, dass er bei vergleichbarem Material anderer Autoren (z.B. AGRICOLA, THOMAS MÜNTZER, HUTTEN, EMSER) aber bei 1,5 % – das heißt beim Doppelten – liegt. Auch in der Bibelübersetzung ist der Anteil an (lateinischen) Fremdwörtern auffallend gering. Das ist nicht auf Nationalstolz oder puristische Überlegungen (wie dann im 17., 18. und 19. Jahrhundert) zurückzuführen, sondern auf LUTHERS Bestreben, auch vom „einfachen Mann“ verstanden zu werden. Die von LUTHER verwendeten Fremdwörter stammen aus der religiösen Terminologie: Apostel, Evangelium, Psalm, Prophet, Testament u. dgl.

Bei LUTHER bildete sich auch schon eine geregeltere Form der Majuskelschreibung heraus.

Im Allgemeinen werden in der Sprachgeschichte drei Gründe für die Herausbildung der heutigen Großschreibung vorgebracht (die aber heute z.T. hinterfragt werden):

- Majuskeln dienen der leichteren Lesbarkeit, es werden für den Erfassungsprozess beim Lesen relevante Markierungen gesetzt (am Satzanfang).
- Die semantisch wichtigen Begriffe (jene, die wichtige Informationen enthalten) werden groß geschrieben. Deshalb können auch Verben und Adjektive davon betroffen sein.
- Großschreibung wird mit „Ehrerbietung“ (heute würde man „Respekt“ sagen) in Verbindung gebracht. So werden Namen, Titel und theologische Begriffe groß geschrieben, wobei es sogar „Rangabstufungen“ gibt: HERR (Gott Vater), Herr (Christus), herr (ein weltlicher Herrscher).

Wenn das Ostmitteldeutsche und das Bairische und ev. auch das Ostfränkische übereinstimmen, wählt LUTHER diese Form. Diese

Merksatz

- **Der Einfluss LUTHERS wirkte sich auch auf eine geregeltere Form der Großschreibung aus.**

Abb 46

Haupttitel der LUTHER-Bibel 1534



setzt sich dann meist durch, z.B. ostobdt. gên, stên gegenüber west-obdt. gân, stân. Wenn ein Gegensatz zwischen dem Mitteldeutschen und dem Oberdeutschen besteht, entscheidet sich LUTHER oft für das Mitteldeutsche (die Taufe statt der Tauf, Sonne statt Sunn u.a.m.), manchmal aber auch für die oberdeutsche Form: kam statt quam, zwingen statt twingen, brunn statt born.

LUTHER beobachtet also die Sprache, er sucht die größtmögliche Weiten- und Breitenwirkung und entscheidet sich zumeist für die am weitesten verbreitete Form. Er beobachtet vor allem das Ostmittel- und Oberdeutsche, d.h. die habsburgische kaiserliche Kanzlei, und räumt ihm großen Einfluss ein, doch achtet er stets darauf, dass ihn auch die Niederdeutschen bzw. Niederländer verstehen. Er übergeht kleinräumige Formen, der deutsche Westen (Alemannisch, Westmitteldeutsch) findet bei ihm kaum Beachtung. Daher rührt es wohl auch, dass diese Sprachlandschaften für die deutsche Schriftsprache keine große Rolle spielten, obwohl hier bedeutende Druckereien lagen (Strassburg, Köln). Selbstverständlich ist auch die Syntax von Bedeutung, darauf können wir hier aber nicht eingehen.

Ein Vergleich von drei Bibelstellen in verschiedenen Übersetzungen zeigt die Leistung MARTIN LUTHERS:

MEISTER ECKHART (um 1260–1328):

gesegenet sî got und der vater unseres herren Jêsû Kristî, ein vater der **barmherzicheit** und **got alles trôstes**, der uns **troestet** in allen unsern betrüepnissen

MENTEL-Bibel 1466:

Gott der ist gesegent vnd der vatter vnseres herren ihesu cristi ein vatter der **erbermd** vnd ein **got alles trostes**, der vns **troest** in allem vnserm durechten

LUTHER 1545:

Gelobet sey Gott vnd der Vater vnseres Herrn Jhesu Christi, der Vater der **barmhertzigkeit**, vnd **Gott alles trostes**, der vns **tröstet** in alle vnserm trübsal

Man muss berücksichtigen, dass dem MENTEL-Druck eine Bibelübersetzung aus dem 14. Jahrhundert zugrunde liegt, dass sie also MEISTER ECKHART zeitlich näher steht als LUTHER. Man sieht, dass LUTHER

Als angewandtes Beispiel für den Sprachgebrauch LUTHERS soll eine seiner Äsop-Fabeln näher dargestellt werden (nach ARNDT/BRANDT):

LUTHERS Übersetzung stimmt einerseits mit dem heutigen Neuhochdeutschen überein, andererseits weist sie aber noch heute veraltete frühneuhochdeutsche Formen auf [die Ziffern vor den Belegen verweisen auf die Zeilennummer im Text].

1. Neuhochdeutsche Diphthongierung, z.B. in 2 maus, 6 weyhe, 10 freünd
2. Schreibsprachlicher Zusammenfall der alten Diphthonge ei, öu, au mit den aus der Diphthongierung hervorgegangenen Diph-

thongen, z.B. 7 auch, 7 beide. Damit folgt LUTHER dem Usus der ostmitteldeutschen Schreibsprache.

3. Dehnung kurzer Vokale: 10 yhn (im Gegensatz zu 10 ynn), 11 yhren
4. Bewahrung des sonst apokopierten e („LUTHERISCHES e“): 2 were, 3 binde, 9 Sihe
5. Orthographische Kennzeichnung der Längen durch die „freiwerdenden“ Zeichen h und e: 4 sie, 10 yhn
6. Fortsetzung mittelhochdeutscher Lautstände: 6 fleuget, 7 zeucht (noch kein Ablautreihenausgleich)

In folgenden Punkten folgt aber LUTHER noch dem spätmittelalterlichen/frühneuhochdeutschen Sprachgebrauch:

1. e-Apokope: 5 wolt, 11 dem frosch
2. Senkung u > o noch nicht durchgeführt: 2 kundte
3. Keine Rundung: 3 hullfe
4. Mittelhochdeutsche Wortformen: 3 vmb (statt um)
5. Ausgesprochen ostmitteldeutsche Formen: 6 erbeitet (statt arbeitet), 7 eraus (statt heraus)
6. „Unmotivierte“ Konsonantenhäufungen: 2 kundte, 3 hullfe, 6 erhasschet

S. 160–167 nach TSCHIRCH (1989).

Erklärung

► Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache

1. Es gibt im Deutschen mehrere Schreiblandschaften, die in verschiedenen Erscheinungen auftreten und die in unterschiedlichen Zusammenhängen (z.B. in Bezug auf ihre Entstehung) stehen.
2. Die neuhochdeutsche Schriftsprache basiert auf keiner dieser einzelnen Sprachlandschaften ausschließlich. Sie weist Zusammenhänge mit dem Ostmitteldeutschen, aber auch mit dem Ostoberdeutschen auf; Nürnberg – die geographische Mitte Deutschlands – scheint eine besondere Rolle zu spielen.
3. MARTIN LUTHER nimmt eine Sonderstellung ein. Seine Autorität in religiösen Fragen spiegelt sich auch auf der sprachlichen Ebene, vor allem durch seine weithin rezipierten Schriften, wider und ist in zahlreichen sprachlichen Einzelfällen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts maßgeblich.

Zusammenfassung

- Die Frühphase des Frühneuhochdeutschen setzt z.T. sprachliche Entwicklungen aus mittelhochdeutscher Zeit fort. Andererseits findet etwa ab der Reformation eine gravierende Umgestaltung der Sprachstrukturen und -verwendung (Pragmatik) statt, etwa durch Veränderungen auf den Ebenen von Phonetik/Phonologie, Morphologie und Wortschatz, Syntax und Textlinguistik, z.B. in Form neuer Textsorten. Das Frühneuhochdeutsche ist die letzte Epoche mit durchgreifenden Lautwandlungen; dies hängt sicher auch mit der Etablierung einer Schriftsprache, die zusehends normierend wirkt, zusammen („Sprich, wie du schreibst“).

Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern, vor allem England, Frankreich und Italien, hat sich im deutschsprachigen Raum eine relativ einheitliche Sprachform erst spät herausgebildet, obwohl vereinzelte Tendenzen dazu sichtbar werden. Während die Forschung früher nach einer singulären „Wiege“ der frühneuhochdeutschen Schriftsprache (einer besonderen Sprachlandschaft oder gar Stadt) suchte, weiß man heute, dass sich in einem komplizierten Auswahlprozess verschiedene Merkmale zu einer immer einheitlicher werdenden Sprachform zusammenfügten. Wodurch diese Prozesse ausgelöst und gesteuert wurden, ist in allen Einzelheiten bis heute nicht bekannt. Es sind einerseits sowohl inner-sprachliche Gründe wie Ökonomisierungstendenzen, andererseits außersprachliche Faktoren wie der Buchdruck oder die Reformation. Das Wirken MARTIN LUTHERS schuf erste Voraussetzungen für überregionale Sprachformen, die Basis bildete das Ostmitteldeutsche. Tatsache ist jedoch, dass die neuhochdeutsche Schriftsprache auf keinen einzelnen deutschen Dialekt allein zurückgeht.

Übungen

- Vergleichen Sie das mittelhochdeutsche Vaterunser (S. 101) mit der LUTHER-Version (S. 159). Welche Unterschiede fallen Ihnen auf?
- Erklären Sie die Neuhochdeutsche Diphthongierung und Monophthongierung.
- Welchen Einfluss hat die Erfindung des Buchdrucks durch JOHANNES GUTENBERG auf die deutsche Sprachgeschichte?
- Beschreiben Sie, welche Änderungen im Wortschatz auf das Wirken MARTIN LUTHERS zurückgehen.
- Beschreiben Sie syntaktische Veränderungen während des Frühneuhochdeutschen.

1

2

3

4

5

Literatur

- ARNDT, ERWIN/BRANDT, GISELA (1983): Luther und die deutsche Sprache. Wie redet der Deutsche man inn solchem fall? Leipzig.
- BEUTEL, ALBRECHT (2010): Luther Handbuch. 2. Aufl. Tübingen.
- EBERT, ROBERT PETER/REICHMANN, OSKAR/SOLMS, HANS-JOACHIM/WEGERA, KLAUS-PETER (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen.
- HARTWEG, FRÉDÉRIC/WEGERA, KLAUS-PETER (2005): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2. Aufl. Tübingen (Germanistische Arbeitshefte 33).
- PENZL, HERBERT (1984): Frühneuhochdeutsch. Bern, Frankfurt am Main, New York.
- WEGERA, KLAUS-PETER (1986) (Hg.): Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Eine Dokumentation von Forschungsthesen. Tübingen.

Neuhochdeutsch

| 6

Inhalt

- 6.1 Auf der Suche nach einer Norm
 - Zur Sprachsituation in der frühen Neuzeit
 - Die Sprachgesellschaften
 - Wörterbücher und Grammatiken vom 17. bis ins 19. Jahrhundert
 - Der Siegeszug der ostmitteldeutschen Schriftsprache im Süden
- 6.2 Das 19. Jahrhundert
 - Die Rolle der Schriftsteller
 - Die Sprache der Klassik
 - Politische Sprache

Gerade die sprachhistorische Epoche des Frühneuhochdeutschen und ihre problematische Abgrenzung gegenüber dem Mittel- und dem Neuhochdeutschen (vgl. S. 139f.) zeigt, dass die traditionelle Art der Sprachgeschichtsschreibung einer Neuorientierung bedarf: Wenn die Neuhochdeutsche Diphthongierung bereits im 12./13. Jahrhundert im süddeutschen Raum nachzuweisen ist, kann sie nicht als phonemische Epochengrenze des Frühneuhochdeutschen fungieren. Es setzt sich daher in den letzten Jahren die Forderung nach einer regionalen Sprachgeschichtsschreibung durch, die etwa für das Süddeutsche und das Mitteldeutsche andere Bedingungen und Verlauferscheinungen nachweist. Es wird sich zeigen, welche Ergebnisse diese hochaktuelle Form der Sprachgeschichtsschreibung liefern wird.

In der Neuzeit ändern sich die sozialen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Sprachentwicklung gewaltig. Die Ursachen dafür sind in vielerlei Faktoren zu suchen:

- Die Kommunikationsmöglichkeiten und damit auch der praktische Einsatz der Sprache werden ausgebaut (besonders im 19. und 20. Jahrhundert).
- Die schriftlichen Quellen nehmen seit der Erfindung des Buchdrucks rapide zu.
- In stärkerem Maße als bisher nehmen Einzelpersonen (z.B. GOTTSCHED, ADELUNG), Institutionen (z.B. die Sprachgesellschaften) oder Behörden (bei der Normierung der Rechtschreibung) Einfluss auf die Sprache.
- Im 18. und 19. Jahrhundert setzen bewusste Normierungsprozesse (in Rechtschreibung, etwa durch KONRAD DUDEN, und Aussprache) ein.
- Je näher wir der Gegenwart kommen, eine desto größere Rolle spielt die Beobachtung der mündlichen Sprache bei der Sprachbeschreibung.

6.1 | Auf der Suche nach einer Norm

6.1.1 | Zur Sprachsituation in der frühen Neuzeit

Hauptcharakteristikum dieser Epoche ist das Fehlen einer allgemein akzeptierten Norm, sowohl in der Aussprache als auch in der Schreibung sowie auf allen sprachlichen Ebenen (Phonologie, Mor-

phologie, Lexik, Syntax). Dem entspricht in etwa die politische Zersplitterung des deutschen Sprachraums. Der Probleme wird man sich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer mehr bewusst. Auch aus nationaler Überzeugung heraus versuchen die Gebildeten ihrer Zeit, zu einer Norm zu gelangen. Ihre Bestrebungen können durch folgende Merkmale charakterisiert werden:

1. Die Beschäftigung mit Sprache ist nicht mit „Sprachwissenschaft“ in unserem Sinn zu verstehen. Die alte, tradierte Vorstellung besagte, dass das Deutsche neben dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen zu den ältesten vier Sprachen der Menschheit, den „Hauptsprachen“, gehöre. Ab dem 17. Jahrhundert erhält der Terminus „Hauptsprache“ aber immer mehr die Bedeutung von „Hochsprache“, d.h. einer von Regionalismen freien Sprachform, die eine theoretische Forderung und keine historische Tatsache darstellt.
2. Deshalb gehen die Zeitgenossen auch nicht wertfrei oder deskriptiv vor, ganz im Gegenteil, tatsächliche oder erfundene sprachliche Merkmale werden vorgeschrieben und „verordnet“. Die „Hauptsprache“ wird als „rein“ imaginiert, wobei die Vorstellung von „Reinheit“ subjektiven Ein- und Wertschätzungen unterworfen ist. Fast alle Grammatiker sind sich aber darüber einig, dass die Sprache der sozialen Unterschichten und die Sprache auf dem Land (also das, was wir heute als „Dialekt“ bezeichnen) als „unrein“, „schlecht“, „verderbt“, „pöbelhaft“ abzulehnen sei.
3. Unter „Grammatik“ wird etwa bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts etwas anderes als heute verstanden. Man trennt „Grammatik“ noch nicht von „Rhetorik“, „Stil“, „Ästhetik“ und Sprachkritik bzw. -pflege. Das hat zur Folge, dass Sprachlehren im Sinn von „Sprachkunst“ sehr oft als Anleitung zur Abfassung von Dichtungen und Sprachkunstwerken geschrieben werden (z.B. von GOTTSCHED). Zugleich ist eine Wertung damit verbunden: Nur die „künstlerische Sprache“ ist wertvoll, die „Alltagssprache“ (und damit auch die Sprache der „niederen Leute“) ist nicht der Betrachtung wert.
4. Nur eine äußerst geringe Zahl an Menschen beschäftigt sich (meist an Universitäten oder Akademien) mit der Sprache und diese verstehen sich außerdem als „Elite“. Das Nachdenken über Sprache ist daher keinesfalls mit den aktuellen Diskussionen zu vergleichen. Außerdem muss man die gesellschaftlichen Gege-

GRIMMELSHAUSENS „Simplificissimus“ von 1668 gilt als einer der ersten Texte, die in ihrer Schriftform im gesamten deutschen Sprachraum verstanden werden konnten. Nicht zufällig war dies erst nach dem Ende des 30-jährigen Krieges möglich.

benheiten der Zeit berücksichtigen: Das Lesen und Schreiben ist bestimmten Schichten vorbehalten, die damit beruflich zu tun haben, also v.a. Geistliche, Gelehrte, Verwaltungsbeamte u. dgl. Diese betrachten das Lesen bei den „niederen Schichten“ sogar als schädlich und unmoralisch, also bei den Bauern, Tagelöhnern, Handwerkern (soweit diese überhaupt lesen können). Auch bei den Frauen wird das Lesen (natürlich von Männern) nicht gerne gesehen, ausgenommen vielleicht das Lesen in der Bibel und im „genehmigten“ Unterhaltungsschrifttum, aber allenfalls in Maßen. Außerdem ist die Beschäftigung mit der deutschen Sprache als Studienfach an Universitäten nicht üblich, ganz abgesehen davon, dass die Unterrichtssprache bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts Latein ist (in Leipzig etwa sind von den im Jahr 1700 veröffentlichten Büchern 38 % in lateinischer Sprache, im Jahr 1740 sind es noch 28 % und 1800 schließlich nur mehr 4 %). Insofern ist die Beschäftigung mit Sprache in jener Zeit nicht mit der heutigen zu vergleichen.

5. Die Zeit von der zweiten Hälfte des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ist von der Suche nach einer Norm gekennzeichnet. Besonders ab dem 17. Jahrhundert, nicht zuletzt unter dem Einfluss der Sprachgesellschaften, entsteht eine intensive Diskussion darüber, was die „beste Sprache“ sei. In dieser Diskussion werden allerdings verschiedene Positionen vermischt und das macht die Beurteilung ihres Verlaufes aus heutiger Sicht so schwierig (nicht zuletzt deshalb, weil – wie schon der Begriff „Hauptsprache“ zeigte – aus den verwendeten Termini nicht immer klar hervorgeht, was damit gemeint ist).
6. Schriftlichkeit versus Mündlichkeit: Die Grammatiker trennen noch nicht zwischen dem schriftlichen und mündlichen Gebrauch von Sprache. Wenn von der „vorbildhaften Sprache der Gebildeten“ die Rede ist, weiß man oft nicht, ob damit die Sprechweise im Alltag oder die Sprache in Schriftwerken gemeint ist.
7. Sprachsoziologische Faktoren: Die Sprache des „Pöbels“ wird abgelehnt, die der Oberschichten für gut befunden. Trotzdem wird nicht zwischen „Umgangssprache“ und „Dialekt“ in unserem heutigen Sinn unterschieden.
8. Geographische Gegebenheiten: Bestimmte Sprachräume, vor allem protestantische Gebiete unter dem Einfluss LUTHERS, werden für besonders vorbildlich angesehen, etwa das Obersächsi-

sche. Die Gründe für diese Wertschätzung sind im Allgemeinen heute nicht nachvollziehbar.

Bei der Frage, was zur Norm erklärt werden kann, gibt es – rein theoretisch – natürlich verschiedene Möglichkeiten. Dabei kristallisieren sich folgende Extrempositionen heraus, wobei man bedenken muss, dass es natürlich noch keine Überblicksdarstellungen oder Korpusansammlungen gab:

- Für einige (z.B. SCHOTTEL) sind die tatsächlichen Sprachformen allesamt mit Fehlern behaftet. Korrektes Deutsch kann daher nur überregional sein, also gleichsam eine „Idealsprache“. Die **Analogisten** versuchen daher nach dem Vernunftprinzip, sprachliche Regeln durch Deduktion abzuleiten, d.h., sie stellen theoretische Forderungen (gleichsam in der langue) auf, die dann in tatsächliche Sprache (der parole) umgesetzt werden sollen. Ein Prinzip dabei ist das Aufspüren alter **Stammwörter**. Diese Anschauung ist für all jene besonders attraktiv, die nicht aus einer bevorzugten Dialektlandschaft (also etwa dem Ostmitteldeutschen) stammen.
- Die **Anomalisten** (Anomalie = Gebrauch, usus) hingegen erklären den Sprachgebrauch einer bestimmten Gruppe von Sprachteilnehmern für besonders vorbildlich, suchen ihn zu beschreiben und für alle anderen zur Norm zu erklären. Sie gehen also induktiv vor. Sehr oft wird dabei das Ostmitteldeutsche als besonders vorbildhaft angesehen; häufig wird allerdings auf LUTHER rekurriert. Oft sieht auch jeder Grammatiker seine eigene Sprachform als besonders schön, rein oder vorbildlich an.
- Streng genommen sind die Prinzipien der Analogisten und Anomalisten unvereinbar. Trotzdem gibt es eine Art Kompromiss in der Art, dass eine Sprachlandschaft als vorbildlich ausgewählt wird, dabei allerdings nicht der gesprochene Dialekt im Vordergrund steht, sondern eine idealisierte Sprachform. Solcherart setzt sich dann eine idealisierte Literatursprache als Sprachnorm durch und keine Sprachform, die tatsächlich im Alltag gesprochen wird. In der Diskussion des 17. und 18. Jahrhunderts werden dabei am häufigsten die synonymen Begriffe *Obersächsisch* und *Meißnisch* gebraucht.

Merksatz

► Bei der Frage, welche Sprachform zur Norm erklärt werden soll, kann man deduktiv, induktiv oder mit einem Kompromiss aus beidem vorgehen.

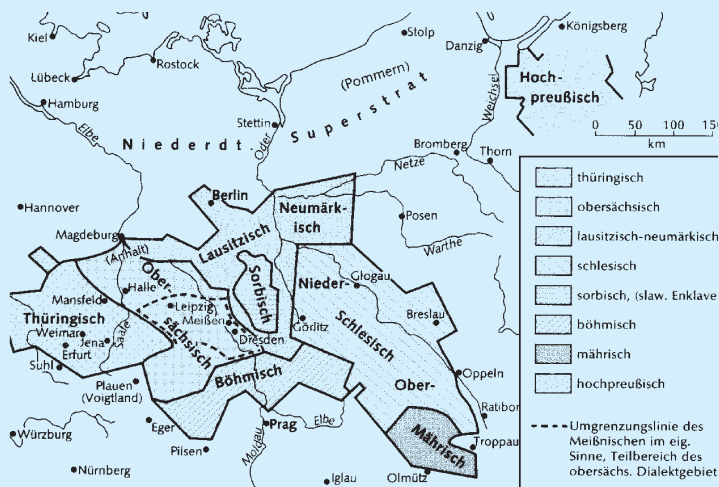
Eine „Halbmundart“ bezeichnet eine Sprachform, die in ihrer Verbreitung und ihrem Gebrauch zwischen Dialekt und Umgangssprache steht.

Im Rahmen dieser Diskussion entsteht oft der Eindruck, dass das Ostmitteldeutsche, vor allem das Obersächsische und Meißnische (der Stadt Meißen), einen geschlossenen Sprachraum darstellt, den es in dieser fiktiven Form in Wahrheit niemals gegeben hat. Der Eindruck konnte – vor allem in früheren Zeiten, als es natürlich noch keine flächendeckenden areallinguistischen Untersuchungen gab – einerseits entstehen, weil das Ostmitteldeutsche im Vergleich zu anderen Sprachlandschaften (etwa dem Niederdeutschen oder dem Oberdeutschen) bevorzugt behandelt wurde, und andererseits, weil man oft ein punktuelles Vorbild vor Augen hatte, etwa die Universitätsstädte Leipzig oder Dresden. Das **Meißnische Deutsch** darf nicht mit **Missingsch** verwechselt werden, einer „Halbmundart“ auf niederdeutscher Basis (Artikulation, Morphologie, Syntax) mit Einfluss des Hochdeutschen (hochdeutsche Lautverschiebung, neuhochdeutsche Diphthongierung).

Abb 47

Die Gliederung des Ostmitteldeutschen

Das Ostmitteldeutsche ist nicht weniger gegliedert als andere Dialektlandschaften, wurde aber von den Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts als einheitliche Sprachform empfunden.



6.1.2 Die Sprachgesellschaften

Die Bibelübersetzungen LUTHERS hatten im 16. und 17. Jahrhundert große Wirkung. Vor allem drei Tatsachen verhinderten aber, dass

die Sprache LUTHERS direkt zur neuhochdeutschen Schriftsprache wurde:

- LUTHERS Schriften waren nur in den protestantischen Gebieten von uneingeschränkter Vorbildwirkung, auch wenn sie im Lauf der Reformation in Form von unautorisierten, katholisch überarbeiteten Fassungen weit in katholische Gebiete – wo sie verboten waren – eindringen.
- Die Sprache der religiösen Sphäre war zwar sehr wichtig, sie stellte aber nicht die einzige Sprachvarietät dar. Daneben gab es Alltags-, Literatur-, Geschäfts- oder Kanzleisprache und andere Varietäten. So gesehen bildet die Bibelübersetzung LUTHERS, auch wenn sie sehr bedeutsam war, nicht die einzige Sprachform ihrer Zeit.
- Die politisch einflussreichen Schichten Deutschlands, die Höfe und der Adel, orientierten sich zunehmend am Französischen. Dieses wurde auch durch seine Einheitlichkeit zum Vorbild, da Deutschland nicht nur politisch in viele kleine Gebiete aufgespalten war, sondern auch die Sprache erst sehr spät zu einer (relativen) Einheitlichkeit fand.

Das Französische avancierte zur Hofsprache. Aber auch die deutsche Umgangssprache wurde zunehmend von französischen Elementen (sowie italienischen und spanischen) durchsetzt. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts fanden sich daher vor allem Adelige und gelehrte Bürger zusammen, die aus Nationalstolz dieser Entwicklung entgegenwirken wollten und zwei Ziele im Auge hatten:

1. Die Schaffung einer nationalen deutschsprachigen Literatur.
2. Die Schaffung einer einheitlichen deutschen Sprache, durch die vornehmlich die „Reinigung“ von Fremdwörtern erzielt werden sollte.

Im deutschen Sprachraum entstanden in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts die – heute nicht ganz passend so bezeichneten – Sprachgesellschaften, die wie eine Mischung aus Verein, Herrenklub und Freimaurerloge wirken. Der sprachliche Purismus, der sich vornehmlich gegen die Bevorzugung des Französischen in Sprache und Literatur wandte, und die heftig geführten Streitereien zwischen den einzelnen Mitgliedern dieser Gesellschaften, die sich um sprachliche wie um literarisch-künstlerische Fragen drehten, erscheinen uns heute nur schwer nachvollziehbar; sie sind nur aus der damaligen Situation der Autoren, die in deutscher Sprache schreiben wollten, verständlich. Die heutige Bezeichnung

Das „Lutherische e“

Das -e im markanten Dativ Singular (dem Tische, dem Manne) ging im Oberdeutschen durch die e-Apokope (vgl. oben S. 143) verloren. Wenn also Bibelübersetzungen dieses sogenannte „Lutherische e“ aufwiesen, verrietten sie ihre nicht-katholische Herkunft (vgl. dazu HABERMANN 1997).

Die Accademia della Crusca

Interessanterweise verdanken die deutschen Sprachgesellschaften selbst ihre Entstehung „ausländischen“ Vorbildern, besonders in Italien und Holland. In Italien bestand eine längere Tradition der Wertschätzung der „Volkssprache“ (bekannterweise seit DANTE) und schon seit dem 15. Jahrhundert bildeten sich in Italien Sprachgesellschaften, als die Humanisten die Antike und die alte Größe Roms wiederentdeckten. Die bedeutendste war die „Accademia della Crusca“ (Crusca = ‚Kleie‘), die 1582 in Florenz gegründet wurde und zunächst nur literarische Interessen verfolgte (durch Vorlesen und Diskutieren eigener Werke). Sie wurde bereits 1584 als Akademie mit Vereinsstatuten ausgestattet. Die Mitglieder, zumeist Adelige, trugen Kennnamen, die mit dem Hauptwort „Crusca“ in thematischer Verbindung standen. Das Sinnbild der Kleie wurde deshalb gewählt, weil es sich die Akademie zum Ziel machte, alles wegzuräumen, was keine Frucht bringt. Hauptzweck war die Pflege der italienischen Sprache und Literatur. So gab die Gesellschaft neben den Werken DANTES ein bedeutsames Wörterbuch des Italienischen heraus.

„Sprachgesellschaften“ ist genau genommen irreführend, denn diese Vereinigungen beschäftigten sich nicht nur mit Sprache, sondern auch mit dem, was wir heute als Literaturkritik, Poetik, Ästhetik, Rhetorik, Übersetzungswesen bezeichnen – also mit allem, was ein „literarisches Kunstwerk“ ausmacht.

1617 wurde auf Anregung von CASPAR VON TEUTLEBEN in Weimar die **Fruchtbringende Gesellschaft** (auch **Palmenorden** genannt) gegründet. Sie wurde zur bedeutendsten deutschen Sprachgesellschaft. Es galt als Auszeichnung, ihr angehören zu dürfen, und alle Dichter strebten dies als Ziel an. Führendes Gründungsmitglied war Fürst LUDWIG VON ANHALT-KÖTHEN, der seit 1600 auch Mitglied der Florentiner Akademie war. Schon der Name bezieht sich auf die Florentiner und wie bei der „Accademie della Crusca“ trug jedes Mitglied einen fantasiereichen Gesellschaftsnamen (z.B. aus der Pflanzenwelt), der mit dem Gesamtmotto in Zusammenhang stand. Fürst LUDWIG etwa war der „Nährende“. Als Symbol der

Gesellschaft wurde der „indianische“ (d.h. indische) Palmenbaum gewählt, da er die Menschen mit allem Notwendigen versorgte und seine Teile fast zur Gänze verarbeitet werden können.

Die Fruchtbringende Gesellschaft (FG) war die bei weitem größte Sprachgesellschaft in Deutschland. Sie hatte zeitweise bis zu 894 Mitglieder, der Großteil davon Adelige, obwohl Bürgerliche – im Gegensatz zu Frauen – nicht generell ausgeschlossen waren; auch einige Ausländer waren aus politischen Gründen dabei. Die für die Sprach- und Literaturgeschichte bedeutendsten Mitglieder waren: SIGMUND VON BIRKEN, ANDREAS GRYPHIUS, CHRISTIAN GUEINTZ, GEORG PHILIPP HARSDÖRFFER, FRIEDRICH VON LOGAU, JOHANN MICHAEL MOSCHEROSCH, MARTIN OPITZ, JUSTUS GEORG SCHOTTEL, KASPAR STIELER, PHILIPP VON ZESEN. Es galt als selbstverständlich, unter dem Gesellschaftsnamen zu publizieren. SCHOTTELS „Ausführliche Arbeit von der Teutschen HauptSprache“ (1663) etwa wäre ohne den Hintergrund der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ nicht denkbar. Die FG setzte Meilensteine bei der Übersetzung ins Deutsche, viele Mitglieder übersetzten Texte aus dem Griechischen, Lateinischen und aus zeitge-



Abb 48

Wappenschild der Fruchtbringenden Gesellschaft, gestiftet von LUDWIG FÜRST VON ANHALT-KÖTHEN

nössischen europäischen Fremdsprachen. Fürst LUDWIG VON ANHALT-KÖTHEN ließ für die Gesellschaft eine eigene Druckerei einrichten, die ihren Mitgliedern zur Verfügung stand und die auch die noch unpublizierten Werke verstorbener Mitglieder veröffentlichte. Zudem trug man für die Verbreitung der Werke selbst Sorge und schützte sie vor Raubdrucken, was für jene Zeit einmalig war.

Die **Deutschgesinnte Genossenschaft** (DG) hatte die „Fruchtbringende Gesellschaft“ als Vorbild, das genaue Gründungsdatum ist ungewiss (wahrscheinlich 1642, 1643 oder 1644). Ihr Sinnbild war die Rose, die mit dem Palmenbaum gleichgesetzt wurde. Bei dieser Gesellschaft ist der Einfluss aus Holland stärker, vielleicht wurde sie sogar in Amsterdam gegründet. Viele der Mitglieder stammten aus den Niederlanden, die 1648 endgültig aus dem Reichsverband ausschieden. Treibende Kraft der DG war PHILIPP VON ZESEN, der sie in Konkurrenz zur FG gründete und bis zu seinem

Abb 49

PHILIPP VON ZESEN (1619–1689)



Tod 1689 tonangebend war. Anders als die FG war die DG in „Zünfte“ eingeteilt (Rosen-, Lilien-, Nägleinzunft; näglein = ‚Nelke‘). Es waren auch Frauen zugelassen, bisher konnten aber nur zwei weibliche Mitglieder nachgewiesen werden. Stärker als die FG war sie dem Bürgertum geöffnet, ihr gehörten auch einige Mitglieder zugleich der FG an, z.B. HARSDÖRFFER, BIRKEN, MOSCHEROSCH.

PHILIPP VON ZESEN (1619–1689) besuchte das Gymnasium in Halle, wo CHRISTIAN GUEINTZ Rektor war. Er hielt sich lange in den Niederlanden auf und trat dort vor allem als Übersetzer ins Deutsche sowie als Autor deutscher Romane hervor. In den Niederlanden lernte er die Gesellschaft „Rederijkerkamers“ kennen. Dadurch wurde ihm bewusst, dass das Deutsche keine dem Niederländischen vergleichbare Schriftsprache hatte. 1648 wurde er in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, trotz des Widerstands einiger Mitglieder (v.a. HARSDÖRFFER), die ihm übertriebenen Sprachpurismus und extreme Ansichten zur Gestaltung einer deutschen Rechtschreibung vorwarfen. VON ZESEN war tatsächlich einer der Radikalsten bei der Eindeutschung von Fremdwörtern, er wollte auch Fremdwörter ersetzen, die schon lange im Deutschen gebräuchlich waren, sowie Lehn- und Erbwörter, die er für Fremdwörter hielt.

Erklärung

- **Die oft zu lesende Behauptung, PHILIPP VON ZESEN wollte Nase durch Gesichts-erker ersetzt wissen, entspricht nicht den Tatsachen. Das Wort stammt vielmehr von einem unbekannten Puristen, der Nase nicht als Erbwort erkannt hatte.**

Einige der Vorschläge VON ZESENS konnten sich durchsetzen und bestehen bis heute, etwa Verfasser statt Autor, Jahrbuch statt Annalen, Vertrag statt Kontrakt, Zeughaus statt Arsenal, Zweikampf statt Duell, Anschrift statt Adresse, Mundart statt Dialekt, Wörterbuch statt Lexikon, Ausflug statt Exkursion. Aber selbst seinen Zeitgenossen war er teilweise zu extrem, viele seiner Forderungen konnten sich nicht Geltung verschaffen, etwa Meuchelpuffer oder Reitpuffer für Pistole, Jungfernzwinger für Nonnenkloster, Zeugemutter für Natur, Lustinne für Venus, Tageleuchter für Sonne. Die Streitereien zwischen den einzelnen Mitgliedern entzündeten sich

oft an Kleinigkeiten oder Details; so wandte sich SCHOTTEL äußerst scharf gegen von ZESENS Schöpfung Zeugemutter.

Der **Pegnesische Blumenorden** wurde am 16. Oktober 1644 von GEORG PHILIPP HARSDÖRFFER und JOHANN KLAY gegründet. Benannt ist er nach dem „Pegnesischen Schäfergedicht“ (1644). Die Pegnitz ist der Fluss, an dem Nürnberg liegt. Der Orden ist unter mehreren Namen bekannt, etwa „Blumenorden“ oder „Pegnitz-Schäfer“. Emblem war eine Panflöte mit sieben Pfeifen, erstes Oberhaupt war HARSDÖRFFER, dem später SIGMUND VON BIRKEN folgte.

Der **Elbschwanenorden** wurde 1658 auf Veranlassung des evangelischen Geistlichen JOHANN RIST gegründet. Er ist die kleinste der vier bedeutenden Sprachgesellschaften und zählte zu seinen besten Zeiten nicht mehr als 45 Mitglieder. Neben den vier großen Gesellschaften gab es noch viele kleine, etwa die **Aufrichtige Tannengesellschaft** (Straßburg 1633, die zweite nach der FG in Deutschland, gegründet von JESAIAS ROMPLER), das **Poetische Kleeblatt** (Straßburg 1671), den **Leopolden-Orden** (Dresden 1695, unsicher). Die **Deutschübende Poetische Gesellschaft** konstituierte sich 1697 in Leipzig, JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED gestaltete sie 1726 zur **Deutschen Gesellschaft** um. Die meisten der Gesellschaften des 18. Jahrhunderts wurden von ihr beeinflusst.

Erklärung

► Die Bedeutung der Sprachgesellschaften für die deutsche Sprachgeschichte liegt in Folgendem:

1. Zunächst richteten sie das Augenmerk auf die deutsche Sprache als „Hochsprache“ eines vorgegebenen Kulturraums „Deutschland“. Auch wenn ihre Bemühungen nicht zum beabsichtigten Ziel führten oder viele Aktivitäten aus heutiger Sicht sogar als lächerlich erscheinen mögen, darf nicht vergessen werden, dass ihre Arbeit im deutschen Sprachraum kein Vorbild hatte und sie somit Neuland betraten.
2. Die Mitglieder aus ihren Reihen verfassten, natürlich auf Anregung der Gesellschaften und durch Diskussionen in den Versammlungen, Arbeiten, die auf die Sprachgeschichte großen Einfluss nahmen. Zu nennen sind etwa MARTIN OPITZ' „Buch von der deutschen Poeterey“ oder die Arbeiten von SCHOTTEL, STIELER, KLAY u.v.a.m.
3. Sie beeinflussten die deutsche Sprache direkt durch ihre Wortneuschöpfungen, von denen sich einige bis heute erhalten haben.

Wörterbücher und Grammatiken vom 17. bis ins 19. Jahrhundert

6.1.3

Wörterbücher sind seit Beginn der deutschen Sprachgeschichte bekannt und gebräuchlich: Am Anfang stehen die althochdeutschen Glossen und der „Abrogans“. Als erstes „richtiges“ Wörterbuch der deutschen Sprachgeschichte sieht man den „Vocabularius teutonico-Latinus“ (1482) an, vor allem deshalb, weil in ihm erstmals der deutsche Wortschatz alphabetisch nach der deutschen Lautung angeführt wird (die früheren Werke gingen alle von den lateinischen Lemmata aus).

Im 16. Jahrhundert wurden Sprachlehrbücher vor allem für Schulen und zum Lesen- und Schreibenlernen verfasst, oft von so genannten „Schulmeis-

tern“, die sich mit dem Verkauf der Bücher noch ein Zubrot verdienten, etwa FABIAN FRANGK/FRANK (1489–1538), VALENTIN ICKELSAMER (1500–1547) und JOHANN KLAY (CLAJUS) (1616–1656). Sie standen vielfach noch im Bann der lateinischen Grammatiken. Denn Metasprache blieb weiterhin Latein, d.h., dass die Worterklärungen in Latein gegeben wurden. Damit wird auch das kulturgeschichtliche Umfeld dieser frühen Arbeiten deutlich: Grundlage und Voraussetzung war die Auseinandersetzung mit dem Lateinischen, also mit einer Fremdsprache. Von seinem großen lateinisch-deutschen Wörterbuch veröffentlichte der aus dem Thurgau stammende und in Straßburg wirkende PETRUS DASYPIDIUS 1535 den lateinisch-deutschen und 1536 den deutsch-lateinischen Teil, der allerdings nur eine Vertauschung der deutschen und lateinischen Einträge und eine teilweise Umstellung der Stichwörter darstellt. Dieses Werk wurde zu seiner Zeit intensiv rezipiert, es erfuhr bis 1600 19 Auflagen und wirkte auch über den deutschen Sprachraum hinaus. Im lateinischen Teil ist es gekennzeichnet durch die Rückkehr zum „klassischen“ Latein, dem im deutschen Teil die Unterdrückung der Regionalismen entspricht. Wie fast alle Humanistenwörterbücher sollte aber auch das von DASYPIDIUS in erster Linie dem Lateinunterricht dienen.

„Die Teütsch Sprach“ (1561) des Schweizer Pfarrers JOSUA MAALER, genau genommen eine Bearbeitung eines Wörterbuchs von CHOLINUS und FRISIUS, ist eines der ersten Werke, das die Worterklärungen

Merksatz

► **Im 16. und 17. Jahrhundert stehen die Sprachlehrbücher noch im Bann des Lateinischen.**

gen in Deutsch gibt. Als eigentliche Vorläufer der Wörterbücher des 17. Jahrhunderts sind aber die Arbeiten von CHRISTIAN GUEINTZ (1592–1650) und WOLFGANG RATKE (lat. RATICHUS, 1571–1635) zu sehen. Obwohl die grammatischen Arbeiten von RATKE nur zum Teil im Druck erschienen waren, wurde er vor allem als theoretischer Vordenker von Bedeutung. So übergab er 1612 den Fürsten bei der Frankfurter Kaiserwahl ein Memorandum, in dem er die Grundzüge seiner Bildungsreform darlegt. Direkten Einfluss übte er auf die Sprachlehre „Deutscher Sprachlehre Entwurf“ von GUEINTZ und indirekt auch auf das Hauptwerk von JUSTUS GEORG SCHOTTEL(IUS) (1612–1676) aus, die „Ausfürliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache“ (1663). (SCHOTTELS erstes grammatisches Werk, die „Teutsche Sprachkunst“, war 1641 erschienen.) Er wollte, den Forderungen RATKES folgend, die Grundrichtigkeit der „uralten“ Sprache Deutsch anhand von Stammwörtern darlegen, die er auf 173 Seiten seinem Werk anfügte und die maßgeblich für seine Nachfolger wurden. Im grammatischen Teil der Arbeit folgte er dem Ziel, eine Sprachform zu beschreiben, die von den gelehrten und „würdigen“ Männern verwendet wird. Allerdings meinte er damit nicht die gesprochene Sprache und die Dialekte galten ihm ohnehin als verabscheuenswürdig. Wichtigstes Verdienst von SCHOTTEL war aber der für seine Zeit eigenständige Versuch, das Deutsche anhand der ihm eigenen Kategorien (oder dessen, was dafür gehalten wurde) zu beschreiben und nicht anhand eines übergestülpten Systems aus dem Lateinischen oder Griechischen. JOHANN BÖDIKER (1641–1695) schuf mit seinem Buch „Grundsätze Der Teutschen Sprache“ (1690) eine der wichtigsten Grammatiken zwischen SCHOTTEL und GOTTSCHED, die auch im katholischen Süden eifrig rezipiert wurde. Er betont den Primat der geschriebenen Sprache, der „Büchersprache“.

KASPAR STIELER (1632–1690) übernahm in seinem gewaltigen Wörterbuch „Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs“ (1691) SCHOTTELS Grundsatz der **Stammwörter**, um die herum er Ableitungen und Zusammensetzungen ordnete. Ihm ist die „Kurze Lehrschrift von der Hochteutschen Sprachkunst“ als Anhang beigegeben. Als Vorbild schwebte ihm das Obersächsische vor (mit den Zentren Dresden, Wittenberg, Leipzig und Halle), jedoch nicht die dort gesprochenen Mundarten, sondern eine stilisierte Sprachform. Das Deutsche galt als **Hauptsprache**, das direkt in der Babylonischen Sprachenverwirrung entstanden war (vgl. GARDT et al.

STIELER hatte keine Hemmungen, das Wort Geher einfach zu erfinden. Auch wenn es nirgendwo belegt war – schließlich konnte ein Einzelner damals keinen Überblick über den gesamten deutschen Sprachraum haben –, musste es, so die Ansicht, aus analogischen Gründen (so wie lehren – der Lehrer, schneiden – der Schneider) doch existieren.

1999, S. 97). STIELER war schon im 18. Jahrhundert dafür bekannt, in sein Wörterbuch viel selbst erfundenes Material aufgenommen zu haben (wie vor ihm schon GUEINTZ), z.B. ungehlich unter Gehen. Bemerkenswert ist die Anordnung nach Stammwörtern, die für die Wörterbücher jener Zeit charakteristisch ist: So werden die Wurzeln alphabetisch angeordnet, unter den Stichwörtern finden sich dann aber Unteransätze, die mit der Wurzel etymologisch, kompositorisch oder auch rein assoziativ zusammenhängen, so etwa unter Gehen: Geher, Gang, die Komposita mit -gang als Grundwort, weitere Zusammensetzungen und Ableitungen wie Gängelein, Ganghaftigkeit, Gänker (eine Art Rock) und schließlich die Verbalkomposita von abgehen bis zurückgehen.

Geh / gehen / *omn. Gan & Gon / prat. ich gieng se: ging / part. Gegangen / gangen Solim Gegan / ire, vadere, gradi, procedere. Wie gehts? Quid agitur? Es will nicht gehen / res non succedit. Es gehet ihm nach Willen / ex sententia ei evenit. Er hat ihn gehen lassen / amisit illum à se. Zu Fuß gehen / peditem proficisci. Zu Schiff gehen / navem conscendere. Zu Tisch gehen / accumbere, assidere. Zu Herjen gehen / sollicitum esse. Zu Trümmern gehen / ruinam minitari, funditus perire. Zu die Schule gehen / scholam frequentare. Zur Leiche gehen / in funus prodire. Zur Kirche gehen / sacris adesse. Zu Kirchen gehen / dicitur de puerperis, quando finitis diebus purificationis loca sacra primum adeunt, præsentare se ecclesiæ. Zur Hochzeit gehen / sacris nuptialibus interesse, venire in convivium nuptiale. Zum Heiligen Abendmal gehen / sacrâ cœnâ ubi, sacræ synaxi vel communioni adesse. An Galgen gehen / ad corvos, in malam pestem abire. Schlafen gehen / lectum petere, quieti se tradere. Im Schwange gehen / florere, usitatum esse. Auf der Grube gehen / jam instare capulo. Zu Gnaden gehen / adulari. Es gehet ihm nach Willen / ex sententia ei evenit, fortuna ejus rebus arridet felicius. Es gehet ihm übel / malededit ei. Es geht auf die Letzte / ventum est ad extrema.*

Abb 50

Der Beginn des Artikels „Gehen“ aus „Der Teutschen Sprache Stamm-baum und Fortwachs“

Ein Idiotismus ist ein dialektaler Ausdruck, der wegen der Abweichung von der Hochsprache als eigentümlich für seinen Dialekt angesehen wird. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert wurden erste wissenschaftliche Idiotismensammlungen oder Idiotika angelegt, die als Vorstufe der Dialektwörterbücher gelten.

Der Aufklärer GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ (1646–1716) verfasste seine Schriften zwar selbst noch in Latein (der Wissenschaftssprache seiner Zeit), forderte aber gegen Ende seines Lebens eine Aufwertung der deutschen Sprache, etwa durch die wissenschaftliche Sammlung von Dialektwörtern (Idiotismen).

Aus der Fülle der Normierungsversuche von Schreibung und Grammatik (etwa durch THEODOR KRAMER, CHRISTIAN ERNST STEINBACH, JOHANN LEONHARD FRISCH) ist der Aufklärer JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED (1700–1766), seit 1724 in Leipzig ansässig, mit seinen Sprachlehren hervorzuheben, der die Literatursprache zum nachahmenswerten Vorbild erklärte: In seinem Werk „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst nach den Mustern der besten Schriftstellern des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst“ (1748, 6 Auflagen bis 1776) sowie in anderen einflussreichen Arbeiten (u.a. „Grundriß zu einer Vernunftmäßigen Redekunst“, 1729, und „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen“, 1730, 4. Aufl. 1751) – sie wurden auch in Österreich vom Kaiserhaus zur Norm erklärt – forderte er, nicht eine bestehende Sprache zum Vorbild zu erheben, sondern eine „Kunstsprache“ als übergreifende Norm zu schaffen, allerdings auf Basis des Obersächsischen. Für nachahmenswert erklärte er dabei die gesprochene Sprache der „Vornehmen und Hofleute“ in der Hauptstadt eines Landes, also weder die ländliche Mundart noch die Sprachform des städtischen „Pöbels“. Allerdings könne eine gesprochene Sprache keine Norm sein, sodass man die

Werke der „besten Schriftsteller“ „zu Hülfe nehmen“ müsse. Damit lenkte er die Aufmerksamkeit auf die Literatursprache. Nachahmenswert war für ihn vor allem der Schlesier MARTIN OPTIZ, aber auch PAUL FLEMING, CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT GELLERT, PAUL GERHARDT u.a. waren die erklärten Vorbilder.

Merksatz

► **GOTTSCHED war einer der wichtigsten Sprachnormierer des 18. Jahrhunderts. Er versuchte, eine nach seinen Idealen gestaltete, real nicht existierende Sprachform nach obersächsischem Vorbild durchzusetzen.**

GOTTSCHED wurde für die Sprache noch aus einem anderen Grund von Bedeutung: Er predigte die Ideale der Aufklärung und trat für eine „natürliche“ Sprache ein, die vor allem klar und eindeutig sein sollte. Das heißt: Er wollte keinen komplizierten Satzbau, keine „Provinzialwörter“ (Dialektwörter), keine „fremden“, „zu alten“ oder „neugemachten“ Wörter, keine „malerische Bildlichkeit“, also



Abb 51

JOHANN CHRISTOPH
GOTTSCHED (1700–
1766)

keine Metaphern. Mit seiner allzu strengen Nüchternheit geriet GOTTSCHED aber in Konflikt mit den Schweizern JOHANN JAKOB BODMER (1698–1783) und JOHANN JAKOB BREITINGER (1701–1776, „Critische Dichtkunst“, 2 Bände, 1740), die das Fantasiereiche, Irrationale in der Kunst und damit auch in der Sprache verteidigten und damit einen gewissen Einfluss auf die sprachliche Gestaltung der Werke FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCKS (1724–1803) und CHRISTOPH MARTIN WIELANDS (1733–1803) ausübten.

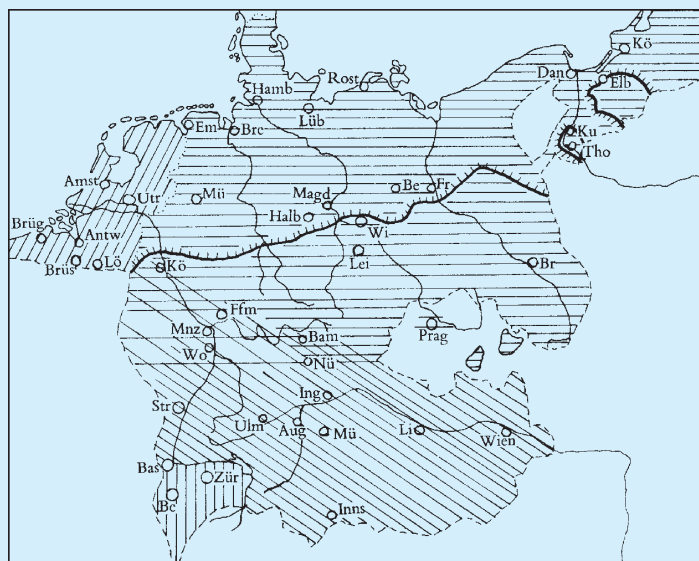
Der neben und nach GOTTSCHED bedeutendste Sprachnormierer des 18. Jahrhunderts ist JOHANN CHRISTOPH ADELUNG (1732–1806), der die Forderungen GOTTSCHEDS, das von ihm zur Norm erhobene Meißnische bzw. Obersächsische als Literatursprache zu übernehmen, aufgriff und sie mit seinem Werk, u.a. dem „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart“ (5 Bände 1774–86, 2. Aufl. 1793–1801), weiter verbreitete und so in die Literatursprache hineinwirkte. Die bedeu-

Der Siegeszug der ostmitteldeutschen Schriftsprache im Süden

Gegen Ende des Frühneuhochdeutschen kann man im deutschen Sprachraum diese großräumigen Schriftsprachen unterscheiden:

Abb 52

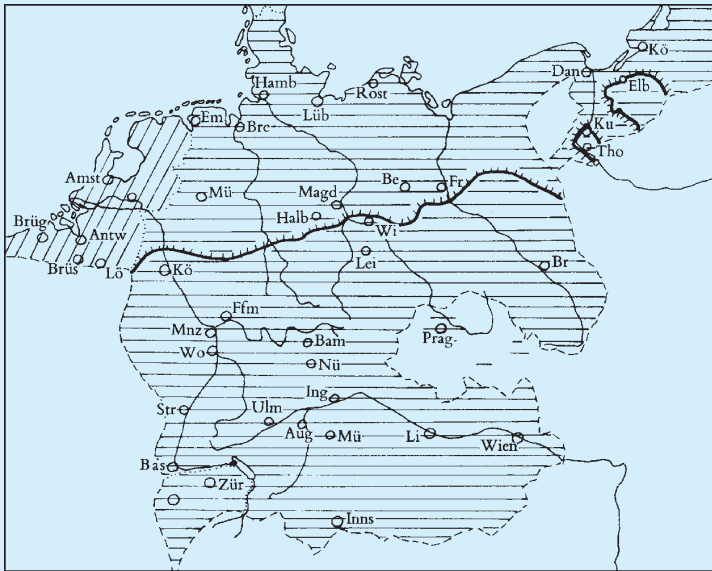
Die vier deutschen Schriftsprachen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts



■ Ostmitteldeutsche Schriftsprache ■ Oberdeutsche Schriftsprache
 ■ Schweizerdeutsche Schriftsprache ■ Niederländische Schriftsprache
 --- ungefähre hochdeutsch/niederdeutsche Sprachgrenze

Man sieht deutlich, dass sich der katholische deutschsprachige Süden (südlich des Mains) vom vorwiegend protestantischen Mittel- und Norddeutschland abhebt. Diese Situation änderte sich mit dem Auftreten der nord- und ostmitteldeutschen Sprachnormierer, vor allem mit GOTTSCHED, gewaltig. Die historische Option, dass sich im Süden eine eigene Sprachvarietät als Norm etabliert, wurde durch die Übermacht des Ostmitteldeutschen vereitelt, umso mehr, als auch die politischen Mächte, vor allem das österreichische Kaiserhaus, das „Meißnische Deutsch“ bevorzugten –

wohl in erster Linie aus politischen Gründen: Die Reichseinheit sollte nicht gefährdet werden. GOTTSCHED sollte nach Plänen von Erzherzogin MARIA THERESIA nach Wien übersiedeln und an der Theresianischen Akademie (dem heutigen Theresianum) wirken. Dieses Vorhaben scheiterte zwar, aber seine Werke und die anderer ostmitteldeutscher Autoren wurden in den österreichischen Lehranstalten als Pflichtlektüre vorgeschrieben. Die Widerstände süd-deutsch-österreichischer Grammatiker, Schriftsteller und Schulleute, vor allem von JOHANN BALTHASAR VON ANTESPERG (1682/83–1765), JOHANN SIEGMUND VALENTIN POPOWITSCH (1705–1774), FRIEDRICH WILHELM GERLACH (1728–1802) und IGNAZ VON FELBIGER (1724–1788), gegen GOTTSCHED und seine ostmitteldeutsche Norm waren letztendlich fruchtlos, sodass sich der deutsche Süden spätestens am Ende des 18. Jahrhunderts auch unter dem Einfluss der Schriftsteller (wie KLOPSTOCK, LESSING, GOETHE u.a.m.) der Mitte und dem Norden sprachlich anglich (zusammenfassend s. WIESINGER 2018).



▨ Deutsche Schriftsprache ostmitteldeutschen Gepräges ▤ Niederländische Schriftsprache - - - - - ungefähre hochdeutsch/niederdeutsche Sprachgrenze

Abb 53

Schriftsprachen ab dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts: Die ostmitteldeutsche Varietät hat sich (außer in den Niederlanden) durchgesetzt

tendsten Schriftsteller orientierten sich jedenfalls an seinen Regeln: GOETHE (der seine erste Gesamtausgabe im Verlag Göschen nach ADELUNGS „Vollständiger Anweisung zur Deutschen Orthographie“ korrigieren ließ), SCHILLER, WIELAND, aber auch E.T.A. HOFFMANN, HEINE, TIECK u.a.

Merksatz

- **Auch ADELUNG, einer der bedeutendsten Sprachnormierer des 18. Jahrhunderts, leitet seine Regelwerke vom Sprachgebrauch der oberen Klassen Obersachsens ab.**

ADELUNG wirkte aber auch normierend auf die Grammatik, indem er 1781 eine „Deutsche Sprachlehre; zum Gebrauch der Schulen in den Königlich Preussischen Landen“ (fünf weitere Auflagen bis 1781,

auch in Österreich als Schulbuch vorgeschrieben), 1782 sein „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache; Zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen“ und 1788 eine „Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie“ herausbrachte. 1793–1802 folgte ein Auszug aus dem großen Wörterbuch. Auch er sah die Sprachnorm am besten realisiert von den oberen Klassen Obersachsens; aus ihrem Sprachgebrauch leitete er die Regeln für sein Normenwerk ab.

Auf dem von ADELUNG beschrittenen Weg brachte dann JOACHIM HEINRICH CAMPE (1746–1818) sein „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (5 Bände, 1807–11) heraus, das vor allem eine starke Vermehrung der Stichwörter mit sich brachte. Nachdem vor geraumer Zeit schon Latein als erklärende Metasprache durch das Deutsche abgelöst worden war, setzte sich nun das alphabetische Prinzip gegenüber der Anordnung nach Stammwörtern durch: Das moderne Wörterbuch war geboren, die Grundlage für das Epoche machende „Deutsche Wörterbuch“ (1854–1971) der Brüder GRIMM gelegt.

Erklärung

- **Eine allgemein wirkende und auch weiträumig als solche akzeptierte sprachliche Norm liegt erstmals mit dem Wörterbuch von JOHANN CHRISTOPH ADELUNG (1774–86) vor, auch wenn sie nicht amtlich ist.**

Es fällt auf, dass unter diesen Grammatikern und Sprachlehrern der Anteil von Mittel- und Norddeutschen sehr hoch ist; Süddeutsche sind so gut wie keine vertreten. Dies hängt auch mit der besonderen Sprachsituation zusammen: Die aus dem Norddeutschen Stammenden waren immer mehr gezwungen, die hochdeut-

sche Sprache quasi als Fremdsprache zu erlernen, und so etablierte sich die Regel „Sprich, wie du schreibst“ gegenüber dem phonologischen Prinzip „Schreib, wie du sprichst“, wie sie etwa noch SCHOTTEL verfochten hatte. Das modernere Konzept wird endgültig von ADELUNG durchgesetzt. Der Weg geht dann von der deskriptiven Beobachtung einer als möglichst hoch stehend oder „rein“ angesehenen mündlichen Realisierung zur Aufstellung einer (oft willkürlich angesetzten) schriftsprachlichen Norm, die dann wieder präskriptiv auf Schreibung und Aussprache einwirken soll. Als Vorbild wird sehr oft die Oberschichtige Sprachform (und nicht die Dialekte) Obersachsens, vor allem das Thüringische und Obersächsische ohne das Schlesische, angesehen, auch wenn die Grammatiker darunter jeweils etwas anderes verstehen mögen und oft noch Literatursprache und mündliche Sprache verwechseln.

Das 19. Jahrhundert

| 6.2

Die Rolle der Schriftsteller

| 6.2.1

Das 18. Jahrhundert, besonders seine zweite Hälfte, brachte eine in der deutschen Sprachgeschichte neue Situation: Zum ersten Mal übten zeitgenössische Schriftsteller mit ihren Werken Einfluss auf die Entwicklung der Sprache aus. Der Einfluss konnte sich nun aus drei Gründen entfalten: Zum einen zielten die Bestrebungen der Sprachnormierer letztlich nur auf eine schriftliche Sprachform und nicht auf die gesprochene Sprache ab, zum anderen wurde mit GOTTSCHEDS Vorschriften zum ersten Mal auf zeitgenössische Dichter als nachahmenswerte sprachliche Vorbilder hingewiesen. Drittens wurde die sprachliche Einigungsbestrebung spätestens seit den Napoleonischen Kriegen auch zum politischen Programm. Auf die Frage, inwieweit sich Schriftsteller des endenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts ihren Markt und damit eine überregionale Sprachnorm selbst schufen, kann hier nicht näher eingegangen werden. Vielerlei ist dabei zu berücksichtigen: die unbefriedigenden politischen Verhältnisse der deutschen Kleinstaaten, die herrschenden Kommunikationsformen des Französischen für den Adel und des Latein für die Gelehrten, deren Widerstand erst überwunden werden musste, der Marktwert der deutschsprachigen Literatur, die soziale Stellung der Schreibenden u.v.a.m. (vgl. ERNST 2004).

Ein poetisches Vaterunser (in Auszügen)

Laßt uns beten: Vater unser,
Unser Vater, der du bist
In dem Himmel, ewig unser,
Wo das Reich der Gnaden ist;

Auf den Erden, in den Sonnen,
Welche wir wie Funken sehn,
Willst du deines Reiches Wonnen,
Und dein Wille muß geschehn!

Uns're Leiber werden Trümmer:
Vater, unser täglich Brod
Gib uns heute, gib's uns immer,
Bis an unsers Leibes Tod!

Uns're Seelen, schwer beladen
Mit der Last der Sündenschuld,
Stützen sich auf deine Gnaden:
Ach, vergib uns uns're Schuld!

Prüf' uns nicht bis zum Erliegen
Unter unserm Seelenschmerz!
Laß dir deine Gnade gnügen,
Sprich uns deinen Trost in's Herz!

Und erlös' uns von dem Bösen!
Du, der Vater, kannst allein
Alles Bösen Bande lösen;
Vater, alle Macht ist dein!

Dein ist Alles! Deinen Namen,
Deine Kraft und Herrlichkeit
Preisen Erd' und Himmel – Amen,
Amen! bis in Ewigkeit.

JOHANN WILHELM LUDWIG GLEIM (1719–1803)

FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK hat sich seine eigene Dichtersprache geschaffen, und das zu einem Zeitpunkt, als die Diskussionen über eine Sprachnorm höchst intensiv geführt wurden. Mit seinem Hauptwerk, dem Epos „Der Messias“ (1748–73), begeistert er

gleichermaßen Protestanten wie Katholiken. KLOPSTOCK kann und will seine pietistische Herkunft nicht verleugnen und das bringt ihn in scharfen Gegensatz zum aufklärerischen Rationalismus GOTTSCHEDS. Er eröffnet der Dichtersprache seiner Zeit neue Möglichkeiten, macht den klassischen Hexameter in der deutschen Literatursprache heimisch, arbeitet mit freien Rhythmen und sieht die Dichtersprache als Abweichung von der „kalten Prosa“ (gemeint ist der Unterschied zwischen Vers und Prosa) – GOTTSCHED hingegen will keinen Unterschied in der Sprache der Prosa und der Dichtung sehen. Berühmt und von seinen Zeitgenossen z.T. mit Verwunderung aufgenommen sind KLOPSTOCKS Wortschöpfungen, sowohl von der Wortbildung (du Toderwecker) als auch der (z.T. semantischen) Umformung her (Mal statt Denkmal), sowie seine persönlichen Neologismen. Als direktes Vorbild erscheinen ihm das Französische, das zu seiner Zeit, bedingt durch den politischen Zentralismus, einen viel höheren Einheitlichkeitsgrad als das Deutsche aufweist, sowie die Prosa der englischen Zeitschriften. Was KLOPSTOCKS syntaktische Gestaltung betrifft, muss man zwischen seiner „kalten Prosa“ (in der er sich als Meister des knappen, klaren Stils erweist) und der Lyrik unterscheiden.

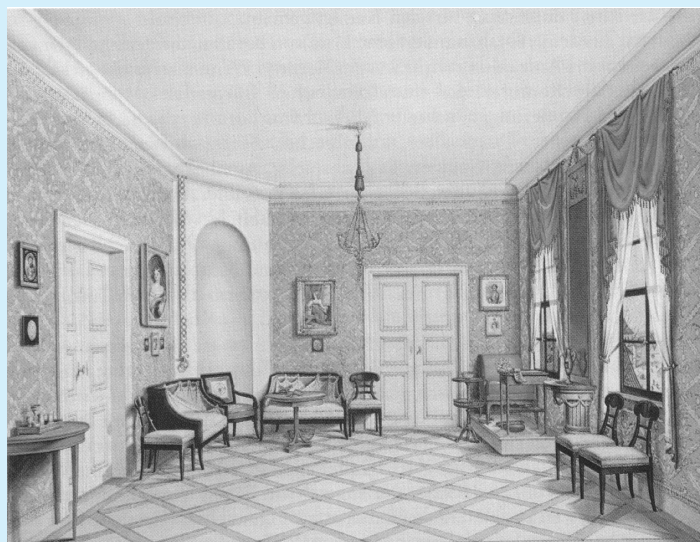
GOTTHOLD EPHRAIM LESSING (1729–1781) unterzieht vor allem die Prosa seiner Zeit einer grundlegenden Wandlung. Seine Art zu schreiben wird persönlicher, durch Einbeziehung eines subjektiven Ich. Auch er ist vom kurzen, prägnanten Satz der Engländer beeinflusst. Seine Sprache wird von den nachfolgenden Generationen, aber auch schon von den Zeitgenossen als „klar“ und besonders vorbildlich angesehen.

Der Protestant CHRISTOPH MARTIN WIELAND ist einer der wenigen bedeutenden Schriftsteller jener Zeit, die aus dem Oberdeutschen stammen. Seit 1769 Professor für Philosophie an der Universität Erfurt, wird er 1772 als Prinzenerzieher nach Weimar berufen und kommt dort auch mit GOETHE und SCHILLER in Kontakt. Im Gegensatz zu LESSING bevorzugt er lange und verschachtelte Sätze; kennzeichnend für ihn ist die Hypotaxe. Auch in der Wortwahl ist der französische Einfluss spürbar, bis hin zum Frivolen in der Darstellung. Seine epische Erzähllust übt zwar keinen unmittelbaren Einfluss auf die Literatursprache seiner Zeit aus, aber von den gebildeten Kreisen vor allem Oberdeutschlands wird er viel gelesen. Sein sprachliches Feilen zeigt sich u.a. darin, dass er seinen „Oberon“, der direkte Verbindungen zu GOETHE und SCHILLER und sogar

zum Wiener Volkstheater (bis hin zur „Zauberflöte“) herstellt, vor dem Druck sieben Mal umarbeitet.

Abb 54

Der bürgerliche Salon als Ort der literarischen Betätigung



JOHANN GOTTFRIED HERDER (1744–1803) hat die jüngere Generation (um 1770) maßgeblich beeinflusst. Gegen das Diktat der Vernunft setzt er das „Originalgenie“. Als perfekte Vorbilder erscheinen ihm HOMER, SHAKESPEARE und die (von ihm nicht als gefälscht erkannte) Lyrik des fiktiven OSSIAN. HERDER ist auch einer der Ersten, der es wagt, gegen die herrschende These vom göttlichen Ursprung der menschlichen Sprache aufzutreten. Damit wird aber auch die Sprache in die Verfügungsgewalt des Menschen gegeben, was sich im selbstbewussten Umgang der „Originalgenies“ des Sturm und Drang mit der Sprache deutlich zeigt. HERDER fordert die Verwendung von „Machtwörtern“, von kräftigen Mundartwörtern, die vor allem aus dem „Schwäbischen“ (das für die mittelhochdeutsche Dichtersprache eine bedeutende Rolle spielte) stammen sollen, von den Meistersingern, von LUTHER, aber auch von MARTIN OPITZ, FRIEDRICH VON LOGAU und schließlich KLOPSTOCK. Im Satzbau verfährt er

die Abkehr von starren rationalistischen Formen und die freie Gestaltung der Wort- (d.h. Satzglied-) und Satzfolge. In seinen eigenen Schriften strebt er den Wohlklang beim Lesen an und ist damit WIELAND vergleichbar (nach ERNST 2004).

Die Sprache der Klassik

6.2.2

In vielen Sprachgeschichtsdarstellungen wird der Sprache GOETHE und SCHILLERS ein herausragender Stellenwert in der Sprachentwicklung zugesprochen. Zudem wirkt im Bewusstsein des gebildeten Bürgertums die Sprache der „Klassiker“ eben als „klassisches Deutsch“ und damit als „gutes Deutsch“ bis in unsere Tage weiter, auch wenn dieser oft diffus gebrauchte Begriff mit linguistischen Merkmalen nicht genau umrissen werden kann.

Hier kann nicht auf die Sprache des jungen GOETHE und jungen SCHILLER in ihren Werken des Sturm und Drang eingegangen werden. Nur so viel: Anknüpfend an die literarischen, ästhetischen und sprachlichen Vorstellungen HERDERS gefiel sich die junge Generation im Gebrauch und der Schöpfung „kraftgenialischer“ Ausdrücke und einer der mündlichen Sprechweise angenäherten Sprache mit ihren mundartlichen Elementen wie Auslassungen, unvollständigen und abgebrochenen Sätzen. Ihre Wirkung auf die Zeitgenossen war gewaltig.

Zu Beginn der Weimarer Klassik war man von einer einheitlichen Sprachform, sowohl im mündlichen als auch im schriftlichen Bereich, im Grunde noch weit entfernt. GOETHE und SCHILLER waren keine Grammatiker und verstanden sich auch nicht als solche. So haben sie nie (wie HERDER) in die herrschende Diskussion über den Ursprung der Sprache eingegriffen. Ihre Bemühungen um die deutsche Sprache waren immer mit der Funktion von Sprache in literarischen Werken verbunden und dieser untergeordnet.

Erklärung

- Der Epochenbegriff „Weimarer Klassik“ bezeichnet genau genommen jene Werke, die JOHANN WOLFGANG (VON) GOETHE (1749–1832) und FRIEDRICH (VON) SCHILLER (1759–1805) während ihrer geistigen Annäherung und ihres gemeinsamen Aufenthalts in Weimar unter gegenseitigem Gedankenaustausch geschaffen haben. Im engeren Sinn ist diese Zeit daher einzugrenzen auf die Jahre zwischen 1794, dem Beginn der Freundschaft, und SCHILLERS Tod 1805.

So wirkte sich der Inhalt der literarischen Kunstwerke auf die Gestaltung der Sprache aus: Indem sich GOETHE und SCHILLER in ihrer „klassischen“ Epoche humanistischen Idealen (Weltbürgertum, Harmoniestreben, Persönlichkeitsbildung, Nachahmung der Antike etc.) verpflichtet fühlten, wollten sie die sprachliche Gestaltung diesem Ideal anpassen.

Klarheit ist das oberste Ziel der Klassik, für GOETHE sogar ein Lieblingswort. Zu den schon Genannten heiter, artig, wunderbar tritt eine Reihe ähnlicher Ausdrücke wie trefflich, würdig, redlich, schätzbar, geschätzt, löblich, erfreulich, etwa in den (halb)festen Formeln redliches Bemühen, löbliches (redliches, unbedingtes) Streben u.a.m. Das Streben nach Klarheit bedeutet aber auch Abbau von unübersichtlichen Schachtelsätzen und eine latente Neigung zu Parataxen, die auch an der häufigen Verwendung der „wertneutralen“ Copula und zum Ausdruck kommt.

Durch die Beschränkung kommt das Individuum zur Mäßigung, Besonnenheit, Entsagung, Ehrfurcht. Weitere semantisch mit großer Bedeutung besetzte Termini in diesem Zusammenhang sind streben, stetig, Stetigkeit, Mühe, tätig, Tätigkeit, fördern, Förderung, steigern, Steigerung, anschauen, anschauend, Anschauung.

SCHILLERS Vorliebe für moralisierende Tendenzen ließ besonders sein dramatisches Werk zur unerschöpflichen Zitatequelle des Bildungsbürgertums werden: Die Axt im Hause erspart den Zimmermann – Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt – Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens u.v.a.m. Wenn GOETHE die Sprache der nachkommenden Generationen mehr durch Wortneubildungen und -umprägungen gestaltete, war SCHILLERS Einfluss bedeutend stärker auf dem Gebiet der (moralisierenden) Sentenzen, die zu „geflügelten Worten“ wurden. Der außerordentliche Erfolg dieser Sentenzen liegt sicher auch darin begründet, dass ihre Verwendung den (tatsächlichen oder vorgetäuschten) Bildungsstand des Benutzers demonstrieren soll. Letztlich dient dieses Sprachmaterial, da seine Kenntnis in der Kommunikationssituation stillschweigend vorausgesetzt werden kann, auch als Basis für ironische oder parodistische Verfremdungen („Der brave Mann denkt an sich selbst zuerst“) und bietet damit neue sprachschöpferische Möglichkeiten.

Die Sprache der Weimarer Klassik hat auf die Sprachnorm des 19. Jahrhunderts allerdings einen geringeren Einfluss ausgeübt als

Parataxen sind
Verbindungen von
Hauptsätzen, Hypotaxen
sind Satzgefüge (Verbin-
dungen von mindestens
einem Haupt- und einem
Nebensatz).

Die „Antikisierungen“ der Klassik

Im Mittelhochdeutschen war die Nachstellung des Adjektivs nach dem Substantiv möglich und üblich. Diese Varianz geht im Frühneuhochdeutschen verloren. MARTIN OPTIZ spricht sich im „Buch von der deutschen Poeterey“ (1624) entschieden dagegen aus und seit GOTTSCHED ist sie endgültig verpönt. Jegliche Nachstellung dieser Art muss seit diesem Zeitpunkt als antiquiert oder zumindest poetisch archaisierend wirken. Es verwundert daher nicht, wenn GOETHE sie in dieser Funktion einsetzt: Hermes der leichte („Römische Elegien“), des Glücks des lang ersehnten („Iphigenie“ 3,1), sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue („Hermann und Dorothea“ 1, 17). Diese Bildungen sind direkt beeinflusst von der HOMER-Übersetzung von JOHANN HEINRICH VOSS (1751–1826), z.B. stets vom Schilde beschwert dem beweglichen.

Auch mit Voranstellung des attributiven Genitivs kann bewusst archaisierende Wirkung erreicht werden: Und das glückliche Fest ... [möge] / Auch mir künftig erscheinen der häuslichen Freuden ein Jahrstag („Hermann und Dorothea“ 1, 204). An der Versbearbeitung der Prosa-Iphigenie, aber auch an anderen Werken kann deutlich abgelesen werden, wie Goethe diesen klassizistischen Effekt anstrebt, noch verstärkt durch die Abtrennung des Artikels: O leite meinen Gang, Natur, den Fremdlings Reisetritt („Der Wanderer“). Es kann genau verfolgt werden, wie J. H. Voss diese Spaltungen, zum Teil genau der griechischen Wortstellung nachbildend, zur Spitze treibt, ihm folgt GOETHE wieder in seinen antikisierenden Dichtungen: geschwinde die Spuren / Tilget des schmerzlichen Übels („Hermann und Dorothea“ 1, 94), auch wenn er die Kühnheit von Voss nicht erreicht.

Änderungen in der Satzglied(teil)folge lassen sich häufig beobachten: Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Übel verhasst ist – Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war / Meines Vaters hierneben verzehrt und dieses zugleich mit („Hermann und Dorothea“ 1, 159; 2, 120f.). Vor allem kommt dies auch bei der Verbstellung vor: denn solches Los dem Menschen wie den Tieren ward („Pandora“).

bisher allgemein angenommen. Ihre Vorbildwirkung ist auf drei unterschiedlichen Ebenen anzusiedeln:

1. Starke Einflüsse sind in der Dichtung des 19. und 20. Jahrhunderts, vor allem bei jenen Dichtern, die sich als Nachfolger der Klassik (etwa CHRISTIAN DIETRICH GRABBE oder FRANZ GRILLPARZER)

sahen, aber auch weit in die Trivialliteratur hinein zu finden. Diese Varietät hat jedoch keine Einflüsse auf die geschriebene und gesprochene Alltagssprache genommen, sodass hier von keinem sprachgeschichtlichen, sondern von einem stilgeschichtlichen Phänomen auszugehen ist.

2. Institutionalisiert wird die Vorbildwirkung im Schulwesen, vor allem im humanistischen Gymnasium. Hier werden die Grundlagen gelegt für die Wertschätzung der Klassiker durch das deutsche Bildungsbürgertum bis zum Zweiten Weltkrieg. Die Sprachgestaltungen GOETHEs und SCHILLERs wirken sich indirekt auf den Sprachgebrauch des 19. Jahrhunderts aus, indem sie von den normativen Grammatikern aufgegriffen und zum Vorbild erklärt werden, dem von allen Angehörigen der Sprachgemeinschaft nachzueifern ist. Die Grammatiker greifen aber selektiv heraus, was als schriftsprachliche Norm anzusehen ist, sodass der Sprachgebrauch in den „klassischen“ Werken GOETHEs und SCHILLERs nicht 1:1 als standardsprachliche Norm umgesetzt wird. Den größten Einfluss auf die geschriebene und auch gesprochene Sprache haben die Weimarer Klassiker (neben einzelnen, von ihnen geschaffenen und umgeprägten Wortformen) wohl mit ihren zu Sprichwörtern gewordenen Sentenzen ausgeübt.
3. Die (Tages-)Presse bemüht sich vor allem in ihren „höherstehenden“ Produkten um eine als „klassisch“ und somit „gut“ angesehene Sprachform – obwohl diese, wie gezeigt, nicht eindeutig definiert werden kann.
4. Keine Auswirkungen sind in der Sprache der Wissenschaft, Technik und vor allem der Alltagssprache zu sehen.

Merksatz

► **Die Sprache der „Klassik“ beeinflusste die Sprachnorm des 19. Jahrhunderts nicht so stark wie bisher angenommen. Ihr Einfluss war stilgeschichtlicher Natur, dem humanistischen Gymnasium und normativen Grammatikern diente sie als Vorbild.**

Abb 55



Titelseite der „Koeniglich privilegier-ten Berlinischen Zeitung“ vom 1. Oktober 1828

An die Zeitungsleser.

Heute kann die Zeitung nur gegen Vorleistung oder Zahlung des neuen Pränumerationspreises verabfolgt werden, und wird mit Ablauf des heutigen Tages die Pränumerationsliste für das angefangene Viertel Jahr geschlossen. Berlin, den 1sten Oktober 1828. Wossische Zeitungs-Expedition.

Berlin, den 1sten Oktober.

Ihre Durchl. die Prinzen Wilhelm und Alexander zu Solms-Braunsfels sind nach Dessau abgereist.

Mainz, den 26sten September.

In der Nacht zum 25sten d. sind Hr. Königl. Hof- der Kronprinz von Preußen, unter dem Namen eines Grafen von Solern, auf königlicher Reise von Berlin nach Tegel, in Begleitung mit erwähltesten Begleitern eingetroffen und haben gleich nach gewechselten Pferden die Reise weiter fortgesetzt.

Der Königl. Preuss. Staatsminister Freiherr von Humboldt kam auf seiner Reise vom Bod Ostein den 23sten mit Familie in Nürnberg an, und setzte am 25sten die Reise nach Berlin fort.

Man meldet aus Mainz: Bei den Wein-Producenten auf dem Lande, die meistens ihre Fässer auf Kredit zu kaufen genöthigt sind, und sie daher um so theurer bezahlen müssen, fing diesen Herbst der Mangel an Fässern bereits an große Besorgnisse zu erregen, als unsere Regierung ein Auskunftsmittel darin fand, an Ec. R. d. den Großherzog den Antrag zu stellen, den Wein-Producenten Gebührenscheine zum Ankauf von Fässern zu bewilligen, welche Bittre der eble Fürst sogleich genehmigte.

Aus d. Schweiz, den 24sten September.

Der Züricherische Hälfverein für die Griechen, welcher vor sieben Jahren zusammentrat, und bis zu der ausgedehnten Wirksamkeit des großen und glücklichen Genferischen Griechenschiffers, des Hrn. Eynard, der bedeutendste unter den Schweizerischen Griechenvereinen gewesen ist, hat unterm 31sten August, mittelst Ablegung seiner fünften Redenschrift nunmehr sein Werk für geschlossen erklärt. Er hat über die Gesamtschritte seiner Einnahmen von 69,898 Züricher Gulden (Louisd'or zu 10 Fl.)

aufs Zweckmäßigste in dem Interesse der Griechenanliegenheit verfügt. „In der Geschichte der Menschheit (so erklärt sich sein Schlußbericht u. a. aus) wird die Befreiung Griechenlands ein Zeitpunkt bleiben, der den größten Thaten des Alterthums an die Seite gesetzt zu werden verdient, ja an wahren Lichte sie stets noch übertrifft wird. Es steht uns nicht zu, den Antheil auszumitteln, welchen die Hilfvereine für die Griechen dabei haben, und um jedem Vorwurf darüber zu begnügen, wollen wir gerne den Entscheid der unbefangenen Mitwelt und der vorurtheilsfreien Zukunft überlassen. Daß die öffentliche Meinung sich zuerst durch die Hilfvereine für die Griechen und für die Befreiung Griechenlands thätig ausgesprochen hat, ist eine nie mehr zu löschende Thatfache, und der Sieg dieser öffentlichen Meinung genügt Jedem, der sich des Zeugniß geben kann, dabei das Seine gethan zu haben.“

Ein französischer Ingenieur, der sich lange Zeit mit trigonometrischen und Höhenmessungen im Jura beschäftigte, will gefunden haben, daß weder die Erde, noch der Aequator, noch der Mont tendre die höchsten Punkte dieser Gebirgskette seien, sondern ein Punkt im Pays de Gex, oberhalb Thoiry. Die Hirten nennen ihn die pres Marmiors. — Die fürstlichen Gewitter vom 13ten bis 17ten Sept. haben durch Blitz und Hagelschlag, so wie durch steigende Ueberschwemmungen an den Ufern der Arve in Savoyen und in den Absonderungen von Wallis große Verwüstungen angerichtet, ja die Kommunikation für einige Tage unterbrochen. Im Waadtlande hat Feld- und Weinbau sehr dadurch gelitten, und in manchen Gegenden, z. B. bei Orbe, ist Alles vom Hagel zertrümmert.

Die Frau Großfürstin Helena hatte sich über den Egel, Einsiedeln (wo sie sich etwa eine Stunde aufhielt) und Schwyz (wo sie das Nachquartier im Galtz zum Fürst

Politische Sprache

| 6.2.3

Eine genaue Abgrenzung von Sprachverwendung in und außerhalb der Politik ist nicht möglich. Im engeren Sinn kann man darunter jegliche Redetätigkeit in politischen Institutionen wie Parlamenten, Parteiversammlungen und politischen Clubs verstehen; aller-

dings sind die Grenzen zum (privaten) Gespräch einerseits und der öffentlichen Rede im Allgemeinen offen und durchlässig. Vor allem durch die Napoleonischen Kriege, aber auch durch die Volkserhebungen im 19. Jahrhundert, wurde eine reiche politische Redetätigkeit entfacht, die sich – geplant oder spontan – an das allgemeine Volk richtete. Bei all dieser Redetätigkeit spielt die Überzeugung und Überredung der Zuhörer, der Appell, konkrete Handlungen auszuführen, bis hin zur Manipulation eine bedeutende Rolle.

In Deutschland bestand Gelegenheit zur klassischen politischen Rede nur im Parlament der Frankfurter Paulskirche, später im Bundestag des Deutschen Bundes, im Norddeutschen Reichstag und im Reichstag des Kaiserreichs. Außer der Paulskirchenversammlung hatten diese „Volksvertretungen“ – ebenso wenig

wie der Reichsrat in Österreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – keine wirklichen staatstragenden Funktionen. Die dort gehaltenen Reden stammen aus dem Mund von Personen, die im Rahmen ihrer humanistischen Bildung auf dem Gymnasium rhetorisch gebildet waren (durch die Schulrhetorik) und die ihr Wissen um die klassische Rhetorik, insbesondere ihrer Stilfiguren, in ihren Reden auch umsetzten. Somit sind diese

Orte die einzigen, wo zumindest bis zum Ersten Weltkrieg die klassische politische Rede noch gepflegt wurde.

Nach den Napoleonischen Kriegen gab es keine genehmigten Reden im eigentlichen Sinn, da die Restauration keine öffentliche Meinung zuließ. Ausnahmen bilden das Wartburgfest 1817 und das illegale Hambacher Fest 1832. Die im 19. Jahrhundert stereotyp wiederholte Klage, eine echte politisch-öffentliche Rede sei wegen der herrschenden Monarchien gar nicht möglich, kann durchaus als berechtigt gelten. Die Revolution von 1848, die sich in erster Linie aus Zorn über die sozialen Missstände und die politische Ohnmacht des Bürgertums gegen den fürstlichen Absolutismus entlud (18. März 1848 Barrikadensturm in Berlin), führte zum ersten deutschen Parlament, der Frankfurter Nationalversammlung in der Paulskirche 1848–49, die am 18. Mai 1848 mit

Merksatz

► **Das Misstrauen, das die Bevölkerung allgemein der Rhetorik entgegenbrachte, führte wohl auch zum Begriff des „Professorenparlaments“ als Bezeichnung für das „Paulskirchen“-Parlament. Die Nähe zur Demagogie, die man der Rhetorik nachsagte, förderte nicht ihr Ansehen und erleichterte den Nationalsozialisten in der Folge die Beseitigung der jungen demokratischen Strukturen.**

insgesamt 586 Abgeordneten eröffnet wurde. Die Nationalversammlung scheiterte mit der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. im März 1849, ihre Fortführung im „Stuttgarter Rumpfparlament“ wurde gewaltsam aufgelöst; die von ihr vorbereitete Verfassung konnte nicht in die Realität umgesetzt werden. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die dort geführten Reden allesamt dem „hohen Stil“ zugeschrieben werden können. Typische Merkmale dafür sind: lange Sätze (durchschnittlich 18,75 Wörter), überwiegend Hypotaxen in Form komplexer Strukturen (Schachtelsätze), ein hoher Anteil an Fremdwörtern und rhetorischen Figuren (Vergleiche, Metaphern und sprachliche Bilder im Allgemeinen, Parallelismen, Kreuzformen, Beteuerungsformeln u.a.m.), Pathos und emotional-subjektive Argumentation, Archaismen sowie Vermeidung von Regionalismen und Dialektalismen (vgl. GRÜNERT 1974). Das, was bereits über die Sprachformen der Frankfurter Paulskirchenversammlung gesagt wurde, gilt in stärkerem Maß noch für die Reden des Reichstags im Kaiserreich: Die verwendete Sprache orientiert sich an der Schriftsprache, für deren Normierung und Kodifizierung nun gezielte Anstrengungen unternommen werden. Die Sätze sind in ihrem Sinn „wohlgeformt“, also etwa ohne Anakoluthe, Ellipsen, Auslassungen und Abkürzungen, und weisen kaum Merkmale der gesprochenen Sprache auf, höchstens in spontanen Aus- und Zurufen. Selbstverständlich sind auch die im Reichstag gehaltenen Reden Ausprägungen eines prototypischen „hohen Stils“. Ebenso haben sich im Lauf des 37-jährigen Bestehens dieses Parlaments gewisse für eine Institutionensprache typische Sprachhandlungsrituale und -routinen herausgebildet. Allerdings kommt gegenüber der „Paulskirche“ ein deutlich neues Element hinzu: Insbesondere die Redner der Sozialdemokratie, allen voran August Bebel (1840–1913), bringen einen umgangssprachlichen Ton in die Debatten, der sich vor allem in der Wortwahl und kürzeren Sätzen, aber auch in umgangssprachlichen Sentenzen bemerkbar macht. Die Angehörigen des Bildungsbürgertums pflegten über solche Stillagen naturgemäß die Nase zu rümpfen und den „Sprachverfall“ des Deutschen – diese Klage ist eine typische Zeiterscheinung des späten 19. Jahrhunderts – zu kritisieren, aber die Sprecherabsicht liegt deutlich auf der Hand: Wichtig war es Bebel und seiner Fraktion vor allem, ihre Reden in der sozialdemokratischen Presse massenwirksam

verwerten zu können. Otto von Bismarck (1815–1898) selbst war unzweifelhaft einer der bedeutendsten Redner seiner Zeit, allerdings sprach er niemals öffentlich, also außerhalb des Reichstags oder des preußischen Abgeordnetenhauses. Insgesamt zeigt sich eine sprachlich reichere Vielfalt und ein Bewusstsein für die Sprachpragmatik im Sinn der Sprecherabsicht, Wirkungseinschätzung und Öffentlichkeitsarbeit außerhalb der parlamentarischen Untersuchungen, die aber im Einzelnen noch genauerer Erforschung harren.

Die Folge dieser allgemeinen Tendenzen ist im öffentlichen Schrifttum deutlich bemerkbar. Die nationalen Forderungen vor 1848/49, die ausschließlich innerdeutschen Verhältnisse gegolten haben, werden nun zu nationalistisch-chauvinistischen Parolen (z.B. in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“) – gemischt mit verhohlenem oder offenem Antisemitismus –, die die Deutschen zum Erobern und Regieren der Welt auffordern („Am deutschen Wesen wird die Welt genesen“) und solcherart der Herrenmenschenmentalität der Nationalsozialisten den Boden bereiten. Das Deutschlandlied etwa, einst nur ein geeintes Deutschland propagierend, wird nun als Auftrag zur Bekriegung anderer Staaten und Völker uminterpretiert.

Sozialistische Ideen und Sozialismus gibt es auch vor dem 19. Jahrhundert. Der „moderne“ Sozialismus setzt allerdings die Industrialisierung voraus, denn er bezieht sich auf industrielle Produktionsmittel. So wie jeder „neue“ Fachbereich schafft auch der Sozialismus eine neue, spezifische Terminologie. Allerdings hat sich der Gebrauch vieler Wörter noch im 19. Jahrhundert und gar bis heute verändert: **Proletarier** ist von Marx ursprünglich nicht pejorativ gemeint, sondern bezeichnet jeden, der – im Gegensatz zu Kapitalisten und Großgrundbesitzern – von seiner Hände Arbeit leben muss. **Kommunismus** bekommt sein weit verbreitetes pejoratives Konnotat erst im späten 19. und im 20. Jahrhundert; ja im frühen 19. Jahrhundert werden Sozialismus und Kommunismus semantisch noch nicht getrennt. Mit neuen Überlegungen werden auch neue Bezeichnungen geprägt, z.B. **Mehrwert**.

Das von Konservativen (besonders jenen im Kaiserreich) gerne bemühte Klischee, die Sozialisten seien allesamt ungebildet und würden die deutsche Sprache verderben, stellt sich bei näherer Betrachtung als Vorurteil oder bewusste Propaganda heraus. Tatsache ist: Die sozialistischen Theoretiker waren zu großen Teilen am

Im Reichstag wurden neben der sozialen Frage besonders Fragen der Außenpolitik in zunehmendem Maß diskutiert. Hier steht politische Rede nun nicht mehr im Dienst des Kampfes gegen die etablierten Gewalten, sondern die herrschende Macht bedient sich der etablierten Öffentlichkeit zur Abstützung und Verstärkung der eigenen Politik. So wusste Bismarck geschickt einen Teil der Tagespresse an sich zu binden im Sinn einer inoffiziellen Zensur (vor allem die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ galt als heimliches Sprachrohr der Regierung) und seine skrupellose Ausnützung der Pressemacht mit der „Emser Depesche“ ist hinlänglich bekannt. GREGOR KALIVODA (1989) hat eindrucksvoll gezeigt, wie im Reichstag in der so genannten „Flottendebatte“ 1898 und 1900, die der massiven Aufrüstung der deutschen Flotte gewidmet war, von den Befürwortern semantisch eindeutig besetzte Wörter wie Weltmacht, Weltreich, Weltstellung, Weltgeltung etc. mit deutscher Politik, „deutschem“ Lebensraum, „deutscher“ Kultur, „deutschem“ Wesen etc. in Beziehung gesetzt und solcherweise emotionale Konnotationen hergestellt werden. Positive besetzte Begriffe wie Vitalität, Tüchtigkeit, Tatkraft im Zusammenhang mit scheinbar neutralen Wendungen wie nationale Gesichtspunkte, nationale Machtfragen, nationale Ziele schaffen neue Verbindungen, die man durch die zusätzliche Gegenüberstellung von bedeutend-unbedeutend, stark-schwach, Held-Feigling, groß-klein, mächtig-abhängig etc., von denen selbstverständlich die erstgenannten für das eigene Handeln beansprucht werden, verstärkt. Es wird, wie schon in der Kriegspropaganda von 1870/71, an die Opferbereitschaft und den nationalen Sinn der Nation appelliert. Die Opposition ihrerseits versucht, die Regierungsvorhaben und die „kriegerische Semantik“ durch die Herausstreichung von Größenwahn, Verschwendungssucht und Kriegshetze zu unterminieren.

Merksatz

- **Die Arbeiterbewegung berücksichtigte auch den Leitsatz „Wissen ist Macht“ und rief ihre Mitglieder mit ihren Arbeiterbildungsvereinen, Leihbibliotheken, Vortragsreihen und anderen Einrichtungen unermüdlich dazu auf, sich in ihrer spärlichen Freizeit weiterzubilden.**

humanistischen Gymnasium und den Universitäten klassisch geschult. Karl Marx (1818–1883) selbst war ein philosophischer Junghegelianer. Seine bewusst einfach gehaltene, aber rhetorisch durchgebildete Sprache zeigt sich etwa auch im berühmten „Kommunisten Manifest“ von 1848.

Zusammenfassung

- In der Neuzeit werden viele der kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungen wirksam, die bereits in frühneuhochdeutscher Zeit (etwa durch Buchdruck und Reformation) zu Grunde gelegt worden sind. Vor allem die gewandelten Kommunikationsbedingungen lassen der Adels- und Bürgerschicht des 17. Jahrhunderts bewusst werden, dass das Deutsche im Vergleich zu anderen europäischen Sprachen über keine einheitliche Schriftsprache verfügt. Die Gründungen von (heute so genannten) Sprachgesellschaften sollen diesem Missstand abhelfen und eine „nationale“ deutsche Literatur und Sprache schaffen, wobei sich ihre zahlreichen Mitglieder oft in Detailproblemen verlieren. Gleichzeitig werden etwa von SCHOTTEL, BÖDIKER, STIELER u.a. grundlegende Grammatiken und Wörterbücher geschaffen, die nicht unseren heutigen Ansprüchen genügen, die aber den Weg zu einer weiteren Vereinheitlichung und Normierung der Schriftsprache ebnen.

Vor allem über das Wesen dieser Schriftsprache wird viel diskutiert. Tonangebend sind die in Leipzig wirkenden Grammatiker JOHANN CHRISTOPH GOTTSCHED und JOHANN CHRISTOPH ADELUNG, die die Norm nicht in einer tatsächlich gesprochenen Sprache oder einem Dialekt sehen, sondern in der schriftlichen Sprache der Oberschicht, zu der sie – erstmals in der deutschen Sprachgeschichte – auch die „vornehmsten“ Schriftsteller zählen. So wird die ostmitteldeutsche Varietät, damals verkürzend als „Meißnisches Deutsch“ (nach der Stadt Meißen, der alten Hauptstadt Obersachsens) bezeichnet, zum alles überragenden Vorbild, dem sich auch der hochdeutsche Süden anschließt. Nur die Niederlande gehen aufgrund der politischen Ereignisse einen eigenen sprachlichen Weg.

Übungen

- Worin liegt die sprachhistorische Bedeutung GOTTSCHEDS?
- Nennen Sie die wichtigsten Wörterbücher des 18. und 19. Jahrhunderts.
- Vergleichen Sie das Vaterunser in der Übersetzung LUTHERS (S. 159) mit der poetischen Version von GLEIM (S. 194). Welche Abweichungen in Lautstand, Lexik und Syntax können Sie feststellen?
- Wie kann sich das Sprachverhalten einzelner Schriftsteller auf die Bildung einer Norm auswirken?
- Wie viele und welche Schriftsprachen gibt es im deutschsprachigen Raum in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts?

1

2

3

4

5

Literatur

ARNDT, ERWIN/BRANDT, GISELA (1983): Luther und die deutsche Sprache. Wie redet der Deutsche man inn solchem fall? Leipzig.

BEUTEL, ALBRECHT (2010): Luther Handbuch. 2. Aufl. Tübingen

EBERT, ROBERT PETER/REICHMANN, OSKAR/SOLMS, HANS-JOACHIM/WEGERA, KLAUS-PETER (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen.

HARTWEG, FRÉDÉRIC/WEGERA, KLAUS-PETER (2005): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2. Aufl. Tübingen: Max Niemeyer.

PENZL, HERBERT (1984): Frühneuhochdeutsch. Bern, Frankfurt am Main, New York.

WEGERA, KLAUS-PETER (1986) (Hg.): Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Eine Dokumentation von Forschungsthese. Tübingen.

Von etwa 1875 bis heute

| 7

Inhalt

- 7.1 Sprachliche Vereinheitlichungsbestrebungen
 - Zur Sprachsituation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts
 - Neue Voraussetzungen
 - Umgangssprachen
 - Technisch-medizinischer Wortschatz
 - Der Purismus des 19. Jahrhunderts
 - Auf dem Weg zur Norm
 - Die Sprache des Faschismus
- 7.2 Die deutsche Sprache nach 1945
 - „DDR-Deutsch“
 - Ausblick

7.1 | Sprachliche Vereinheitlichungsbestrebungen

7.1.1 | Zur Sprachsituation in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Durch das Wirken WILHELM VON HUMBOLDTS (1767–1835) wurde das humanistische Gymnasium geschaffen. HUMBOLDT konzipierte im Rahmen des Neuhumanismus als Leiter des Kultur- und Unterrichtswesens im preußischen Innenministerium praktisch das gesamte Bildungswesen: 1809 wurde er zum Geheimen Staatsrat und Direktor der Sektion des Kultus und Unterrichts im preußischen Staat ernannt – der Sache nach zum ersten Kultusminister Preußens, ein Amt, das er zwar nur 16 Monate innehatte, in dem er aber die Weichen für die weitere Entwicklung des gesamten 19. Jahrhunderts stellte, vor allem für die Berliner Universität und das humanistische Gymnasium. Auch die Grundschulen erfuhren eine bedeutende Besserstellung mit nun hauptamtlichen und ausgebildeten Lehrkräften; um 1816 wurden davon fast 60 % der deutschsprachigen Schulpflichtigen erfasst. Bis tief in das 20. Jahrhundert hinein ist das humanistische Gymnasium der konservierende (und konservative) Hort der bürgerlichen Bildungsideale geblieben, in deren Mittelpunkt die Heranführung zur Humanität, das heißt der größtmöglichen menschlichen Vervollkommenung stehen sollte. Ganz nach dem Vorbild der Klassiker und der von ihnen verehrten Antike (oder dem, was man darunter verstand) sollte der junge Mensch (wohlgemerkt: der junge männliche Mensch) zur Beherrschung der eigenen Leidenschaften, zur Hilfsbereitschaft gegenüber den Mitmenschen, also zur Bildung eines „edlen Charakters“ angeleitet werden. Dies glaubte man über das Studium der alten Kulturen, ihrer Menschen und ihrer Sprachen (d.h. Latein und Altgriechisch) zu erreichen.

Erklärung

- **Viele Sprachgeschichtsdarstellungen lassen das Neuhochdeutsche bis zur Gegenwart reichen oder ab 1945–50 eine neue Epoche beginnen (s. S. 19). Im Gegensatz dazu setze ich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, als die Entstehung einer amtlichen Norm immer konkretere Züge annimmt, eine Grenze in der Epochen-einteilung an. Außerdem entstehen mit der Schaffung eines deutschen Nationalstaats, des Deutschen Reichs 1871, neue Kräfte der Bewusstseinsbildung und der Einigung auch auf sprachlichem Gebiet.**

Erste Bestrebungen zur Verwirklichung des Ideals vom „edlen (jungen) Menschen“ gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren getragen von der Überzeugung, dass die Lektüre deutscher Übersetzungen lateinischer und griechischer Klassik für die Beherrschung der Muttersprache nicht ausreichend wären, sondern dass dafür die „besten Werke der Nationalschriftsteller“ ausführlich herangezogen und gelesen werden müssten. 1808 wurde in Bayern erstmals ein Lektürekanon ausgegeben, der den Literaturlehrstoff systematisch von KLOPSTOCK bis GOETHE aufgliederte. Infolge methodischer Mängel und sich daraus ergebender Misserfolge gab man dieses Programm 1824 wieder auf. In Preußen wurde 1812 eine Abiturinstruktion erlassen, die neben gutem schriftlichen Ausdruck und mündlichem Vortrag auch die Kenntnis der Hauptepochen in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur mit den „vorzüglichen Schriftstellern der Nation“ verlangte. So wurde die Bekanntschaft mit den Klassikern amtlich für die Schule vorgeschrieben.

Eine Reihe von Schulmännern des 19. Jahrhunderts unternahm den Versuch, die deutsche Gegenwartssprache ihren Schülern bei- und nahezubringen: Der Nassauer JOSEF KEHREIN, der in Wien wirkende Nordhesse THEODOR VERNALEKEN, später OSKAR ERDMANN, HERMANN WUNDERLICH, der ebenfalls zeitweise als Schulmann wirkende spätere Universitätsprofessor WILHELM WILMANNS sowie der Straßburger Gymnasialprofessor JOHN RIES.

Einen ersten Höhepunkt stellt RUDOLF HILDEBRANDS Buch „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ (1867) dar, das bis 1930 19 Auflagen erfuhr. Es verfolgt die Richtung des muttersprachlichen Deutschunterrichts für die Jugend. Höchst erfolgreich war zuvor „Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien“ des Merseburger Schulmannes ROBERT HEINRICH HIECKE, dem es ein ehrliches Anliegen ist, den Unterricht zum größtmöglichen Nutzen für die Schüler zu gestalten. Im Vordergrund steht dabei die humanistische Menschenbildung. Als probates Vehikel dafür erscheinen ihm die Vermittlung der antik-klassischen Autoren, aus deren Sprache auch für den Gebrauch der Muttersprache Nutzen gezogen werden könne, sowie vor allem die Klassiker GOETHE und SCHILLER, aber

Merksatz

► Im 19. Jahrhundert etablierte sich das Streben nach humanistischer Menschenbildung, was mit einer Kanonisierung der „besten Werke der Nationalschriftsteller“ einherging.

Da HIECKE seine Anforderungen nicht nur in der Theorie formuliert, sondern auch mit methodisch-didaktischen Hinweisen (bis hin zu aufgearbeiteten Beispielen für den Unterricht) verbindet, erreichen sein Buch und die gesamte pädagogisch-didaktische Richtung höchsten Einfluss in der Unterrichtspraxis. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird dieser Aspekt der muttersprachlichen

JACOB GRIMM hält eine Vorlesung (am 28. Mai 1830 in Göttingen),
gezeichnet von LUDWIG E. GRIMM



Ausbildung in den staatlichen Schulverordnungen in Österreich (1849), Bayern (1854) und bald darauf auch in Preußen und nahezu allen Gebieten des Deutschen Bundes eingeführt.

Grundlegend erscheint, dass zunächst zu trennen ist zwischen der (mündlichen) Umgangssprache und der Schriftsprache des 19. Jahrhunderts. Wir können dies durchaus auf unsere unmittelbare Gegenwart übertragen: Wohl niemand, der einen Roman von THOMAS MANN liest, wird dessen Sprache in der alltäglichen Unterhaltung imitieren.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsteht in den Gymnasien die „Schulgrammatik“. Einen wichtigen Beitrag leisteten u.a. KARL FERDINAND BECKER (1775–1849) und FRIEDRICH BAUER (1812–1874), auf die unsere Satzgliedlehre zurückgeht. Eine weitere Textsorte sind die Stilfibeln für ein Laienpublikum, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermehrt erscheinen und die sich – im Gegensatz zu den zuvor beschriebenen Werken – nicht als muttersprachliche Unterrichtsmittel für Gymnasiasten verstehen, sondern sich an die gebildete Öffentlichkeit, d.h. das (Bildungs-)Bürgertum, wenden. Im Gegensatz zur Schule wird an den Universitäten die Historische Grammatik gepflegt, beginnend bei den Grundlagenwerken von FRANZ BOPP und JACOB GRIMM bis hin zur großen Deutschen Grammatik von WILHELM WILMANNS (1842–1911), die zu ihrer Zeit tonangebend war. Höchst einflussreich waren die „Grundzüge der deutschen Syntax“ von OSKAR ERDMANN (1846–1895) aus dem Jahr 1886, obwohl sie ein Torso geblieben sind. Der Verfasser will eine Übersicht über die Möglichkeiten der syntaktischen Gestaltung geben, die allerdings nicht auf Beobachtungen der gesprochenen Sprache oder der Umgangs-/Alltagssprache beruhen, sondern aus den schriftlichen Werken verschiedener Epochen extrapoliert und als präskriptive Grammatikregeln zusammengefasst werden. ERDMANN schlägt den Bogen dabei vom Gotischen über das Mittelhochdeutsche bis hin zu LESSING, den Klassikern und sogar den Romantikern (z.B. CLEMENS BRENTANO), die noch von ROBERT HEINRICH HIECKE (1805–1861) ein halbes Jahrhundert zuvor vehement abgelehnt wurden, fast bis in die unmittelbare Gegenwart (FRIEDRICH RÜCKERT, 1788–1866).

Merksatz

- **Einen wichtigen Schritt für die Durchsetzung einer Normgrammatik setzte ROBERT HEINRICH HIECKE mit seinem einflussreichen Deutschlehrbuch.**

ERDMANN ist für ganze Generationen ähnlicher Sprachnormierer stil- und meinungsbildend geworden. Bereits sehr früh beruft sich HERMANN WUNDERLICH auf ihn; seine Bücher „Der deutsche Satzbau“ von 1892 und „Unsere Umgangssprache in der Eigenart Ihrer Satzfügung“ von 1894 sind ihrerseits höchst einflussreich geworden. Als besonders markantes Beispiel für den Umgang mit der Norm kann LUDWIG SÜTTERLINS „Die Deutsche Sprache der Gegenwart“ gelten. Erschienen zum ersten Mal im Jahr 1900, stellte es für seine Zeit selbst einen „Klassiker“ dar, der für die Zeitgenossen zum Maßstab wurde. Im Vorwort schreibt der Autor: „Im Vordergrund der Erörterung sollte die heutige Sprache stehen. Doch habe ich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgegriffen und vor allem unsere großen Schriftsteller vom Ausgang des 18. Jahrhunderts berücksichtigt, nicht nur weil sie geschichtlich sehr viel bedeuten, sondern auch weil ihre Sprache alle Arten der sprachlichen Darstellung noch heute mächtig beeinflusst.“

Der Beginn des 20. Jahrhunderts bringt eine Reihe von gesellschaftlichen und sozialen Änderungen mit sich (den Ersten Weltkrieg, das Ende des gründerzeitlichen Bildungsbürgertums, eine Umstrukturierung des öffentlichen Schulsystems etc.), die sich auch auf die Sprache auswirken. Es erscheint daher sinnvoll, hier eine Grenze zu ziehen, auch wenn als absolutes Ende dieser Einflüsse die Machtergreifung der Nationalsozialisten und der Zweite Weltkrieg zu sehen sind.

7.1.2 | Neue Voraussetzungen

Das späte 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts unterscheiden sich in verschiedener Hinsicht entscheidend von den vorangehenden Epochen der deutschen Sprachgeschichte:

1. Zum einen entsteht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine akademische Sprachwissenschaft an den Universitäten, die stringente Methoden und „Schulen“ aufbaut. Linguistik wird zu einer ernsthaften Disziplin und sie entwickelt wie andere Wissenschaften in dieser Zeit vor allem zwei Kriterien: Sie soll objektiv und deskriptiv sein. Objektiv bedeutet, dass die Ergebnisse nachvollziehbar sein müssen und bewiesen werden sollen. Subjektive und singuläre Behauptungen (etwa die angebliche „Reinheit“ bestimmter Sprachlandschaften) werden als nicht wissen-

Die erste wissenschaftliche Einrichtung zur systematischen Sammlung von Tonproben ist das heutige „Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften“, gegründet 1899.

schaftlich betrachtet. Deskriptiv bedeutet, dass die Wissenschaft sprachliche Fakten und Phänomene nur beschreiben und keine sprachlichen Vorschriften machen soll, wie sie etwa PHILIPP VON ZESEN mit seinen Wortschöpfungen vorlegte. Natürlich sind beide Bereiche nicht immer sauber zu trennen, denn die moderne Duden-Grammatik und andere Grammatiken etwa beruhen auf Beobachtung, werden aber selbst wieder zu präskriptiven Instrumenten. Wissenschaftliche Aussagen mussten ab jetzt objektiv und beweisbar sein.

2. Zum ersten Mal in der Geschichte der deutschen Sprache wird auch die gesprochene Sprache konservierbar. Es entstehen technische Geräte, mit denen mündliche Sprache aufgezeichnet werden kann. Zwar sind diese am Anfang – gemessen am heutigen Standard – noch sehr primitiv, wie Wachswalzen, Schellackplatten usw., aber die Linguistik hat den technischen Fortschritt immer zu nutzen gewusst. Damit werden aber auch die Aussagen über gesprochene Sprache nachvollziehbar und beweisbar.

Die entstehende Sprachwissenschaft als universitäre Disziplin hatte beispielsweise zur Folge, dass man sich mit der gesprochenen Sprache in Deutschland, d.h. mit den Dialekten, näher befasste (s. S. 16ff.). In jener Zeit betrieb man Sprachwissenschaft jedoch ausschließlich historisch-diachron. Was fehlte, war eine synchrone Darstellung der Mundarten, eine Dialektgeographie. Diesem Zweck sollte die Erstellung von Sprachatlanten dienen, also die kartographische Erfassung der lebenden Mundarten, was mit dem Deutschen Sprachatlas verwirklicht wurde. Als man sich also im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts intensiv und positivistisch mit den Deutschen Dialekten zu beschäftigen begann, entdeckte man etwas für die Wissenschaft Neues: die Umgangssprachen.

Den Menschen, d.h. nicht nur den Linguistinnen und Linguisten, wurde immer mehr bewusst, dass es außer „Hochsprache“ und Dialekt noch andere Sprachformen gibt. THEODOR FONTANE etwa oder GERHART HAUPTMANN bildeten sie in der Literatur nach. Die akademische Sprachwissenschaft ignorierte die Umgangssprachen zunächst

Merksatz

► **Einflussreich war die Entstehung der akademischen Sprachwissenschaft mit ihrer Forderung nach Objektivität und Deskription.**

Merksatz

► **Mit dem Aufkommen von Aufnahmegeräten wird erstmals die gesprochene Sprache konservierbar.**

aber noch, allenfalls nahm man noch von der Sprache in den Städten Notiz, die man aber als „verderbt“, als „Jargon“ oder „Sprache des Proletariats“ auffasste. So bezeichnete der angesehene Sprachwissenschaftler ADOLF SOCIN noch im Jahr 1888 die Sprachformen in den großen Städten als „Verhunzung“. Man war offenbar noch zu sehr mit dem Ringen um die Norm beschäftigt, um den Umgangssprachen ungezwungen entgegentreten zu können. Die Sprachfißeln tadeln umgangssprachliche Elemente immer, wenn sie in der Schrift auftauchen.

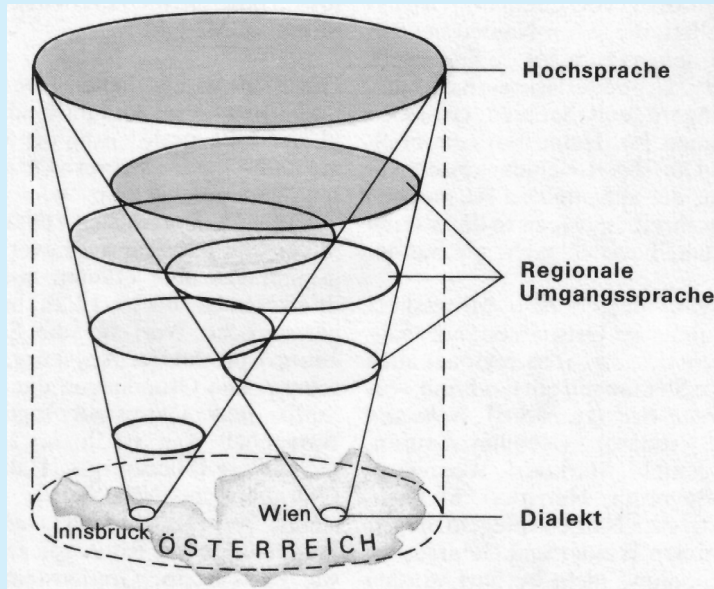
Erklärung

- **Umgangssprachen kann man als die gesprochene Annäherung an die Standard- oder Literatursprache verstehen. Deshalb bleiben sie mit dem Standard verknüpft und müssen, solange man noch nicht über einen allgemein anerkannten Standard verfügt, notwendigerweise vage bleiben.**

Am markantesten sind auch hier die Wortformen. Bereits GOTTSCHEDE und ADELUNG hatten sich in Bezug auf umgangssprachliche Formen sehr vage ausgedrückt. Das Deutsche kennt sehr viele regionale Umgangssprachen, die meist mit bedeutenden Zentren wie Berlin, Leipzig, Hamburg oder Wien in Verbindung gebracht werden.

Es ist nicht ganz einfach, die Unterschiede zwischen den einzelnen Umgangssprachen zu fassen, weil die Grenzen zwischen Standard-, Umgangssprache und gehobenem Dialekt nicht eindeutig definiert werden können. Es ist außerdem schwierig nachzuweisen, inwieweit die großen Städte sprachlich auf ihr Umland eingewirkt haben. Selbst bei großen Städten wie Berlin und Wien ist dies nicht im Einzelnen demonstriert und auch nicht demonstrierbar. Entscheidend ist, dass die gesprochene Umgangssprache aufgrund des Prestiges der im späten 19. Jahrhundert an Bedeutung gewinnenden Städte und ihres Bildungsbürgertums immer einflussreicher wird und solcherart immer mehr in die Schrift eindringt.

Selbstverständlich ist auch der Einfluss von Nachbar- sowie Fach- und Gruppensprachen, die je nach Stadt spezifisch sein können, zu berücksichtigen. In Wien etwa bemerkte man besonders den Einfluss des Tschechischen, da gegen Ende des 19. Jahrhunderts sehr viele Böhmen und Mährer (etwa als Ziegelbrenner, Schausteller, Kutscher, Dienstmädchen etc.) hierher kamen.

**Abb 57**

Sprachschichten am Beispiel Österreichs (zum Terminus „Umgangssprache“ s. S. 13).

Technisch-medizinischer Wortschatz

7.1.3

Die großartigen technischen Errungenschaften der Naturwissenschaften durchdrangen im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend das Alltagsleben. Ihre Vorteile wurden im täglichen Leben immer stärker spürbar. Eine willkürliche Auswahl aus den Erfindungen führt vor Augen, wie sehr sie das alltägliche Leben änderten:

- die Dampfmaschine und ihr Einsatz in der Industrie
- die Eisenbahn (1814 in England, ab 1835–40 auf dem europäischen Kontinent)
- Gasbeleuchtung
- Elektrizität mit allen Folgeentwicklungen (Telegraph, Telefon, Beleuchtung etc.)
- Fotografie und Film
- Automobil, Flugzeug
- Medizin: Entdeckung der Anästhesie, der Desinfektion (IGNAZ SEMMELWEIS), neuer Operationstechniken (THEODOR BILLROTH u.a.).

Ein Beispiel: Die Berliner Umgangssprache

Am Beispiel Berlins wurde gezeigt, welche Änderungen und Elemente in die Umgangssprache eindringen:

1. Phonologie: Assimilation oder Schwund von Endkonsonanten, besonders von Dentalen: und, nicht, ist, sind > un, nich, is, sin, langes e: auch für sprachhistorisch nicht entsprechende Phoneme, z.B. meene ‚meine‘
2. Morphologie: andere Endungen bzw. Verteilungen der Plural-kennzeichen: Dinger, Stöcker, Steener ‚Steine‘, Fräuleins, Gärtner, Fenstern, Messern
3. Syntax: Verwechslung von Dativ und Akkusativ-Formen; typische Wendungen von Modalverben: det konnste dir jedacht haben statt „das hättest du dir denken können“
4. Partikeln: man in der Verwendung von ‚nur‘: binde man alles gut zusammen
5. Wortschatz: Kladderadatsch ‚Zusammenstoß‘, knorke ‚einmalig, wunderbar, herausragend‘, auch in Komposita wie vollknorke, edelknorke; manoli ‚verdreht‘ u.v.a.m. (vgl. SCHILDT/SCHMIDT 1986).

Im Wortschatz sind Spuren dieser Errungenschaften zu finden. Man kann dies durchaus mit dem heutigen Siegeszug des Smartphones vergleichen, der innerhalb weniger Jahre fast alle Lebensbereiche durchdrungen hat und sich auch auf den Wortschatz auswirkt.

Es versteht sich von selbst, dass diese Wörter mit den sie bezeichnenden Sachen in den Wortschatz gelangen und z.T. bewusste Kunstschöpfungen sind, wie Lokomotive oder Gas, dieses ursprünglich eine Schöpfung des holländischen Arztes und Chemikers FRANCISCUS MERCURIUS VAN HELMONT im 17. Jahrhundert, wegen dessen Ähnlichkeit mit der niederländischen Aussprache von chaos.

In diesem Zusammenhang muss berücksichtigt werden, dass sich durch die zunehmende Spezialisierung im Arbeitsbereich und die Herausbildung neuer Berufe und Berufsgruppen auch neue Fach- und Gruppensprachen entwickelten oder bereits bestehende (z.B. die Buchdruckersprache) entscheidende Änderungen erfuhren. Diese wirkten dann in die Alltags- und Umgangssprache hinein.



Abb 58

Fabrik in der
zweiten Hälfte des
19. Jahrhunderts

Erklärung

► Beispiele für technisch-medizinische Wortschatzveränderungen

Industrie: industriell, Industrie, -arbeiter und alle Komposita, Fabrik, Techniker, Dampf-, Wasch-, Näh-, (Schreib-)Maschine, Automat

Eisenbahnwesen: Eisenbahn (aus dem Bergbau), Lokomotive, Tunnel, Wagon, Zug, Extra- in allen Komposita, Heizer, Schaffner, Weiche, Gleis, Perron/Bahnsteig, Bahnhof, Billet, Dampf machen/ablassen, in Fahrt kommen

Auto: Auto(mobil), Benzin, Kraftfahrzeug, (Omni-)Bus, Tankstelle, -wart, Garage, parken, einen Gang zulegen, Sand im Getriebe haben

Flugwesen: Flughafen, -zeug, Propeller, Düsenflugzeug, Rakete, Zeppe-
lin, Hubschrauber

Elektrizität: Elektrizität, Strom, Glöhbirne, Ohm, Watt, Volt, Relais, Röhre

Nachrichtenwesen: Brief, -kasten, Kuvert/Umschlag, Telegraf, Fern-
schreiber, Telefon, Radar, Funk und alle Komposita

Medizin: Bakterium, Virus, Vitamin, Hygiene, kneipen, Stoffwechsel, Depression, Labor, Rohkost, div. Krankheitsnamen

7.1.4 | Der Purismus des 19. Jahrhunderts

Fast parallel zu dieser Entwicklung entstand eine Richtung, die sich vehement gegen den (übermäßigen) Gebrauch von Fremdwörtern wandte und die heute als **Purismus** bezeichnet wird. Dieser ist geprägt von einer starken Politisierung und einem Nationalgefühl, das sich zum Nationalismus steigert.

Erklärung

- **Der Purismus des 19. und 20. Jahrhunderts hat mit den Zielen der barocken Sprachgesellschaft die Abneigung gegen Fremdwörter und die Bevorzugung einer nicht näher definierbaren „reinen“ deutschen Nationalsprache gemein. Als Bewegung erfasst er jedoch weite Bevölkerungskreise, während die barocken Bemühungen auf eine dünne Oberschicht beschränkt bleiben.**

Die Bewegung begann zwar nicht zu Anfang des 19. Jahrhunderts, ab diesem Zeitpunkt erfuhr sie aber größere Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. Der bereits erwähnte JOACHIM HEINRICH CAMPE vertrat in seinen Arbeiten eher eine pädagogisch-aufklärerische Richtung, er setzte sich aber vehement und viel intensiver als seine Vorgänger auf dem Gebiet der Lexikographie für eine Beseitigung der Fremdwörter ein und war bestrebt, die Unterschiede zwischen Ober- und Unterschicht nicht zu vernachlässigen. Als markantester Vertreter der politisch-nationalistischen Richtung gilt „Turnvater“ FRIEDRICH LUDWIG JAHN (1778–1852), der seinen Kampf gegen die Fremdwörter mit dem Kampf gegen die Franzosen, der damals ganz Deutschland beherrschte, verband. Der Gedankengang der Fremdwortpuristen sah in der eigenen Sprache das Höchste, in allem Fremden das zu Bekämpfende. Außerdem wurde wiederum die Sprache „verlebendigt“ und die Aufnahme von Fremdwörtern mit Charakterschwäche der Sprachverwender gleichgesetzt.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 nahm der Purismus einen neuen Aufschwung, der 1885 mit der Gründung des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins** (ADS) durch den Braunschweiger Kunsthistoriker HERMANN RIEGEL noch verstärkt wurde. RIEGEL selbst war in seiner Fremdwortablehnung eher gemäßigt, er versuchte nur, jene Fremdwörter auszumerzen, die gut durch deutsche Elemente ausgedrückt werden können. (Wobei dies

Die vier Tricks der „Fremdworthasser“

1. Der Symbolcharakter sprachlicher Zeichen wird außer Acht gelassen bzw. war zu jener Zeit noch nicht bewusst. Nach dem SAUSSURE'schen Zeichenmodell ist die Beziehung zwischen Bezeichnetem (etwa der Vorstellung ‚Baum‘) und Bezeichnendem (dem Wort Baum) arbiträr. Es macht daher für die Funktionalität von Sprache keinen Unterschied, ob man für eine Briefhülle Umschlag oder Kuvert oder eine andere Bezeichnung verwendet.
2. Das Bezeichnende, das Wort, wird mit negativen Konnotaten (emotionalen Nebenbedeutungen) verbunden. ERNST MORITZ ARNDT (1769–1860) und JAHN etwa versahen alles Französische mit den pejorativen Konnotaten ‚schlecht, verdorben, charakterschwach‘, ‚falsch‘ etc.
3. Diese „sprachlichen“ Bewertungen werden nun auf die Sprachverwender selbst bezogen: Demnach wären alle Franzosen schlecht, verdorben, charakterschwach, falsch etc., und darüber hinaus würden sich alle Deutschsprechenden, die diese „fremden“ Wörter verwenden, prostituieren und ebenfalls diese negativen Eigenschaften annehmen.
4. Wenn die Sprecher des Deutschen die den Deutschen zugeschriebenen positiven Charakterzüge (z.B. Aufrichtigkeit) bewahren wollen, müssen sie alles Französische vermeiden.

natürlich ein subjektives Kriterium ist, denn was versteht man unter „gut“ in diesem Zusammenhang?) Purismus war aber nur ein Ziel des ADS neben anderen, er machte sich auch die Sprachpflege und die Stärkung des Nationalbewusstseins zur Aufgabe. Wieder wird so – wie schon bei den Sprachgesellschaften – in Erinnerung gerufen, wie eng inner- und außersprachliche Mittel miteinander verschränkt sind. In seinen Publikationen bemühte sich der ADS um eine schlichte, verständliche Sprache, die von möglichst allen rezipiert werden sollte. Neben einer Zeitschrift gab der Verein einige heute als seltsam

Merksatz

- **Nach der Gründung des Deutschen Reichs verstärkte sich der Sprachpurismus, besonders die Sprachvereine starteten eine regelrechte „Fremdwortjagd“.**

erscheinende Monographien und andere Publikationen heraus, etwa eine Speisekarte mit durchgehend deutschen Bezeichnungen, die an Kellner in den Restaurants weitergegeben werden sollte. In Deutschland hatte der ADS großen Erfolg, zu seinen besten Zeiten zählte er über 37 000 Mitglieder. In Österreich war er allerdings weit weniger erfolgreich und in der Schweiz gab es überhaupt keine Zweigstelle, nur Einzelmitglieder. Dort wurde 1904 ein eigener „Deutschschweizerischer Sprachverein“ gegründet, allerdings nach dem Vorbild französischer Gesellschaften. Die heutige „Gesellschaft für deutsche Sprache“ (Wiesbaden) gilt als offizielle Nachfolgevereinigung des ADS.

In der Folge setzte eine regelrechte „Fremdwortjagd“ ein. Erneut wurden Vorschläge für die Eindeutschung von Fremdwörtern gemacht, von denen sich allerdings die meisten im allgemeinen Sprachgebrauch nicht durchsetzen konnten, etwa Rauchrolle für Zigarre (1889) oder das Aut für Auto mit „praktischen“ Ableitungen wie auteln ‚Auto fahren‘ oder Autler ‚Chauffeur‘.

Berühmt ist das Beispiel des kaiserlichen Generalpostmeisters HEINRICH VON STEPHAN (1831–1897), der 765 Fremdwörter in der Postfachsprache durch deutsche ersetzte. Für seine Leistung wurde er zum Ehrenmitglied des ADS kurz nach dessen Gründung ernannt.

Abb 59

HEINRICH VON STEPHAN



Etliche seiner Wörter haben sich bis heute erhalten, etwa Fahr-schein statt Billet, Dienstalter statt Anciennität, Postkarte statt Cor-respondenzkarte, eingeschrieben statt recommandiert. Auf seine Empfehlungen hin soll auch der Gebrauch des Wortes zwo für zwei zur besseren Verständlichkeit und Unterscheidbarkeit zur drei am Telefon zurückgehen.

Von OTTO SARRAZIN (Vorsitzender des ADS 1900–1921) stammen viele Ausdrücke aus dem Amts- und Eisenbahnwesen wie Bahnsteig für Perron, Fahrgast für Passagier und Fahrrad für Velo(ciped). Im Ersten Weltkrieg arteten diese Bestrebungen in offenen Chauvinismus aus. Nach einer Neuorientierung des ADS 1923 (seit 1925 gab er die Zeitschrift „Muttersprache“ heraus) wurden mit dem aufkommenden Nationalismus erneut die „völkischen“ Tendenzen verstärkt, aber wider Erwarten interessierte sich HITLER nicht für die Aktivitäten des Vereins, ja stand der Richtung sogar ablehnend gegenüber (s. auch S. 231) und es kam zum Verbot des Vereins.

Auf dem Weg zur Norm

| 7.1.5

Vorrangiges Ziel des 19. Jahrhunderts war die Schaffung einer einheitlichen Norm in Schrift und Aussprache. Diese war in Schule, öffentlichem Verkehr, Buchdruck und vielen anderen Bereichen immer notwendiger geworden und seit der Reichsgründung wurde die Norm zu einem nationalen Anliegen. Die bestehenden Variationsmöglichkeiten erschienen als Ärgernis: So kommen im Roman „Die Geschwister“ von GUSTAV FREYTAG (Leipzig 1878) die Formen: Schooß/Schoße, Tod/Tot, tot-/todschiagen, studiren/stolzieren nebeneinander vor. Einige Wörter konnten auf fünf oder sechs verschiedene Arten geschrieben werden: Ernte, Ernde, Ärnte, Ärnde, Ärndte.

Das Ausmaß der Verwirrung wird ersichtlich, wenn man einen preußischen Erlass aus dem Jahr 1862 betrachtet, der vorschreibt, dass zumindest die Schreibung in jeder einzelnen Schule einheitlich gelehrt und gehandhabt werden sollte. Erst nach der Reichsgründung 1871 hatten offizielle Vereinigungsbestrebungen wie Konferenzen mehr Aussicht auf Erfolg. Etwa zu dieser Zeit hatte der Schuldirektor KONRAD DUDEN (1829–1911) eine sehr erfolgreiche Broschüre mit Rechtschreibregeln für sein Gymnasium in Schleiz herausgebracht. DUDENS Kommentar zur Lage lautete: „Nicht zwei Lehrer derselben Schule und nicht zwei Korrektoren derselben Offizin waren in allen Stücken über die Rechtschreibung einig, und eine Autorität, die man hätte anrufen können, gab es nicht.“ Als Experte wurde er zur ersten großen Rechtschreibkonferenz 1876 nach Berlin eingeladen, auf der Vertreter aus allen deutschsprachigen Ländern anwesend waren. Es waren drei Hauptgruppierungen zu beobachten:

Merksatz

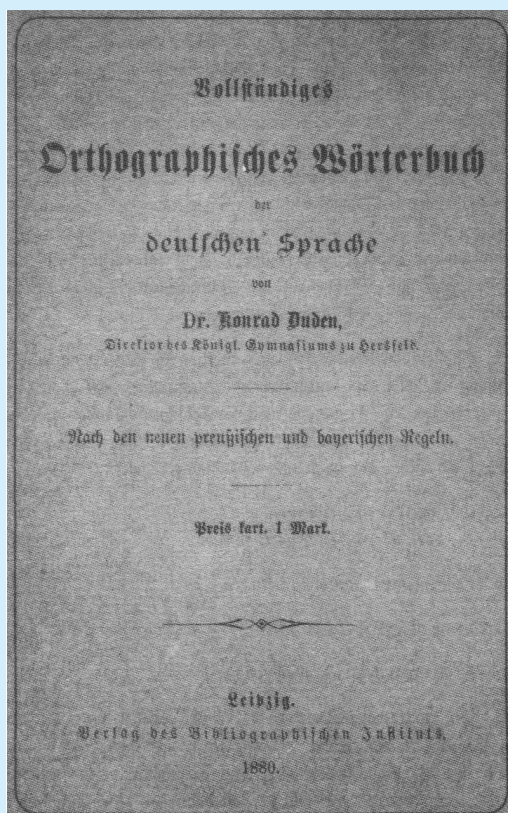
- **Die Rechtschreibkonferenz 1876 zeigte die Kluft zwischen Schulgrammatikern und Sprachwissenschaftlern.**

Schülern einfach zu verstehen und anzuwenden sein sollten. KONRAD DUDEN ist ihr prominentester Vertreter.

- Die „schulgrammatische Tradition“ mit ihren Grammatiken, Wörterbüchern und Sprachlehren setzte sich vor allem für in den Schulen praktikable Bestimmungen ein, die „logisch“, „lehrbar“ sowie von den
- Die „sprachwissenschaftliche Richtung“, die von der Universität kam und als deren prominentester Vertreter der zu diesem Zeitpunkt bereits verstorbene JACOB GRIMM galt, war wiederum in zwei Richtungen gespalten: Die Vertreter der „historischen“ Richtung stellten historische Überlegungen in den Vordergrund, etwa die genaue etymologische Schreibung (so hatte GRIMM die

Abb 60

Der „Urduden“



Form Mohn im Unterschied zu Lon verlangt, er war auch für die Beseitigung der Großschreibung eingetreten). Die zweite Fraktion war die „phonologische“ Richtung, die die Schreibung der Aussprache anpassen und nach Prinzipien der Phonologie vereinfachen wollte. Zu ihr gehörten etwa WILHELM SCHERER und RUDOLF VON RAUMER.

3. Die Behörden besaßen als Einzige die reale Macht, eine amtliche Regelung durchzusetzen.

Leiter der Konferenz war der gemäßigte Sprachwissenschaftler RUDOLF VON RAUMER, der von einer Rechtschreibreform vor allem zweierlei erwartete: Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit innerhalb des Systems.

Die I. Orthographische Konferenz verabschiedete schließlich einen Entwurf; dennoch erfuhr dieser Vorschlag in der Öffentlichkeit große Ablehnung. Einer der Hauptgründe war, dass durch die Abstimmung über einzelne Punkte zahlreiche „logische“ Fehler enthalten waren; so wurden wider und wieder in der Schreibung wider vereinigt, Lied und (Augen-)Lid aber getrennt. Ausgiebig diskutiert wurde die Frage, wie die Vokallänge angezeigt werden sollte. Nach dem Scheitern der I. Orthographischen Konferenz begannen die einzelnen Staaten, die Rechtschreibfrage für ihren Zuständigkeitsbereich selbst zu regeln. KONRAD DUDEN verfasste auf der Grundlage des preußischen Regelbuchs unter Zuhilfenahme der bayerischen Richtlinien sein „Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ (1880). Es muss aber bedacht werden, dass es neben dem Werk von DUDEN auch noch andere Normierungsversuche gab, etwa von DANIEL SANDERS oder WILHELM WILMANNS.

Da eine offizielle Lösung in weiter Ferne lag, orientierten sich immer mehr Stellen wie Ämter, Verlage, Druckereien an dem Werk von DUDEN.

Auf der II. Orthographischen Konferenz 1901 in Berlin nahmen schließlich alle deutschen Bundesstaaten, Österreich, die Schweiz sowie Vertreter des Druckgewerbes und des Buchhandels teil. Auf dieser Versammlung wurde einer einheitlichen Rechtschreibung zugestimmt, die im „Orthogra-

Merksatz

- **Da die Ergebnisse von 1876 in der Öffentlichkeit auf Ablehnung stießen, orientierte man sich verstärkt an DUDENS Wörterbuch von 1880. Erst auf der Konferenz von 1901 einigte man sich auf eine einheitliche Norm. Seit dem Jahr 1902 gibt es eine amtlich verbindliche Rechtschreibnorm im Deutschen. Damit ist sie auch der einzige normierte Bereich von Sprachanwendung im Deutschen.**

phischen Wörterbuch“ (1902) von KONRAD DUDEN ihren Niederschlag fand. Da das 1902 verabschiedete amtliche Regelwerk zur deutschen Orthographie zahlreiche Doppelschreibungen vorsah, die auch in DUDENS Wörterbuch ihren Niederschlag fanden, verfasste er ein eigens für Setzer, Buchdrucker und Korrektoren gedachtes Fachwörterbuch, den so genannten „Buchdruckerduden“. Dieser wurde 1915 mit der 9. Auflage der allgemeinen „Duden“-Rechtschreibung zusammengeführt, womit DUDENS Lebenswerk vollendet wurde (S. 223–226 nach SCHEURINGER/STANG 2004).

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs flammte die Diskussion wieder stärker auf. Besonders nachdem Dänemark 1949, um sich von der deutschen Rechtschreibung abzusetzen, die gemäßigte Kleinschreibung einführte und das Deutsche damit die einzige europäische Sprache und weltweit die einzige Buchstabenschrift mit Großschreibung aller Substantive wurde, verschärfte sich die Situation. Ende der 70er-Jahre wurde die Diskussion, die streckenweise sehr emotional und daher auch unsachlich geführt wurde, in der DDR auf eine breite Materialgrundlage gestellt. An der Akademie der Wissenschaften der DDR wurde 1975 eine Arbeitsgruppe Orthographie gegründet, 1976 befürwortete die westdeutsche Kultusministerkonferenz eine Orthographiereform, 1978 wurde das so genannte „Wiener regelwerk für die gemäßigte kleinschreibung“ veröffentlicht.

1986 fanden die „1. Wiener Gespräche zu Fragen der Rechtschreibreform“ statt, die ihren Höhepunkt und Abschluss in den „3. Wiener Gesprächen“ im November 1994, also nach dem Ende der DDR, fanden. Diese Konferenz kam in allen strittigen Fragen zu einvernehmlichen Lösungen, und zwar multilateral zwischen Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die gemeinsame Absichtserklärung wurde 1996 unterzeichnet. Nun erst erhob sich z.T. heftiger Widerstand, z.B. von Schriftstellerverbänden und Zeitungen. 1998 schließlich wurden die Regelungen offiziell eingeführt und ein Jahr später schlossen sich die deutschsprachigen Nachrichtenagenturen und der überwältigende Teil der Printmedien – in z.T. modifizierter Form – der Neuregelung an. Bis 2005 galt eine Übergangsfrist, in der die alte und neue Rechtschreibung gleichberechtigt nebeneinander standen.

Insgesamt kann man festhalten, dass es an der Wende zum 20. Jahrhundert zur Festlegung einer relativ einheitlichen Schreibung und Aussprache des Deutschen kam, womit ein gewisser Abschluss der Entwicklung erreicht zu sein schien.

Der „Siebs“

Auch auf dem Gebiet der Aussprache gelang schließlich eine Einigung. Im 18. Jahrhundert war, wie erwähnt, die Aussprache der Gebildeten in Sachsen als vorbildlich angesehen worden. Mit dem Rückgang der wirtschaftlichen und politischen Macht Sachsens im 19. Jahrhundert war auch der Verlust des Prestiges auf sprachlichem Gebiet verbunden und es machte sich regionale Vielfalt in der Aussprache breit, was besonders im Theaterwesen zu unliebsamen Zuständen führte.

Mit der Reichsgründung 1871 wurde auch gefordert, dass die Dramen auf deutschen Bühnen, vor allem die „Klassiker“, einheitlich und ohne regionale Färbung vorgetragen werden müssen. 1896 nahm sich der Germanist THEODOR SIEBS (1862–1941) dieses Problems an. 1898 kam es auf seine Initiative hin in Berlin zu einer Beratung zwischen Germanisten und Bühnenvertretern (allerdings ohne Schauspieler), als deren Ergebnis er eine Ausspracheanleitung in Form eines Aussprachewörterbuchs herausgab („Deutsche Bühnenaussprache“, 1898).

1908 wurde in Berlin eine zweite Konferenz einberufen, danach verschickte man Fragebögen an ca. 200 Theater in Deutschland, um schwierige Einzelfälle zu klären. Die Ergebnisse fanden Eingang in die 8. und 9. Auflage des „Siebs“ (1910). Darin wurde die an das Niederdeutsche angelehnte Aussprache des Hochdeutschen festgelegt (also etwa genau Trennung zwischen stimmhaftem b, d, g und stimmlosem p, t, k), Entrundungen (im Obersächsischen und Oberdeutschen) sollten vermieden werden (schön statt scheen), ebenso nasalierte Vokale (im Schwäbischen): unangenehm statt üan-angenehm. -schp- und -scht- im Inlaut wurden für nicht zulässig erklärt (Haspel, Geist).

Die Regelung der Aussprache fand allerdings viel weniger Zustimmung als die Orthographie, insbesondere der deutsche Süden fühlte sich nicht adäquat repräsentiert. Daran konnte auch die spätere Einführung eines „Österreichischen Beiblatts zum Siebs“ nichts ändern, bis das Buch 1969 in der 19. Auflage zum letzten Mal erschien.

7.1.6 | Die Sprache des Faschismus

Der in den 20er-Jahren das politische und öffentliche Leben immer stärker beherrschende Faschismus war bestrebt, alle Lebensbereiche des einzelnen Menschen bis ins Private hinein zu kontrollieren. Im „Dritten Reich“ musste sich auch die Sprache den politischen Zielen unterordnen, oder besser gesagt, sprachliche Mittel wurden gezielt für politische Zwecke eingesetzt. Die Absicht war, die Menschen mit manipulativem Sprachgut voreingenommen zu machen. Untersuchungen haben gezeigt, dass originäre Wortschöpfungen der Nationalsozialisten eher in der Minderzahl sind. Viel öfter prägten sie bereits vorhandenes Material um. So kann das Wort Rassenkampf bis mindestens 1848 zurückverfolgt werden. Originäre Wortschöpfungen liegen vor allem in jenen Bereichen vor, die mit neuen Organisationen und Einrichtungen der Politik zusammenhängen, z.B. Hitler-Jugend, Bund deutscher Mädchen, Deutsche Arbeitsfront, Geheime Staatspolizei, Propagandaministerium, Winterhilfswerk. Legion sind die Zusammensetzungen mit Reich- und Volk-, z.B. Reichsleitung, Reichsministerium, Reichskulturkammer, Volksgerichtshof, Volksgemeinschaft, Volksgenosse, Volksliste u.v.a.m.

Erklärung

- In „Mein Kampf“ beschreibt ADOLF HITLER, wie er sich die Ziele und Zwecke der Propaganda vorstellt: Sie müsse stets die Gefühle der Massen ansprechen, ihre „geistige Ebene“ dem niedrigsten allgemeinen Nenner anpassen, nur eine begrenzte Anzahl von Punkten vorlegen und diese durch einprägsame Schlagwörter und Wiederholungen einhämmern.

Das Ziel solchen Sprachgebrauchs war nicht, den Hörern klar begründete Argumente zu unterbreiten und ihren Intellekt zu fordern, sondern ihnen durch das Ansprechen von Gefühlen eine Art Glauben einzutrichtern. Auf dem Weg dorthin musste natürlich die Pressefreiheit beseitigt werden. Unabhängige Redaktionen wurden aufgelöst oder so lange eingeschüchtert, bis sie keinen Widerstand mehr leisteten. Das „Deutsche Nachrichten-Büro“ überwachte alle Meldungen und Berichte.



Abb 61

Die gleichgeschalteten Massenmedien als Mittel zur (sprachlichen) Manipulation

Zur ständigen Berieselung des Volkes mit den Ausdrücken und Wendungen des Nationalsozialismus gehörten auch die penibel inszenierten Versammlungen und Aufmärsche und ihre Parolen, bei denen nichts dem Zufall überlassen wurde. Hinter dieser Sprachlenkung steht die bewusste Manipulation mit sprachlichen Mitteln. Es lässt sich genau verfolgen, wie hinter der sprachlichen Regelung bestimmte politische Ansichten stehen und verbreitet werden sollten. So sollte antisemitisch aus Rücksicht auf die Araber aufgegeben und durch antijüdisch ersetzt werden. In Hinblick auf die großdeutsche Propaganda wurden die Österreicher ab 1936 als das deutsche Volk in Österreich bezeichnet, wobei Österreich nach dem „Anschluss“ durch Ostmark ersetzt wurde.

Schwerer lässt sich beurteilen, wie weit die nationalsozialistische Propaganda wirklich wirksam war. Natürlich war sie allgegenwärtig und es bestand für die Bürger auch keine reale Möglichkeit, sich ihr zu entziehen, das bedeutet aber nicht, dass sie auch in die Alltagssprache und den tatsächlichen Sprachgebrauch eingedrungen ist. Zumeist wurde sie als Sprachregelung der Politik

„Es ist noch nie so viel Schande auf ein europäisches Volk konzentriert worden wie jetzt auf uns. Jede Rede des Kanzlers, der Minister, Kommissare. Und sie reden täglich.“ VIKTOR KLEMPERER, Tagebucheintrag vom 7.4.1933 (KLEMPERER 1999, S. 20)

erkannt, was sich auch darin zeigt, dass sie nach 1945 schnell wieder verschwinden konnte. Bestimmte Termini, auch wenn sie bereits vor dem Nationalsozialismus bestanden, sind bis heute als faschistisch gebrandmarkt; so ist das Wort *völkisch*, das es bereits vor den Nationalsozialisten gab, im 1951 entstandenen entsprechenden Band des GRIMM'schen Wörterbuchs nicht enthalten.

Für den Nationalsozialismus charakteristische Wortfelder lassen sich nach WELLS (1990, S. 443) einteilen in:

1. dynamische, martialische, mythologische Termini

Diese Sprachformen betonen den Primat der Tat gegenüber dem Gedanken oder Nachdenken. Sie hegen Bewunderung für das Heroische und Monumentale und unterstreichen, dass Krisen durch Kampf überwunden werden müssen. Häufig kommen daher die Wörter *Kampf*, *kämpferisch*, *Feind* vor. Die Nation ist bis in das Alltagsleben hinein in Rangstrukturen organisiert, die primär dem Zweck des Kämpfens und vor allem Siegens dienen sollen.

2. pseudo-religiöse Termini

Der Glauben an den Sieg findet seinen Niederschlag in einer pseudoreligiösen Sprachform, die von den offiziellen katholischen und protestantischen Stellen vehement abgelehnt wurde. Wörter wie *Offenbarung*, *Glaube*, *Unsterblichkeit*, *Erbsünde* wurden ihres religiös-philosophischen Umfelds beraubt und in profanen, kriegerischen Texten eingesetzt. *Blut*, *Rasse*, *Volkstum* und *Ehre* werden wie religiöses Wortgut behandelt, die rituelle Verehrung HITLERS war für viele religiöse Menschen ebenso unerträglich.

3. pseudo-mystische und archaisierende Sprache

HITLERS Anschauungen wurden von verschiedenen Wurzeln gespeist. Eine davon waren germanophile antisemitische und antichristliche „Spinner“ wie JOSEF LANZ VON LIEBENFELS, der in seiner Zeitschrift „Ostara“ dieses Gedankengut verbreitete. In ihr wurden biologische, religiöse und archaisierende Elemente unreflektiert vermischt; sie erzeugten jenes höchst eigenartig anmutende Gemisch von Anschauungen und Ausdrücken, die dann auch in der Sprache des Nationalsozialismus wieder auftauchen wie *Mischlingsblut*, *Sippe*, *Dünger des Bluts*, *Volkskörper*, *Rechtswahrer* („Jurist“), *germanische Lehrburgen* (Elite-Ausbildungsstätten). Hierher gehören auch das leidlich bekannte *Arier* und *arisch* (das bis dahin neutral für die Sprachträger des

Indogermanischen verwendet worden war) sowie alles, was mit Deutschum zusammenhängt.

4. biologische und medizinische Ausdrücke

In diese Sparte fällt alles, was mit Rasse und den pseudobiologischen Anschauungen der Nationalsozialisten zu tun hat.

5. Sportmetaphorik

Die sportliche Betätigung stand auf den Wunschlisten der Nazis ganz oben. Dementsprechend wurde alles, was mit Sport, Wettkampf, athletischen Körpern zusammenhängt, als positiv herausgestrichen, z.B. Ertüchtigung, Wettkampf, Sieg und Sieger, sportlich usw. Nach dem Motto „mens sana in corpore sano“ wurde ein Zusammenhang hergestellt zwischen einem sportlichen Körper und der „richtigen“ (also nationalsozialistischen) Einstellung. Letztlich stand auch das politische Ziel dahinter, die Bevölkerung in Verbänden zu organisieren und so besser „im Griff“ zu haben.

6. technischer Wortschatz und Metaphern

Als bekanntestes Beispiel sei der Ausdruck Menschenmaterial angeführt. Man hat dem Nationalsozialismus eine nüchtern-technokratisch-bürokratische Sprache nachgesagt, doch ist mit solchen Etiketten Vorsicht geboten, da sich etwa auch in unserer Zeit solche Tendenzen (etwa in der Amts- und Juristensprache) nachweisen lassen.

7. fremdsprachliche Ausdrücke

Eigenartigerweise waren HITLER und GOEBBELS keine Anhänger des Purismus, wie es eigentlich zu erwarten wäre, ganz im Gegenteil, sie standen der Arbeit des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ anfangs skeptisch gegenüber und verboten ihn schließlich. Sie waren keine Fremdwortgegner im Allgemeinen, denn sie wussten, dass man Fremdwörter leicht emotional aufladen kann und dass sie sich daher auch sehr gut zum Umschreiben und Verdecken (s. Punkt 8) eignen. Sterilisation statt Entmannung, arisieren statt enteignen, Konzentrationslager sind einige wenige Beispiele für viele weitere.

8. Euphemismen

Die Verwendung von Euphemismen hängt mit der oben erwähnten Technik zusammen, negativ besetzte Ausdrücke zu vermeiden und durch neutrale zu ersetzen oder überhaupt neue Termini zu gebrauchen und diesen ein positives Gepräge zu geben. So finden sich sehr oft Komposita mit Sonder-, wenn es

um die Ermordung oder Vertreibung von Minderheiten (Juden, Roma, Homosexuellen) geht: Sonderbehandlung, Sonderaktion, Sondereinsatz. Aber auch den Kriegsbeginn, einen Angriffskrieg auf Polen, als Zurückschlagen zu bezeichnen, gehört hierher. Schließlich sollte alles vermieden werden, was im Volk negative Gefühle und Eindrücke hervorrufen konnte (Austauschstoff statt Ersatz, Engpass statt Versorgungskrise, Frontbegradigung statt Rückzug, Endlösung u.v.a.m.). Euphemismen dienen immer der Verschleierung.

Erklärung

- **„Das Schreiben war nie schwerer als heute. Die Nazis haben alle Begriffe missbraucht: ‚Ehre‘, ‚Treue‘, ‚Glauben‘. Nur das Wort ‚Angst‘ haben sie vermieden, denn Angst haben sie selbst verbreitet.“**

HANNAH VON BREDOW (Die Enkelin OTTO VON BISMARCKS war eine entschiedene Gegnerin der Nationalsozialisten.)

Besonderheiten im Wortschatz fallen zwar zuerst auf, trotzdem ist zu berücksichtigen, dass zu einer „Sprache“ oder besser gesagt Sprachform mehr gehört als nur Wörter. Von Anfang an (d.h. seit 1945) entbrannte daher in der Linguistik selbst eine widersprüchliche Diskussion, wie eine sprachliche Beschreibung des Faschismus auszusehen habe. Neben dem Wortschatz sind auch alle anderen sprachlichen Elemente zu berücksichtigen, etwa Intonation, Morphologie, Syntax (obwohl es hier kaum sprachliche Eigenheiten gibt), aber auch die im Sinne der Sprachpragmatik außersprachlichen Signale, etwa Mimik, Gestik und sogar das, worüber geschwiegen wurde. Es ist auch klar, dass man nicht nur die Reden HITLERS oder hoher Funktionäre als Materialbasis nehmen darf. Ein eigenes Kapitel ist die nationalsozialistische Rhetorik und Stilistik, die aber nicht auf die Alltagssprache eingewirkt oder weitergewirkt hat und hier daher auch nicht behandelt werden soll. Zu betonen wäre aber, dass nicht jeglicher Sprachgebrauch in nationalsozialistischen Quellen ausschließlich manipulatives Sprachmaterial verwendet – der Kontext ist jeweils entscheidend.

Die deutsche Sprache nach 1945

| 7.2

Nicht eingehen können wir hier auf die sprachlichen Situationen in der Schweiz und in Österreich; diese wären aus synchroner Sicht zu betrachten und gehören daher genau genommen nicht in eine sprachgeschichtliche Darstellung. Nur so viel: Der Schweiz wird im Allgemeinen nachgesagt, dass sie keine Umgangssprache kennt. Der Dialekt übernimmt die Funktion der Umgangssprache etwa im (halb)öffentlichen Bereich wie z.T. in Ansprachen oder im Rundfunk. Diese Sicht hat sicherlich ihre Berechtigung, ist aber etwas verkürzend. Man muss auch die verschiedenen Regionen der Schweiz und ihre Dialekte berücksichtigen.

Man kann manchmal von „Österreichisch“ lesen oder hören. Dieser Begriff ist irreführend, denn die Österreicher besitzen keine eigene Sprache, sondern eine regionale und stilistische Varietät des Deutschen. Besser ist daher „die österreichische Varietät des Standarddeutschen“. Diese Varietät unterscheidet sich in mehreren Punkten von der bundesdeutschen Standardsprache, am bekanntesten sind die Unterschiede im Wortschatz, vor allem bei den Speisenbezeichnungen wie Sahne/Schlagobers, Marille/Aprirose, Karfiol/Blumenkohl, Palatschinke/Pfannkuchen u.v.a.m. Die lexikalischen Unterschiede sind in den seltensten Fällen mit der österreichischen Staatsgrenze identisch. So gibt es viele „österreichische“ Wörter auch in Bayern, und umgekehrt bestehen Unterschiede zwischen West- und Ostösterreich (Sahne ist auch in Tirol gebräuchlich). Wirklich österreichisch sind nur Ausdrücke der Verwaltung, z.B. Erlagschein statt Zahlschein, Nationalrat statt Bundestag, Matura statt Abitur. Zum anderen bestehen Besonderheiten in der österreichischen Standardvarietät nicht nur im Wortschatz, sondern auch in der Phonetik/Phonologie, Morphologie, Verbvalenz, Phraseologie u.a.

Das **monozentrische** Bild, das im Deutsch der Bundesrepublik die alleine gültige Norm sah, ist heute der **plurizentrischen** Sprachauffassung gewichen: Die Varietäten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz stehen gleichberechtigt nebeneinander.

7.2.1 | „DDR-Deutsch“

Wichtig für die Zeit nach 1945 sind die Unterschiede zwischen BRD und DDR. Wie jedes totalitäre Regime hat auch die DDR-Führung in den Sprachgebrauch eingegriffen oder zumindest eingreifen wollen – allerdings finden sich auch in Westdeutschland Versuche von politischer Sprachregelung. Die Manipulation in der DDR funktionierte über die Sprachregelung in amtlichen Vorschriften und die (halb)offiziellen Medien wie Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen. Selbstverständlich sind auch hier nicht nur die lexikalischen Unterschiede, sondern ebenso die Inhalte der Texte, die Kommunikationsstrukturen, Textsorten usw. zu betrachten. Nur geringfügige Unterschiede finden sich in der Morphologie und der Syntax.

Der größte Teil des allgemeinen Wortschatzes ist beiden deutschen Staaten gemeinsam geblieben, nicht zuletzt auch durch den

Abb 62

Aufruf zur Bildung von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften



grenzüberschreitenden Einfluss von Rundfunk und Fernsehen. Der landläufige Eindruck, dass in der DDR mehr Neologismen entstanden sind als im gleichen Zeitraum in der BRD, lässt sich linguistisch nicht nachweisen. Allerdings gibt es natürlich Neuprägungen und, vielleicht noch stärker, Umprägungen der Inhalte bestehender Wörter, etwa Arbeit, Demokratie, Klasse, Vaterland, Genosse, Aktivist, Propaganda, Brigade, Aufklärung etc.

Zu den Neuprägungen gehören alle Wörter, die dem offiziellen Sprachgebrauch der DDR-Führung entstammen wie Abgabesoll, Volksausssprache, Volkseigener Betrieb, Demokratische Einheitschule, Kollektivvertrag, Planablauf, Betriebsverkaufsstelle, Arbeiterfestspiele, Volkskunstkollektiv, Arbeiter-und-Bauern-Staat, aber auch Wendungen wie DDR – Bollwerk des Friedens, Freundschaft mit der Sowjetunion, Kampfpreserve der Partei. Auch die Einflüsse des Russischen wurden im Allgemeinen überschätzt: Bolschewik, Kolchose, Sputnik, Datsche, Agrotechnik, Partisan. Im Gegenzug dazu sind in der BRD aber Einflüsse aus dem Englischen, vor allem im Fachwortschatz der Informatik und der Wirtschaft (Manager, Cash-flow) zu konstatieren.

Als eines der wenigen „echten“ DDR-Wörter, die nicht dem politischen-verwaltungstechnischen Bereich entstammen, wird immer wieder Broller ‚gebratenes Hähnchen‘ angeführt.

Wie schon bei der Sprache der Nationalsozialisten wurde auch den DDR-Bürgern nachgesagt, dass sie sehr wohl zwischen öffentlicher, halböffentlicher und privater Diskurswelt unterscheiden konnten. Es versteht sich von selbst, dass nach der „Wende“ diese Eigenheiten, die mit dem politischen Status der DDR zusammenhängen, wieder verschwunden sind. Das Jahr 1989 bzw. 1990 kann somit als Wende, eine Art „Wiedervereinigung“ auch im sprachlichen Bereich, angesehen werden.

Das hochdeutsche Vaterunser heute

Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf der Erde. Gib uns heute das Brot, das wir brauchen. Und erlass uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldner erlassen haben. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern rette uns vor dem Bösen.

7.2.2 | Ausblick

Die Zeit ab 1945/50 wird allgemein zur unmittelbaren sprachlichen Gegenwart gezählt. Dies äußert sich auch darin, dass oft mit der Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue Sprachepoche angesetzt wird (s. S. 210).

Obwohl Wörterbücher und Grammatiken Sprache oft statisch wirken lassen, entwickelt sie sich natürlich ständig weiter. An die Sprachgeschichtsschreibungen werden immer Herausforderungen gestellt. Besonders hervorzuheben sind die vielfältigen neuen Kommunikationsformen, die sich mit der immensen Erweiterung der technischen Möglichkeiten ergeben. In den 1970er-Jahren wurde mit dem Begriff **Multimedia** die Kombination mehrerer technischer Aufzeichnungs- und Wiedergabegeräte wie Tonträger und Video (etwa in Form von Lehrfilmen) im Unterricht und anderen Lebensbereichen erfasst. Als Mitte der 1980er-Jahre im deutschen Sprachraum erstmals PCs auch für den einzelnen Sprachteilnehmer leistbar wurden und (über das in den 1990er-Jahren entwickelte **Internet** – zunächst für E-Mails, dann mit dem WWW) zu einer „kommunikativen Universalmaschine“ avancierten, mit der man lesen, schreiben, fernsehen, Fotos u. Filme ansehen und bearbeiten, telefonieren, faxen, einkaufen, Informationen recherchieren und katalogisieren u.a.m. konnte, stand die Sprachwissenschaft dem neuen Medium anfangs etwas ratlos gegenüber. DAVID CRYSTAL etwa befürchtete eine sprachliche Nivellierung (natürlich nach unten) in Form eines „Netspeak“ (vgl. CRYSTAL 2006). Heute wissen wir, dass es eine solche „einheitliche Sprachform im Internet“ einfach nicht gibt; die Sprachvielfalt und ihre Ausdrucksformen nehmen sogar noch zu (man denke an Emojis). Und mit Einführung des sogenannten Web 2.0 (ab 2003) und der Erfindung des iPhones (2007) ist die fast grenzenlose elektronische Interaktion mit anderen Sprachteilnehmern gegeben.

Abb. 63 sieht auf den ersten Blick wie eine von LEONARD BLOOMFIELD (1887–1949) bereits 1933 beschriebene Karte aus. Es handelt sich aber um die höchst moderne Darstellung der Kommunikation eines einzelnen, mit Handy telefonierenden Mobilfunkteilnehmers (im Kreis) mit einer Entfernung bis zu sechs Kontakten. Eine einfache Linie zeigt an, dass sich zwei Personen gegenseitig je einmal angerufen haben, die Länge der Linie verweist auf die Entfernung und die Stärke auf die Gesprächsdauer. Es wird also ein Maß für

Kommunikationsdichte

„Die wichtigsten sprachlichen Unterschiede innerhalb einer Gemeinschaft beruhen auf Unterschieden in der Kommunikationsdichte [...]. Man möge sich eine riesige Karte mit einem Punkt für jeden Sprecher in der Gemeinschaft denken und sich vorstellen, dass jedesmal, wenn ein Sprecher einen Satz äußert, in die Karte ein Pfeil von seinem Punkt zu den Punkten jedes seiner Hörer eingetragen wird. Am Ende eines vorgegebenen Zeitraums, etwa von siebzig Jahren, würde uns die Karte die Kommunikationsdichte innerhalb dieser Gemeinschaft zeigen. Es würde sich herausstellen, dass sich manche Sprecher in dichter Kommunikation befinden: Es gäbe viele Pfeile von einem zum anderen, und da wären ganze Gruppen von Pfeilen, die sie über einen, zwei oder drei dazwischen liegende Sprecher verbinden würden. Als anderes Extrem gäbe es weithin isolierte Sprecher, die einander nie sprechen gehört haben und nur durch lange Ketten von Pfeilen über viele dazwischen liegende Sprecher hinweg verbunden sind. Wenn wir die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen verschiedenen Sprechern in der Gemeinschaft erklären oder, was auf dasselbe hinausliefe, den Ähnlichkeitsgrad für zwei beliebige Sprecher vorherzusagen wollten, wäre unser erster Schritt, die Pfeile und Pfeilgruppen, die ihre Punkte verbinden, zu zählen und zu bewerten.“
(BLOOMFIELD 2001 [1933], S. 75f.)

Kommunikation entwickelt. Die Darstellung entstammt einer Studie eines Mobilfunkbetreibers, der anhand von sieben Millionen anonymisierter Daten ermitteln wollte, wer wie lange mit wem telefoniert. Was wir aus dieser Studie lernen bzw. übernehmen könnten, ist die Stellung eines einzelnen Kommunikationsteilnehmers im Zentrum, um den sich alle anderen Kommunikationsvorgänge gruppieren. Dies scheint den modernen, zeitgenössischen Kommunikationsformen wie Internet, Rundfunk, Fernsehen u.a.m. am besten zu entsprechen. Nicht mehr die eindimensionale Beziehung zwischen Sender und Empfänger, sondern der einzelne

Abb 63 | Schematische Handykommunikation

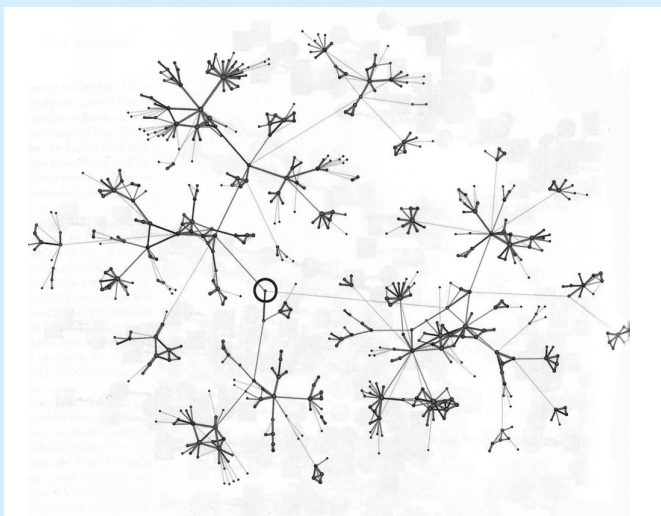
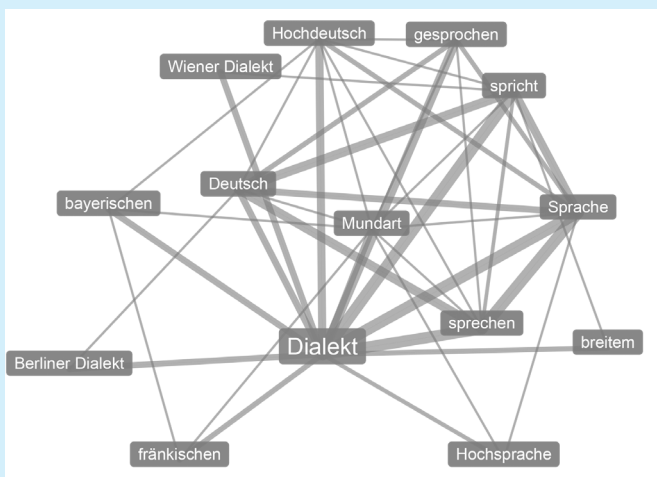


Abb 64 | Kookkurrenzen für das Lemma Dialekt im „Wortschatz Universität Leipzig“



Kommunizierende ist der Mittelpunkt der Kommunikation (vgl. ERNST 2010).

Die im Entstehen begriffene **Medienlinguistik** setzt sich zum Ziel, Sprache und Sprachgebrauch *in* Medien (z.B. Chat, E-Mail, Blog), *mit* Medien (Stichwort Mediensemiotik) und *über* Medien (durch Untersuchungen, Analysen etc.) zu dokumentieren und erforschen.

Neben neuen Herausforderungen stehen aber auch neue Möglichkeiten zur Verfügung. Die Sammlung ungeheurer Datenmengen in Form elektronischer Datenbanken kommt nicht nur der Sprachgeschichtsschreibung in Form **historischer Korpora** zugute (vgl. SZCZEPANIAK/HARTMANN/DÜCKER 2019), sondern erlaubt Sprachbeobachtung quasi in Echtzeit, da die Bestände ständig gewartet und erweitert werden. Das DeReKo (Deutsche Referenzkorpus) des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache „bilde[t] mit 46,9 Milliarden Wörtern (Stand 18.1.2020) die weltweit größte linguistisch motivierte Sammlung elektronischer Korpora mit geschriebenen deutschsprachigen Texten aus der Gegenwart und der neueren Vergangenheit“ (<https://www1.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora/>, 30.7.2020).

Neben dem „Wortschatz Universität Leipzig“ (<https://wortschatz.uni-leipzig.de/de>, 30.7.2020) sei neben vielen weiteren Unternehmungen noch das „Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache“ (<https://www.dwds.de/>, 30.7.2020) hervorgehoben.

Man sieht, dass eine Trennung von Sprachgegenwart und Sprachgeschichte de facto unmöglich ist. Die Sprachgeschichtsschreibung soll neben dem reinen Erkenntnisgewinn auch das Bewusstsein für sonst unerklärbare grammatische Fakten des heutigen Deutsch stärken bzw. dabei helfen, diese zu erklären (vgl. STRICKER/BERGMANN/WICH-REIF/KREMER 2016). Deshalb ist sie für ein umfassendes Sprachwissen unerlässlich.

Zusammenfassung

- Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts stellt aus mehreren Gründen eine neue Phase in der Sprachgeschichte des gesamten deutschen Sprachraums dar. Im 19. und 20. Jahrhundert erfährt die deutsche Sprache bzw. der Sprachgebrauch tiefgreifende Wandlungen. Die Schulreform WILHELM VON HUMBOLDTS schafft die Grundlagen für die humanistische Erziehung und die modernen Universitäten, an denen auch das neue Fach „Sprachwissenschaft“ Fuß fasst. 1902 wird endlich eine amtliche Rechtschreibungsnorm in Deutschland, Österreich und der Schweiz ratifiziert.

Rasante Entwicklungen in allen Bereichen des täglichen Lebens führen zu einer immensen Erweiterung der Lexik, die bis heute anhält. Die Verwendung der Hochsprache wird durch Rundfunk und Fernsehen wesentlich beeinflusst.

Der Faschismus wollte wie jedes diktatorische System die Bevölkerung durch Sprachmanipulation unter seine Kontrolle zwingen. Die kriegsbedingte Teilung Deutschlands in zwei souveräne Staaten hat auch in der Sprache Widerhall gefunden, jedoch vornehmlich im Wortschatz.

Der Einfluss der modernen Medien, insbesondere des Computers und seines populären Ablegers, des Smartphones, auf die Sprachentwicklung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ihnen widmen sich neue Wissenschaftsdisziplinen wie die Medienlinguistik. Andererseits verfügt die Sprachwissenschaft mit ihren neuen technischen Möglichkeiten (z.B. der Korpuslinguistik) sowie ihrer weltweiten Vernetzung in der Wissenschaftssprache Englisch nun über bisher ungeahnte Möglichkeiten.

Da sich die Endprodukte von Sprachwandelprozessen nicht a priori erkennen lassen und die menschliche Sprache kein statisches, sondern ein dynamisches System darstellt, sind längerfristige Vorhersagen über zukünftige sprachliche Entwicklungen grundsätzlich nicht möglich.

Übungen

- Was kann man unter *Umgangssprache* verstehen?
- Nennen Sie die drei Richtungen, die bei der ersten Orthographischen Konferenz 1876 vertreten waren.
- Nennen Sie einige Grammatiker des 19. Jahrhunderts.
- Vergleichen Sie die niederdeutsche Version des Vaterunsers (S. 79) mit der hochdeutschen (S. 235). Welche Wortentsprechungen, die durch die Zweite Lautverschiebung getrennt sind, können Sie feststellen?
- Seit welchem Jahr gibt es eine einheitliche deutsche Rechtschreibnorm?

1

2

3

4

5

Literatur

- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin, New York.
- GARDT, ANDREAS/HASS-ZUMKEHR, ULRIKE/ROELCKE, THORSTEN (1999) (Hg.): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Berlin, New York.
- POLENZ, PETER VON (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis heute. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, New York.
- SCHEURINGER, HERMANN/STANG, CHRISTIAN (2004): Die deutsche Rechtschreibung. Geschichte, Reformdiskussion, Neuregelung. Wien.
- STICKEL, GERHARD (1990) (Hg.): Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin, New York (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 1989).
- WELKE, KLAUS/SAUER, WOLFGANG W./GLÜCK, HELMUT (1992) (Hg.): Die deutsche Sprache nach der Wende. Hildesheim, Zürich, New York.

Lösungen

Kapitel 1 Einleitung

- 1 ● Germanisch–Illyrisch–Venetisch, Baltisch–Slawisch–Tocharisch–Albanisch, Keltisch–Italistisch, Thrakisch–Phrygisch–Armenisch–Griechisch–Hethitisch–Anatolisch–Indoiranisch
- 2 ● Vgl. S. 22f.
- 3 ● JOHANN ANDREAS SCHMELLER und ERNST WILHELM FÖRSTEMANN.
Vgl. S. 14.
- 4 ● Vgl. Abb. 3, S. 14.
- 5 ● Vgl. S. 30ff.

Kapitel 2 Vorgeschichte

- 1 ● Die äußere oder externe Rekonstruktion zieht durch die Analyse von als verwandt geltenden Sprachen Rückschlüsse auf die gemeinsame Grundlage oder Ursprache. Die innere oder interne Rekonstruktion untersucht dagegen eine Einzelsprache und versucht, durch die Analyse systematischer Zusammenhänge ältere Sprachstufen aufzudecken.
- 2 ● Vgl. S. 47.
- 3 ● Kentumsprachen: Dänisch, Latein
Satemsprachen: Litauisch, Tschechisch, Persisch
Nicht indogermanisch: Baskisch
- 4 ● Vgl. S. 66ff.
- 5 ● idg. *bhrāter > westgerm. brōpar
idg. *reǵtos > westgerm. rextaz (Primärberührung und Rhotazismus)
idg. *bhendhōn- > westgerm. bindan- (Nasalumlaut)
idg. *ghostis > westgerm. gastiz (dann Rhotazismus)

Lösungen

Kapitel 3 Althochdeutsch

- Etwa (got.; ahd.; nhd.; Anmerkungen):
himinam; himilom; Himmel – weihnai; giuuhit; geweiht = ‚heilig‘; vgl. Weihnachten – namo; namo; Name – qimai; quaeme; komme – wilja; uuileo; Wille; ahd. <uu> = w – airpai; erthu; Erde; got. <ai> vor r = e – skulam; sculdi; Schuld u.a.m.
- Besondere vokalische Entwicklungen, „Einheitsplural“, vgl. S. 78.
- Vgl. S. 93f.
- Vgl. S. 95f.
- westgerm. brōþar > ahd. bruoder
westgerm. rextaz > ahd. rēhte
westgerm. bindan > ahd. binden
westgerm. gastiz > ahd. geste

Kapitel 4 Mittelhochdeutsch

- Herkunftsnamen, Berufsbezeichnungen, Übernamen, Rufname des Vaters, Wohnstättennamen (s. S. 111f.)
- Das ahd. Kirchenwort giuuhit ist durch das mittlerweile übliche geheiligt ersetzt.
Vorahd. þ wird zu d: thîn > dîn, erþu > erde.
Die mhd. Auslautverhärtung ist zu erkennen: gib > gip.
Die ahd. Nebensilben sind zu e abgeschwächt oder getilgt: himil- > himel-, endi > und, fona > von, sculdi > schulde. gi- > ge- u.a.m.
Ahd. sk > mhd. sch: sculdi > schulde.
Neu sind Artikel: in himilom > in dem himelrîche.
Differenzierter Gebrauch von Präpositionen: in erþu > ûf der erde. u.a.m.
- Thüringisch, Obersächsisch, Schlesisch, Hochpreußisch

1

2

3

4

5

1

2

3

Lösungen

4

- Vgl. S. 108ff.

5

- Hochzeit ‚jede Art von Fest‘ > ‚Fest der Eheschließung‘: Bedeutungsverengung
 feige ‚todgeweiht‘ > ‚ängstlich, mutlos‘: Bedeutungsverschiebung + Bedeutungsverschlechterung
 Ampel ‚schalenförmige Hängelampe‘ > ‚Verkehrszeichen‘: Bedeutungsverschiebung
 Pfaffe ‚Weltgeistlicher‘, seit der Reformation pejorativ: Bedeutungsverschlechterung
 Liebe ‚geistige Zuneigung‘ > ‚geistiges und körperliches Liebhaben‘: Bedeutungserweiterung
 schlecht ‚glatt, einfach‘ > ‚minderwertig‘: Bedeutungsverschlechterung, ev. Bedeutungsverengung

Kapitel 5 Frühneuhochdeutsch

1

- (mhd./frnhd.): Diphthongierungen: dîn/Dein, rîche/Reich, ûf/auff
 Morphologische Änderungen: dîn nam/Dein name
 Verbzweitstellung: geheiligt sô werde din nam/Dein name werde geheiligt
 Auslautverhärtung rückgängig: gip/gib
 komplexere Nebensätze: du wilt, ... daz wir vergeben/wie wir ... vergeben
 semantische Differenzierungen: læse uns/erlöse uns
 u.a.m.

2

- Vgl. S. 138ff.

3

- Mögliche Antworten: Es entsteht die Möglichkeit der Massenkommunikation, dadurch steigt der Anreiz für das Individuum, lesen und schreiben zu lernen. Gedruckte sprachliche Produkte sollen aus wirtschaftlichen Gründen eine möglichst große Verbreitung erfahren und regional begrenzte Sprachformen stehen dieser Reichweite entgegen. Die Bedeutung der Schrift nimmt stark zu.

Lösungen

- Vgl. S. 163ff.
- Vgl. S. 149ff.

4

5

Kapitel 6 Neuhochdeutsch

- GOTTSCHED war – trotz aller Ablehnung etwa in der Schweiz oder in Österreich – eine Autorität in Fragen Literatur, Ästhetik und Sprache. Er erhob das Ostmitteldeutsche endgültig zum Standard, sodass unsere heutige Schriftsprache sehr stark von dieser Dialektlandschaft geprägt ist. Außerdem erklärte er die Sprache von ausgewählten Schriftstellern als vorbildhaft und lenkte somit den Blick auf die später so genannte „Literatursprache“. Vgl. S. 188ff.
- Vgl. S. 185f.
- (frnhd./nhd.) Unser Vater jnn dem himel / Unser Vater, der du bist In dem Himmel
Dein wille geschehe / dein Wille muß geschehn!
vergib uns unsere schulde / vergib uns uns're Schuld!
erlöse uns von dem ubel / erlös' uns von dem Bösen!
- Mögliche Antworten: Insbesondere das Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts wählte bestimmte Schriftsteller, v.a. GOETHE und SCHILLER, aber auch KLOPSTOCK, LESSING u.a., wegen ihrer dichterischen Leistungen auch als Vorbilder aus. Diese solcherart zu sprachlichen Autoritäten emporgehobenen Autoren konnten also sprachlich nichts falsch machen, indem abweichende Formen als „dichterische Freiheit“ ausgelegt wurden und es jedem Grammatiker möglich war, seine eigenen Richtlinien aus den (meist umfangreichen) Werken jener Dichter herauszusuchen. Dementsprechend hat etwa die Sprache der Klassik, zumindest soweit wir heute wissen, keinen wirklichen Einfluss auf den täglichen Sprachgebrauch genommen.

1

2

3

4

Lösungen

5

- Drei: Ostmitteldeutsch, Oberdeutsch, Schweizerdeutsch. Die niederländische Schriftsprache gehört nicht zum Deutschen. Vgl. Karte S. 190.

Kapitel 7 Von etwa 1875 bis heute

1

- Umgangssprachen kann man als die gesprochene Annäherung an die Standard- oder Literatursprache verstehen.

2

- Vgl. S. 223f.

3

- Z.B. DANIEL SANDERS, OSKAR ERDMANN, LUDWIG SÜTTERLIN, WILHELM WILMANNS u.a. Vgl. S. 225f.

4

- (ndt./hdt.) Laat/erlass, Riek/Reich, ok/auch, op/auf, dat/das

5

- Seit 1902.

Literatur

- ADMONI, WLADIMIR (1990): Historische Syntax des Deutschen. Tübingen.
- Althochdeutsch (1987). Hg. von ROLF BERGMANN in Verbindung mit HERBERT KOLB. 2 Bde. Heidelberg.
- Althochdeutsche Literatur (2004). Mit altniederdeutschen Beispielen. Auswahl mit Übertragung und Kommentar. Hg. v. HORST DIETER SCHLOSSER. 2. Aufl. Berlin.
- Althochdeutsche Literatur (2007). Eine kommentierte Anthologie. Zweisprachig. Übersetzt, hg. und komm. von STEPHAN MÜLLER. Stuttgart.
- Althochdeutsche und altsächsische Literatur (2013). Hg. v. ROLF BERGMANN. Berlin, Boston [Aktualisierung des Forschungsstandes].
- AMENT, HERMANN u.a. (2003): Frühe Völker Europas. Thraker, Illyrer, Kelten, Germanen, Etrusker, Italiker, Griechen. Stuttgart.
- AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin, New York: de Gruyter.
- ARNDT, ERWIN/BRANDT, GISELA (1983): Luther und die deutsche Sprache. Wie redet der Deutsche man inn solchem fall? Leipzig.
- AUER, PETER (2005): Europe's sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In: DELBECQUE, NICOLE/VAN DER AUWERA, JOHAN/GEERAERTS DIRK (Hg.): Perspectives on Variation. Sociolinguistic, Historical, Comparative. New York, Berlin (Trends in Linguistics Studies and Monographs 163), S. 8–42.
- BAX, MARCEL M. H. (1983): Die lebendige Dimension toter Sprachen. Zur pragmatischen Analyse von Sprachgebrauch in historischen Kontexten. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 11, S. 1–21.
- BERGMANN, ROLF/MOULIN, CLAUDINE/RUGE, NIKOLAUS (2019): Alt- und Mittelhochdeutsch. Arbeitsbuch zur Grammatik der älteren deutschen Sprachstufen und zur deutschen Sprachgeschichte. 10. Aufl. Göttingen.
- BESCH, WERNER (2014): Luther und die deutsche Sprache. 500 Jahre deutsche Sprachgeschichte im Lichte der neueren Forschung. Berlin.
- BESCH, WERNER/BETTEN, ANNE/REICHMANN, OSKAR/SONDEREGGER, STEFAN (1998–2004) (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4 Teilbde. 2. Aufl. Berlin, New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1–2.4).
- BESCH, WERNER/REICHMANN, OSKAR/SONDEREGGER, STEFAN (1984–1985) (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2 Halbbde. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1, 2.2).
- BEUTEL, ALBRECHT (2010) (Hg.): Luther Handbuch. 3. Aufl. Tübingen.
- BIRKHAN, HELMUT (2002): Geschichte der altdeutschen Literatur im Licht ausgewählter Texte. Bd. 1. Wien.
- BLOOMFIELD, LEONARD (2001 [1933]): Die Sprache. Deutsche Erstausgabe. Übersetzt, komm. und hg. v. PETER ERNST und HANS CHRISTIAN LUSCHÜTZKY. Wien.
- BOGNER, STEPHAN (1996): Periphrastische Futurformen im Frühneuhochdeutschen. 2. Aufl. Wien (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 2).
- BOTT, GERHARD (1982) (Hg.): Martin Luther und die Reformation in Deutschland. Ausstellung zum 500. Geburtstag Martin Luthers. Veranstaltet vom Germanischen Nationalmuseum Nürnberg in Zusammenarbeit mit dem Verein für Reformationsgeschichte. Frankfurt am Main.
- BRAUNE, WILHELM (2004): Althochdeutsche Grammatik I. Laut- und Formenlehre. 15. Aufl. Bearb. v. INGO REIFFENSTEIN. Tübingen (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 5/1).
- BRUFORD, WALTER HORACE (1965): Deutsche Kultur der Goethezeit. Konstanz.
- BYNON, THEODORA (2001): The synthesis of comparative and historical Indo-European studies: August Schleicher. In: AUROUX, SYLVAIN/KOERNER, E.F.K./NIEDEREHE, HANS-JOSEF/VERSTEEGH, KEES (Hg.): Geschichte der Sprachwissenschaft. Ein internationales Hand-

- buch zur Entwicklung der Sprachforschung von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Teilband. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 18.2), S. 1223–1239.
- BYNON, THEODORA (1981): Historische Linguistik. München.
- CRYSTAL, DAVID (2006): *Language and the Internet*. 2nd ed. Cambridge, New York.
- Deutschsprachige Literatur des Mittelalters (2001). Studienauswahl aus dem „Verfasserlexikon“ (Band 1–10) in einem Band. Hg. v. BURGHART WACHINGER. Berlin, New York.
- Die deutsche Literatur des Mittelalters (1977–2008). Verfasserlexikon. 2. Aufl. Hg. v. GUNDOLF KEIL, KURT RUH (federführend bis Band VIII, 1992), WERNER SCHRÖDER, BURGHART WACHINGER (federführend ab Band IX, 1995) und FRANZ JOSEF WORSTBROCK, redigiert von KURT ILLING (bis Band I) und CHRISTINE STÖLLINGER-LÖSER, Band I–XIV, Berlin, New York [Neudruck (Bände I–XI) 2010].
- Die Luther-Bibel von 1534 (2002). Vollständiger Nachdruck. Köln. u.a.
- DIRLMEIER, ULF (1999): *Deutsche Geschichte*. Stuttgart.
- DÖBLER, HANNSFERDINAND (o. J.): *Kultur- und Sittengeschichte der Welt*. Stadt, Technik, Verkehr. Gütersloh u.a.
- Duden Das Herkunftswörterbuch (2014): *Etymologie der deutschen Sprache*. 5. Aufl. Hg. v. der Dudenredaktion, bearb. v. JÖRG RIECKE. Berlin (Der Duden in zwölf Bänden 7).
- DÜWEL, KLAUS (2008): *Runenkunde*. 4. Aufl. Stuttgart, Weimar.
- EBERT, ROBERT PETER/REICHMANN, OSKAR/SOLMS, HANS-JOACHIM/WEGERA, KLAUS-PETER (1993): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen.
- EBNER, JAKOB (2019): *Österreichisches Deutsch. Wörterbuch der Gegenwartssprache*. 5. Aufl. Berlin.
- EICHNER, HEINER/NEDOMA, ROBERT (2001): Die Merseburger Zaubersprüche. Philologische und sprachwissenschaftliche Probleme aus heutiger Sicht. In: EICHNER, HEINER/NEDOMA, ROBERT (Hg.): *Die Sprache. Zeitschrift für Sprachwissenschaft*. Bd. 42, Heft 1/2, 2000/01 (insprinc haptbandun. Referate des Kolloquiums zu den Merseburger Zaubersprüchen auf der XI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft in Halle/Saale [17.–23. September 2000]), S. 1–195).
- ERNST, PETER (1994): Die Anfänge der frühneuhochdeutschen Schreibsprache in Wien. Wien (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 3).
- ERNST, PETER (2004): Die sprachliche Leistung und Wirkung der deutschen Klassik. In: BESCH/BETTEN/REICHMANN/SONDEREGGER (Hg.): *Sprachgeschichte*, 4. Teilbd., S. 3070–3092.
- ERNST, PETER (2010): Zum Problem „Mündlichkeit – Schriftlichkeit“ in der deutschen Sprachgeschichte. In: SCHMID, HANS ULRICH (Hg.): *Perspektiven der germanischen Sprachgeschichtsforschung*. Berlin, New York (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 1), S. 225–236.
- ERNST, PETER (2013): Adolf Hitlers „österreichisches Deutsch“. Eine ohrenphonetische Analyse historischer Film- und Tondokumente. In: *Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik* 3/Heft 1, S. 29–44.
- ERNST, PETER (2018): Von „politischer Sprache“ zu „politischer Aussprache“. Zur Politolinguistik der gesprochenen Sprache am Beispiel des Nationalsozialismus. In: FABIÁN, ANNAMÁRIA/TROST, IGOR (Hg.): *Sprachegebrauch in der Politik*. Grammatische, lexikalische, pragmatische, kulturelle und dialektologische Perspektiven. Berlin, Boston (Germanistische Linguistik 319), S. 339–350.
- Etmologisches Wörterbuch des Deutschen (2010). Erarbeitet unter der Leitung von WOLFGANG PFEIFER. Koblenz.
- FLEISCHER, JÜRGEN/SCHALLERT, OLIVER (2011): *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen.
- FLEISCHER, WOLFGANG u.a. (1983) (Hg.): *Kleine Enzyklopädie Die deutsche Sprache*. Leipzig.
- Fundort Rannersdorf in Niederösterreich (1990). Museum für Frühgeschichte Traismauer, Katalog. Hg. vom Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, Redaktion HELMUT WINDL. Wien.
- GARDT, ANDREAS (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin, New York.
- GARDT, ANDREAS/HASS-ZUMKEHR, ULRIKE/ROELCKE, THORSTEN (1999) (Hg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin, New York.

- GLÜCK, HELMUT/RÖDEL, MICHAEL (2016) (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. 5. Aufl. Stuttgart, Weimar.
- GRÜNERT, HORST (1974): Sprache und Politik. Untersuchungen zum Sprachgebrauch der ‚Paulskirche‘. Berlin, New York (Studia Linguistica Germanica 10).
- Gutenberg Museum Mainz (1980). Braunschweig.
- HABERMANN, MECHTILD (1997): Das sogenannte „Lutherische e“. Zum Streit um einen armen Buchstaben. In: Sprachwissenschaft 22/4, S. 435–477.
- HARTWEG, FRÉDÉRIC/WEGERA, KLAUS-PETER (2005): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2. Aufl. Tübingen (Germanistische Arbeitshefte 33).
- Heliant und Genesis (1996). Hg. von OTTO BEHAGHEL. 10. Aufl., von BURKHARD TAEGER. Tübingen (Altdeutsche Textbibliothek 4).
- HORNING, MARIA (1991): Die von Osttirol und Kärnten aus besiedelten Sprachinseln in Karnien und Krain. In: Carinthia I 181, S. 157–172.
- HUTTERER, CLAUDIUS JÜRGEN (2008): Die germanischen Sprachen. Ihre Geschichte in Grundzügen. 4. Aufl. Wiesbaden.
- KALIVODA, GREGOR (1989): Rhetorik des Machtstaates. Untersuchung zum parlamentarischen Sprachgebrauch im Deutschen Reichstag am Beispiel der Flottendebatten von 1889 und 1900. In: BURKHARDT, ARMIN/HEBEL, FRANZ/HOBERG, RUDOLF (Hg.): Sprache zwischen Militär und Frieden: Aufrüstung der Begriffe? Tübingen (Forum für Fachsprachen-Forschung 7), S. 269–284.
- KELLER, RUDOLF E. (1996): Die Deutsche Sprache und ihre historische Entwicklung. Bearbeitet und übertragen aus dem Englischen, mit einem Begleitwort sowie einem Glossar versehen von KARL-HEINZ MULAGK. Hamburg.
- KLEMPERER, VIKTOR (1999): Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945. 8 Bde. 10. Aufl. Berlin 1998. Bd 1: Tagebücher 1933–1934. Hg. v. WALTER NOWOJSKI unter Mitarbeit von HADWIG KLEMPERER. Berlin.
- KLEMPERER, VIKTOR (2018): LTI: Notizbuch eines Philologen. Nach der Ausgabe letzter Hand hg. und komm. v. ELKE FRÖLICH. Ditzingen.
- Kluge Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (2011): 25. Aufl. Bearb. v. ELMAR SEEBOLD. Berlin, Boston.
- KNOOP, ULRICH/PUTSCHKE, WOLFGANG/WIEGAND, HERBERT ERNST (1982): Die Marburger Schule: Entstehung und frühe Entwicklung der Dialektgeographie. In: BESCH, WERNER/KNOOP, ULRICH/PUTSCHKE, WOLFGANG/WIEGAND, HERBERT ERNST (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 1. Halbbd. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 1.1), S. 38–92.
- KÖNIG, WERNER/ELSPAß, STEPHAN/MÖLLER, ROBERT (2019): dtv-Atlas Deutsche Sprache. 19. Aufl. München.
- KRANZMAYER, EBERHARD (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Graz, Köln.
- KROGMANN, WILLY (†) (1978): Die Kultur der alten Germanen. Teil I: Die materiellen Voraussetzungen. Wiesbaden.
- KRÜGER, BRUNO (1983) (Hg.): Die Germanen. 2 Bde. Berlin (Ost).
- LASS, ROGER (2012): Historical Linguistics and Language Change. West Nyack (Cambridge Studies in Linguistics 81).
- LINDGREN, KAJ B. (1953): Die Apokope des mhd. -e in seinen verschiedenen Funktionen. Helsinki (Somalaises Tiedeakatemia Toimituksia. Sarja-Ser. B Nide-Tom. 78,2).
- LÖFFLER, HEINRICH (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen.
- MAYERHALER, WILLI (1998): Sprachgeschichte in der Sicht der Generativen Transformationsgrammatik. In: BESCH/BETTEN/REICHMANN/SONDEREGGER (Hg.), Bd. 1, S. 529–538.
- MEIER-BRÜGGER, MICHAEL (2010): Indogermanische Sprachwissenschaft. 10. Aufl., unter Mitarbeit von MATTHIAS FRITZ und MANFRED MAYRHOFFER. Berlin, New York.
- MEINEKE, ECKHARD/SCHWERDT, JUDITH (2001): Einführung in das Althochdeutsche. Paderborn (UTB 2167).
- METTKE, HEINZ (2000): Mittelhochdeutsche Grammatik. 8. Aufl. Tübingen.
- MOSER, HANS/HELLMANN, HANS/WOLF, NORBERT RICHARD (1981): Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1: Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch, von NORBERT RICHARD WOLF. Heidelberg (UTB 1139).

- MOSER, HUGO (1969): Deutsche Sprachgeschichte. Mit einer Einführung in die Fragen der Sprachbetrachtung. 6. Aufl. Tübingen.
- NEDOMA, ROBERT (2004): Personennamen in südgermanischen Runeninschriften. Heidelberg (Studien zur altgermanischen Namenkunde, Bd. 1,1,1).
- NEDOMA, ROBERT/URBAN, OTTO H. (2002): Negauer Helm. In: BECK, HEINRICH/GEUENICH, DIETER/STEUER, HEIKO (Hg.): Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Bd. 21: Naua-lia – Östfold. 2. Aufl. Berlin, New York, S. 58–60.
- Neidhart-Fresken um 1400 (o.J.). Die ältesten profanen Wandmalereien Wiens. Wien.
- NIEMEYER, MANFRED (2012) (Hg.): Deutsches Ortsnamenbuch. Berlin, Boston.
- NÜBLING, DAMARIS/DAMMEL, ANTJE/DUKE, JANET/SZCZEPANIAK, RENATA (2017): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. 5. Aufl. Tübingen.
- OLSCHANSKY, HEIKE (2017): Täuschende Wörter. Kleines Lexikon der Volksetymologien. Stuttgart.
- OTTO, KARL. F. (1972): Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Stuttgart, Weimar.
- PAUL, HERMANN (2007): Mittelhochdeutsche Grammatik. Neu bearb. v. THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS U. KLAUS-PETER WEGERA. Mit einer Syntax von INGEBORG SCHRÖBLER, neu bearb. u. erw. v. HEINZ-PETER PRELL. 25. Aufl. Tübingen.
- PENZL, HERBERT (1984): Frühneuhochdeutsch. Bern, Frankfurt am Main, New York.
- PENZL, HERBERT (1986): Althochdeutsch. Bern, Frankfurt am Main, New York.
- PENZL, HERBERT (1989): Mittelhochdeutsch. Bern, Frankfurt am Main, New York.
- POLENZ, PETER VON (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis heute. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, New York.
- RADA, ROBERTA (2001): Tabus und Euphemismen in der deutschen Gegenwartssprache. Budapest.
- RAMAT, PAOLO (1981): Einführung in das Germanische. Tübingen.
- RAUNER, MAX (2010): Total vernetzt. In: Zeit Wissen Nr. 1/Dez. 2009, Jan. 2010, S. 28–36.
- Reallexikon der germanischen Altertumskunde (1973–2008). 2. Aufl., hg. von HEINRICH BECK u.a. 35 Bde. und zwei Registerbde. Berlin, New York.
- REICHMANN, OSKAR/WEGERA, KLAUS-PETER (1988) (Hg.): Kleines frühneuhochdeutsches Lesebuch. Tübingen.
- REICHMANN, OSKAR/WEGERA, KLAUS-PETER (1993) (Hg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Von ROBERT PETER EBERT, OSKAR REICHMANN, HANS-JOACHIM SOLMS UND KLAUS-PETER WEGERA. Tübingen (Sammlungen kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. A. Hauptreihe Nr. 12).
- RIECKE, JÖRG (2016): Geschichte der deutschen Sprache. Eine Einführung. Stuttgart.
- ROELCKE, THORSTEN (1995): Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analysen und Tabellen. Berlin, New York.
- SARAN, FRANZ (1975): Das Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen. Neubearb. v. BERT NAGEL. 6. Aufl. Tübingen.
- SCHOURINGER, HERMANN (1996): Geschichte der deutschen Rechtschreibung. Ein Überblick. Mit einer Einführung zur Neuregelung ab 1998. Wien.
- SCHOURINGER, HERMANN/STANG, CHRISTIAN (2004): Die deutsche Rechtschreibung. Geschichte, Reformdiskussion, Neuregelung. Wien.
- SCHILDT, JOACHIM (1991): Kurze Geschichte der deutschen Sprache. Berlin.
- SCHILDT, JOACHIM/SCHMIDT, HARTMUT (1986) (Hg.): Berlinisch. Geschichtliche Einführung in die Sprache einer Stadt. Berlin.
- SCHMID, HANS ULRICH (2017): Einführung in die deutsche Sprachgeschichte. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar.
- SCHMIDT, WILHELM (2020): Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Fortgef. von HELMUT LANGNER. 12. Aufl. Hg. von ELISABETH BERNER und NORBERT RICHARD WOLF. 2 Bde. Stuttgart.
- SCHNEIDER, KARIN (2014): Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung. 3. Aufl. Berlin.
- SCHNEIDER, ROLF (1999): Vor 1000 Jahren. Alltag im Mittelalter. Augsburg.
- SCHRÖTER, WALTHER (1984): Die Bedeutung der älteren deutschen Lexikographen für das Neuhochdeutsche. In: BESCH/REICHMANN/SONDEREGGER (Hg.): Sprachgeschichte. 2. Halbbd., S. 1520–1534.
- SCHWERDT, JUDITH (2000): Die 2. Lautverschiebung. Wege zu ihrer Erforschung. Heidelberg.

- SEIPEL, WILFRIED (2003) (Hg.): Der Turmbau zu Babel. Ursprung und Vielfalt von Sprache und Schrift. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien für die Europäische Kulturhauptstadt Graz 2003. Schloß Eggenberg, Graz, 5. Apr. bis 5. Okt. 2003. Wien, Milano.
- SONDEREGGER, STEFAN (2003): Althochdeutsche Sprache und Literatur. Eine Einführung in das ältere Deutsch. Darstellung und Grammatik. 3. Aufl. Berlin, New York.
- Spektrum der Wissenschaft. Dossier: Die Evolution der Sprachen. Nachdruck 4/2001.
- SPIEKERMANN, HELMUT (2005): Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: EICHINGER, LUDWIG M./KALLMEYER, WERNER (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache? Berlin, New York (Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2004), S. 100–125.
- Sprache im Wandel. Sprachkritik und Sprachgeschichte (2003). Hg. v. DIETRICH ERLACH und BERND SCHURF. Erarb. v. LISA BÖCKER und GERD BRINNER. Berlin.
- STEDJE, ASTRID (2007): Deutsche Sprache gestern und heute. 6. Aufl. Paderborn.
- STICKEL, GERHARD (1990) (Hg.): Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Berlin, New York: de Gruyter (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 1989).
- STRICKER, STEFANIE/BERGMANN, ROLF/WICH-REIF, CLAUDIA/KREMER, ANETTE (2016): Sprachhistorisches Arbeitsbuch zur deutschen Gegenwartssprache. 2. Aufl. Heidelberg.
- SZCZEPANIAK, RENATA/HARTMANN, STEFAN/DÜCKER, LISA (2019) (Hg.): Historische Korpuslinguistik. Berlin, Boston (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 10).
- SZULC, ALEKSANDER (1987): Historische Phonologie des Deutschen. Tübingen (Sprachstrukturen A, Historische Sprachstrukturen 6).
- TICHY, EVA (2004): Indogermanistisches Grundwissen für Studierende sprachwissenschaftlicher Disziplinen. 3. Aufl. Bremen.
- TSCHIRCH, FRITZ (1989): Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 2: Entwicklung und Wandlungen der deutschen Sprachgestalt vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart. 3. Aufl., bearb. von WERNER BESCH. Berlin.
- Wahrig Herkunftswörterbuch (2009): Hg. v. der Wahrig-Redaktion, Projektleitung SABINE KROME. Güterloh, München.
- WEDDIGE, HILKERT (2017): Einführung in die germanistische Mediävistik. 8. Aufl. München.
- WEGERA, KLAUS-PETER (1986) (Hg.): Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Eine Dokumentation von Forschungsthesen. Tübingen.
- WEGSTEIN, WERNER (2003): Die Sprachgeographische Gliederung des Deutschen in historischer Sicht. In: BESCH/BETTEN/REICHMANN/SONDEREGGER (Hg.), 3. Teilbd., S. 2229–2252.
- WELKE, KLAUS/SAUER, WOLFGANG W./GLÜCK, HELMUT (1992) (Hg.): Die deutsche Sprache nach der Wende. Hildesheim, Zürich, New York.
- WELLS, CHRISTOPHER J. (1990): Deutsch. Eine Sprachgeschichte bis 1945. Tübingen.
- WIESINGER, PETER (1970): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. 2 Bde. Berlin.
- WIESINGER, PETER (1996): Schreibung und Aussprache im älteren Frühneuhochdeutschen. Zum Verhältnis von Graphem – Phonem – Phon am bairisch-österreichischen Beispiel von Andreas Kurzmann um 1400. Berlin, New York (Studia Linguistica Germanica 42).
- WIESINGER, PETER (2017): Historische Dialektologie des Deutschen. Grundsätzliches und Methodisches zur Rekonstruktion dialektaler Lautentwicklungen. In: WIESINGER, PETER: Strukturelle historische Dialektologie des Deutschen. Strukturhistorische und strukturgeographische Studien zur Vokalentwicklung deutscher Dialekte. Hg. v. FRANZ PATOCKA. Hildesheim, New York, Zürich (Germanistische Linguistik 234–236), S. 13–29.
- WIESINGER, PETER (2018): Zwei Varietäten der deutschen Schriftsprache durch Konfessionalisierung im 16. und 17. Jahrhundert. In: HABERMANN, MECHTILD (Hg.): Sprache, Reformation, Konfessionalisierung. Berlin, Boston (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 9), S. 213–234. [Die darin geübte Kritik an meiner „Sprachgeschichte“ ist gegenstandslos, da ich das Thema bereits in der 1. Aufl. 2005 gebracht habe.]
- WOLFF, GERHART (2009): Deutsche Sprachgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Ein Studienbuch. 6. Aufl. Tübingen, Basel (UTB 1581).

Abkürzungsverzeichnis

> wird zu		hd.	=	hochdeutsch
< entsteht aus		hebr.	=	hebräisch
≡ entspricht		hess.	=	hessisch
*	=	unbelegte Rekonstruktion		
[e]	=	Hs.	=	Handschrift
<e>	=	idg.	=	indogermanisch
/e/	=	Imp.	=	Imperativ
ˊ	=	Ind.	=	Indikativ
	=	Jh.	=	Jahrhundert
		klass.	=	klassisch
ahd.	=	Konj.	=	Konjunktiv
aind.	=	lat.	=	lateinisch
Akk.	=	LV	=	Lautverschiebung
anord.	=	ma.	=	mittelalterlich
apolb.	=	mdt.	=	mitteldeutsch
asächs.	=	mhd.	=	mittelhochdeutsch
avest.	=	mnd.	=	mittelniederdeutsch
bair.	=	Monophth.	=	Monophthongierung
dän.	=	ndt.	=	niederdeutsch
Dat.	=	nhd.	=	neuhochdeutsch
Diphth.	=	Nom.	=	Nominativ
dt.	=	obdt.	=	oberdeutsch
engl.	=	Pl.	=	Plural
finn.	=	Präs.	=	Präsens
fränk.	=	Prät.	=	Präteritum
frnhd.	=	sächs.	=	sächsisch
Gen.	=	Sg.	=	Singular
germ.	=	slaw.	=	slawisch
geschr.	=	thüring.	=	thüringisch
got.	=	toch.	=	tocharisch
griech.	=	V.	=	Vers(e)
H.	=	wörtl.	=	wörtlich

Die Aussprache in eckigen Klammern [] erfolgt nach IPA. Ohne Klammern richtet sich die Wiedergabe nach dem Teuthonista-Alphabet oder ist der Aussprache der heutigen Schreibungen angenähert.

Abbildungsnachweis

Wir haben uns bemüht, alle Rechteinhaber auffindig zu machen. Bei berechtigten Rechtsansprüchen bitten wir, den Verlag zu kontaktieren. Sind bei Abbildungen keine Quellen genannt, stammen sie vom Autor.

- Abb. 1: AMMON (1995).
 Abb. 2: WELLS (1990).
 Abb. 3: SPIEKERMANN (2005) nach AUER (2005).
 Abb. 4: KNOOP/PUTSCHKE/WIEGAND (1982).
 Abb. 5: Spektrum der Wissenschaft (4/2001).
 Abb. 6: HUTTERER (2008).
 Abb. 7: Quelle unbekannt.
 Abb. 8: Übersetzt aus BYNON (2001).
 Abb. 9: Spektrum der Wissenschaft (2001).
 Abb. 11: Universitätsbibliothek Uppsala.
 Abb. 12: Fundort Rannersdorf in Niederösterreich (1990).
 Abb. 13: MOSER (1969).
 Abb. 15: WEGSTEIN (2003).
 Abb. 17: AMENT (2003).
 Abb. 18: KROGMANN (1978).
 Abb. 19: DÜWEL (2008).
 Abb. 22: FLEISCHER (1983).
 Abb. 23: SONDEREGGER (2003).
 Abb. 24: KROGMANN (1978).
 Abb. 25: SONDEREGGER (2003).
 Abb. 26: Nach WERNER BAUER.
 Abb. 27: Nach FLEISCHER (1983).
 Abb. 28: TSCHIRCH (1989).
 Abb. 29: MOSER (1969).
 Abb. 30: RIECKE (2016).
 Abb. 31: Neidhart-Fresken um 1400 (o.J.).
 Abb. 32: WALTHER aus MANESSE.
 Abb. 33: SCHMIDT (2013).
 Abb. 34: MOSER (1969).
 Abb. 35: P.M. Perspektive (1/2004).
 Abb. 36: SCHILDT (1991).
 Abb. 37: SCHNEIDER (1999).
 Abb. 38: PENZL (1984).
 Abb. 39: Nach PETER WIESINGER.
 Abb. 40: FLEISCHER (1983).
 Abb. 42: Gutenberg Museum Mainz (1980).
 Abb. 43: MOSER (1969).
 Abb. 44: BOTT (1982).
 Abb. 45: TSCHIRCH (1989).
 Abb. 46: Die Luther-Bibel von 1534 (2002).
 Abb. 47: WELLS (1990).
 Abb. 48: Sprache im Wandel (2003).
 Abb. 49: SEIPEL (2003), Bd. 2.
 Abb. 50: SCHRÖTER (1984).
 Abb. 51: SCHORER, LEONHARD: Johann Christoph Gottsched 1744. Universität Leipzig, Kunstsammlung.
 Abb. 52: MOSER (1969).
 Abb. 53: MOSER (1969).
 Abb. 54: Blauer Salon im Bürglaßschlösschen in Coburg, aus DÖBLER (o.J.).
 Abb. 55: BRUFORD (1965).
 Abb. 56: BRUFORD (1965).
 Abb. 57: KÖNIG/ELSPAS/MÖLLER (2019).
 Abb. 58: Essenszeit. Vor den Toren der Fabrik machen die Arbeiterinnen Pause. Gemälde von EYRE CROWE 1874, aus DÖBLER (o.J.).
 Abb. 59: Quelle unbekannt
 Abb. 60: SCHEURINGER (1996).
 Abb. 61: DIRLMEIER (1999).
 Abb. 62: DIRLMEIER (1999).
 Abb. 63: RAUNER (2010).
 Abb. 64: https://corpora.uni-leipzig.de/de/res?corpusId=deu_news crawl-public_2018&word=Dialekt (30.7.2020).
 Tabelle S. 15: LÖFFLER (2003).

Stichwortverzeichnis

- Ablaut 47f., 64, 72
 Ablautreihe 64, 147
 Ablautreihenausgleich 147, 169
 Abrogans 185
 Accademia Della Crusca 180
 ADELUNG, JOHANN CHRISTOPH 174, 189, 192f., 206, 216
 Adstrat 25
 Affiliation 21
 Akzent 29, 47, 64, 70
 Alemannisch 76ff., 92, 94, 97, 104, 115, 139, 142, 145., 167
 Allgemeiner Deutscher Sprachverein 220, 231
 Allophon 26, 91
 Alteuropäisch 51f., 73
 Altniederdeutsch 19, 40, 60f., 78, 97
 Altsächsisch 19, 60, 78, 97
 Altsächsische Genesis 78
 Amtssprache 12
 Analogie 41, 141, 143
 Analogist 177
 Analogumlaut 91
 ANHALT-KÖTHEN, FÜRST LUDWIG VON 180ff.
 Anomalist 177
 Anredeform 27, 30
 ANTESPERG, JOHANN BALTHASAR VON 191
 Antikisierung 199
 Archaisierung 122, 199, 230
 Asen 54
 Aufrichtige Tannengesellschaft 184
 AUGUSTINUS 122
 Auslautverhärtung 34, 119
 Auswahlprozess 35, 136, 170
 Baiern 57ff.
 Bairisch 59, 76f., 80, 93f., 97, 104, 108, 115, 117, 135, 139, 144ff. 158, 165
 BECKER, KARL FERDINAND 213
 Bedeutungserweiterung 128
 Bedeutungsveränderung 128
 Bedeutungsverbesserung 128
 Bedeutungsverengung 128f.
 Bedeutungsverschiebung 129
 Bedeutungsverschlechterung 129
 Benrather Linie 13, 76, 78, 95ff., 162
 Berlin .. 32, 203, 210, 216, 218, 223, 225, 227
 BERNHARD VON CLAIRVAUX 122
 BERTHOLD VON REGENSBURG 122f.
 Berufsbezeichnung 111
 BESCH, WERNER 135
 BIRKEN, SIGMUND VON 181, 183f.
 Blog 239
 BLOOMFIELD, LEONARD 92, 236f.
 BÖDIKER, JOHANN 186, 206
 BODMER, JOHANN JAKOB 189
 BONIFATIUS 79ff., 83
 BOPP, FRANZ 20, 213
 Brechung 69
 BREDOW, HANNAH VON 232
 BREITINGER, JOHANN JAKOB 189
 BRENTANO, CLEMENS 213
 Buchdruck 19, 30, 137, 154ff., 158, 160, 162, 170, 174, 206, 223, 226
 Buchdruckerduden 159, 226
 Buchen-Argument 45
 Bühnenaussprache 227
 CAESAR 78
 CAMPE, JOACHIM HEINRICH 192, 220
 Chat 239
 CHOMSKY, NOAM 28
 Chronologie, relative 71
 Codex Argenteus 53, 55
 Commendatio 102
 CRYSTAL, DAVID 236
 DASYPODIUS, PETRUS 185
 DAVID VON AUGSBURG 123
 DDR-Deutsch 234
 Dehnung 69, 141f., 147, 169
 Deixis 27
 Dereko 239
 deutsch, Begriff 87
 Deutsche Gesellschaft 184
 Deutscher Sprachatlas 16f., 215
 Deutsches Referenzkorpus (s. Dereko) 239
 Deutschgesinnte Genossenschaft 182
 Deutschübende Poetische Gesellschaft ... 184
 Dialekt 12–15, 21f., 31, 59f., 76f., 87, 93f., 97, 100, 113f., 117, 119f., 129f., 134–139, 142f., 170, 175–178, 183, 186, 188, 193, 206, 215f., 233
 Dialektgeographie 215
 Dialektologie 13f., 17, 31, 37, 110
 diaphasisch 10, 37

Stichwortverzeichnis

- diastratisch 10, 37, 115
 diatopisch 10, 37, 115, 159
 Dichtersprache, mittelhochdeutsche 104f.,
 120, 137, 169
 Diphthonghebung, althochdeutsche 88
 Diphthongierung, althochdeutsche 84, 89
 Diphthongierung, bairische (neuhochdeutsche)
 139ff., 168, 174, 178
 diutisk 87
 Donauländisch 159
 Druckersprache 158f., 218
 DUDEN, KONRAD 174, 223–226
 e-Apokope 143–146, 169, 179
 EIKE VON REPGOW 129
 Einheitsplural 78
 Elbgermanen 73
 Elbschwanenorden 184
 E-Mail 236, 239
 Emoji 236
 Endsilbenabschwächung 19, 118, 145
 energiea 20
 Entfaltungstheorie 26f., 37, 136
 Entpalatalisierung 140
 Entrundung 116, 143f., 227
 ERDMANN, OSKAR 211, 213f.
 ergon 20
 Ethnogenese 58
 Etymologie 32, 36, 73, 118
 Euphemismus 231f.
 Evangelienharmonie 80
 Fachwortschatz 110, 120, 124, 138, 235
 Familienname 109–112
 Faschismus 228, 232, 240
 FELBIGER, IGNAZ VON 191
 Fernsehen 234–237, 240
 Finnisch 50, 55
 FLEMING, PAUL 188
 Flexionselement 47
 FONTANE, THEODOR 215
 Formenausgleich 144
 FÖRSTEMANN, ERNST WILHELM 14, 32
 Fremdwort 30, 84, 120f., 163ff., 179, 183, 203,
 220ff., 231
 FREYTAG, GUSTAV 223
 FRINGS, THEODOR 31, 107
 FRISCH, JOHANN LEONHARD 188
 Fruchtbringende Gesellschaft 180–183
 Fulda 52, 80, 82f., 90
 Futhark 64
 Futurform 150f.
 Gallehus 63
 Gegenwartssprache 13, 117, 211
 GELLERT, CHRISTIAN FÜRCHTEGOTT 188
 Geltungsareal 135
 Geltungsgrad 135f.
 Geltungshöhe 136
 Gemeinde(s) Deutsch 112
 Generative Grammatik 28, 35
 GERHARDT, PAUL 188
 GERLACH, FRIEDRICH WILHELM 191
 Germanisch 18, 25, 40ff., 45, 47, 50f., 53–73,
 79, 84, 88f., 92f., 97, 146, 149f.
 GERVINUS, GEORG GOTTFRIED 212
 Geschäftssprache 179
 Gesellschaft für deutsche Sprache 222
 GLEIM, JOHANN WILHELM LUDWIG 194
 Glosse 79, 185
 GOEBBELS, HEINRICH 231
 GOETHE, JOHANN WOLFGANG 32, 129, 191f., 195,
 197–200, 211f.
 Gotisch 50f., 53, 213
 GOTTSCHED, JOHANN CHRISTOPH 174f., 184, 186,
 188–191, 193, 195, 199, 206, 216
 GRABBE, CHRISTIAN DIETRICH 200
 Grammatischer Wechsel 70f., 148
 GRICE'sche Konversationsmaximen 28
 GRILLPARZER, FRANZ 200
 GRIMM, BRÜDER 20, 192
 GRIMM, JACOB . 13f., 18ff., 69, 90, 148, 212f., 224
 Gruppensprache 216, 218
 GRYPHIUS, ANDREAS 181
 GUEINTZ, CHRISTIAN 181, 183, 186f.
 GUTENBERG, JOHANNES 154ff.
 GUTENBERG-Bibel 156
 Gymnasium 200, 202, 206, 210
 Halbmundart 178
 Hanf-Argumen f 68
 Hanse 125ff., 129f.
 HARSDÖRFFER, GEORG PHILIPP 181, 183f.
 HARTMANN VON AUE 104, 118
 HAUPTMANN, GERHART 215
 Hauptsprache 175f., 186

Stichwortverzeichnis

- HEINE, HEINRICH 192
 HEINRICH VON VELDEKE 122, 142
 Heliand 61, 78, 80
 HERDER, JOHANN GOTTFRIED 32, 196f.
 Herkunftsname 111f.
 Hessisch 83, 138, 143
 Hethitisch 43, 46, 50f.
 HIECKE, ROBERT HEINRICH 211ff.
 HILDEBRAND, RUDOLF 211
 Hildebrandslied 80ff., 84, 90
 HILDEBRANDT, REINER 17
 HITLER, ADOLF 223, 228, 230ff.
 Hochdeutsch 10, 12, 60, 76, 78f., 94, 97, 129f.,
 142f., 145, 147, 178, 227
 Hochpreußisch 100
 HOFFMANN, E.T.A. 192
 Höfische Kultur 101, 104, 114, 120, 130, 134
 HÖFLER, OTTO 26f., 136
 HOMER 196, 199
 homorgan 26
 HRABANUS MAURUS 80
 HROZNY, BEDŘICH 46
 h-Schwund 119
 HUGO VON TRIMBERG 114
 HUMBOLDT, WILHELM VON 20, 210, 240
 Hydronymie 51f.
 Hyperkorrektur 143
 ICKELSAMER, VALENTIN 185
 Idiotika 188
 Idiotismus 188
 Indoeuropäer 40
 Indogermanisch 18, 29, 40, 43, 46, 52f., 59ff.,
 64ff., 70–73, 117, 150, 231
 Inkunabel 156
 Interferenz 23f., 126
 Internet 236f.
 interpretatio germanica 86
 iPhone 236
 Isoglosse 17, 23f., 95, 97
 i-Umlaut, althochdeutscher 89
 JAHN, FRIEDRICH LUDWIG 221f.
 JAKOBSON, ROMAN 34
 Jastorfkultur 56
 Jiddisch 50, 126
 Junggrammatiker 24, 69f.
 Kanzleisprache 113, 138, 179
 KARL DER GROSSE 87, 123
 KEHREIN, JOSEF 211
 KELLER, RUDI 35
 Kentumsprache 48, 50f., 73
 KILIAN 79
 Klassik 197–200
 KLAY, JOHANN 184f.
 KLOPSTOCK, FRIEDRICH GOTTLIEB 189, 191, 194ff.,
 211f.
 KOBERGER, ANTON 156
 Kompetenz 28, 35
 Konsonantengemination 72
 Korpuslinguistik 240
 Kowe 162f.
 KRAHE, HANS 52f., 73
 KRAMER, THEODOR 188
 Kürzung 142f.
 LACHMANN, KARL 118
 Lachs-Argument 45
 Landschaftskombinatorik 135, 147
 LASS, ROGER 37
 Latein 20, 24, 42, 46, 51, 86f., 115, 122, 137,
 160, 175f., 181, 185f., 188, 192f., 210
 Lautersatz 36
 Lautgesetz 17, 41, 65, 69
 Lautsubstitution 36
 Lautverschiebung, Erste (Germanische) 19,
 36f., 64, 66, 68–72, 93
 Lautverschiebung, Zweite (Hochdeutsche) 26,
 60, 76, 78f., 92–95, 97, 130, 178
 Lautwandel, kombinatorischer 36, 88
 Lautwandel, spontaner 36
 Lehenstpyramide 102
 Lehenstwesen 102f., 109
 Lehnbedeutung 84
 Lehnbildung 84
 Lehnformung 85
 Lehnprägung 84
 Lehnstchöpfung 85
 Lehnübersetzung 85, 120, 126
 Lehnübertragung 85
 Lehnwort 55, 68, 83ff., 120, 164
 LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM 188
 Leopolden-Orden 184
 LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM 191, 195, 212f.
 Liniennaame 96

Stichwortverzeichnis

- Literatursprache 104, 138, 177, 188f., 193, 195, 216
 LOGAU, FRIEDRICH VON 181, 196
 Lorsch 81
 LUFFT, HANS 162
 LUTHER, MARTIN 31, 135, 147, 159–170, 176–179, 196
 LUTHER-Bibel 159, 162, 166
 LUTHERISCHES e 169, 179
 MAALER, JOSUA 185
 Mainz 81, 83, 94, 156
 MANESSE 105
 MANN, THOMAS 213
 Markiertheit 34f.
 MARTIN, BERNHARD 17
 MECHTHILD VON MAGDEBURG 125
 Medienlinguistik 239f.
 Mediensemiotik 239
 mehrteiliges Verb 150
 Meißnisches Deutsch 178, 190, 207
 MEISTER ECKHART 125, 167f.
 Meistersinger 196
 MELANCHTHON 162
 MENTEL, JOHANN 156
 MENTEL-Bibel 157, 167f.
 Merseburger Zaubersprüche 90
 Missingsch 178
 Missionierung 83, 97, 123
 Mitteldeutsch 76f., 110, 142, 167, 174
 Mittelfränkisch 76f., 83, 93f., 97, 115, 138f., 143
 Mittelniederdeutsch 19, 129
 MITZKA, WALTHER 17
 Monophthongierung, althochdeutsche 88
 Monophthongierung, mitteldeutsche (neuhochdeutsche) 84, 138f.
 monozentrisch 233
 MOSCHEROSCH, JOHANN MICHAEL 181, 183
 Moselfränkisch 76, 93, 136, 139
 MOSER, HANS 136
 MOSER, HUGO 115, 158
 MOSER, VIRGIL 158
 Multimedia 236
 Muttersprache 11, 125, 211, 223
 Mystik 120, 123ff., 130
 Namenkunde 13f., 37
 Nasalumlaut 69
 Natürlichkeitstheorie 34f.
 Nebensilbenabschwächung 91, 130
 Nebensilbeneinschub 144
 Nebensilbenkürzung 144
 Negau 62
 NEIDHART VON REUENTHAL 124
 Netspeak 236
 Niederdeutsch 10, 60, 76ff., 130, 139, 146, 158, 178
 NIKOLAUS VON KUES 136
 Nordgermanen 57
 Nordseegermanen 56f.
 Norm 10, 29, 105, 116, 137, 174–177, 188–194, 200, 206, 214, 216, 223, 225
 Normalisieren 118
 Normgrammatik 213
 Numerus- und Kasusunterscheidung 144, 146
 Oberdeutsch 76f., 83, 139, 142ff., 158f., 162, 167, 178f., 195, 227
 Obersächsisch 100, 143, 151, 177f., 186, 188f., 193, 227
 Oder-Weichsel-Germanen 58
 OPITZ, MARTIN 181, 184, 188, 196, 199
 Organismuskonzept 20, 37
 Orthographische Konferenz 225
 Ossian 196
 Österreichisches Deutsch 233
 Ostfränkisch 76–79, 93f., 97, 115, 135, 139, 145, 165
 Ostgermanen 58
 Ostkolonisation 100f., 106, 125, 130
 Ostmitteldeutsch 100, 135, 139, 145f., 158, 165, 169f., 177f., 190
 OTFRID VON WEISENBURG 81
 Paläontologie, Linguistische 73
 Palmenorden 180
 PAUL, HERMANN 33
 PAUL, JEAN 212
 PC 236
 Pegnesischer Blumenorden 184
 Performanz 28
 Periodisierung 15, 18, 38
 Periphrastik 151
 PFISTER, ALBRECHT 156
 Phon 26, 29, 33

Stichwortverzeichnis

- Phonem 26, 29, 34, 41, 93, 147, 218
 Phonematisierung 91
 PINKER, STEVEN 28
 Plattdeutsch 130
 Plurizentrismus 233
 Poetisches Kleeblatt 184
 POPOWITSCH, JOHANN SIEGMUND VALENTIN 191
 Predigerorden 114, 123
 Pressesprache 200
 Primärberührung 32, 67
 Primärumlaut 89
 Propaganda 205f., 228f.
 Protogermanisch 18, 59
 Purismus 179, 183, 220f., 231
 PUTSCHKE, WOLFGANG 17
 QUENTELL, HEINRICH 156
 RATKE, WOLFGANG 186
 RAUMER, RUDOLF VON 225
 Redundanz 29, 33
 Regelveränderung 35
 REICHMANN, OSKAR 152, 154
 Reihenzusammenfall 141
 REINMAR VON ZWETER 101
 Rekonstruktion 40–43
 Reliktwort 128
 Restumlaut 91
 REUTER, FRITZ 130
 Rheinfränkisch ... 80f., 93f., 97, 115, 139, 143
 Rhein-Weser-Germanen 56
 Rhotazismus 60, 72, 146
 RIEGEL, HERMANN 220
 RIES(e), ADAM 153
 RIES, JOHN 211
 Ripuarisch 76, 93, 96
 RIST, JOHANN 184
 ROMPLER, JESAIAS 184
 Rotwelsch 126
 RÜCKERT, FRIEDRICH 213
 Rückumlaut 148
 Rufname 109, 112
 Rundfunk 233ff., 237, 240
 Rundung 144, 169
 Runen 61–64, 73
 RUPPEL, BERTHOLD 156
 Sachsenspiegel 107, 129
 Sächsische Weltchronik 129
 SANDERS, DANIEL 225
 SARRAZIN, OTTO 223
 Satemsprache 48f., 51, 73
 SAUSSURE, FERDINAND De 25, 29, 221
 SCHERER, WILHELM 19, 212, 225
 Schibboleth 96
 SCHILLER, FRIEDRICH 129, 192, 195, 197f., 200, 211
 SCHLEGEL, FRIEDRICH 20
 SCHLEICHER, AUGUST 21ff., 43
 SCHLEICHER'sche Fabel 43
 Schlesisch 100, 139, 193
 SCHMELLER, JOHANN ANDREAS 14, 79
 SCHMID, WOLFGANG PAUL 53
 SCHMIDT, JOHANNES 23
 SCHMIDT, JÜRGEN ERICH 17
 SCHMITT, LUDWIG ERICH 17
 Scholastik 124f.
 SCHOTTEL, JUSTUS GEORG 177, 181, 184, 186, 193, 206
 Schreibdialekt 137f.
 Schriftsprache 10, 19, 60, 113, 129f., 135, 137f., 141ff., 159, 167, 169f., 179, 183, 190f., 203, 206, 213
 Schweizer Deutsch 233
 Sekundärumlaut 89, 91
 SEUSE, HEINRICH 125
 SHAKESPEARE, WILLIAM 196
 SIEBS, THEODOR 227
 Silbensprache 149
 Smartphone 218, 240
 SOCIN, ADOLF 216
 Sorbisch 49
 Soziolekt 137
 Spottbezeichnung 112
 Sprachaufzeichnung 215
 Sprach(en)Bund 46
 Sprachepochen 19, 26f., 236
 Sprachgeschichte 10, 13ff., 37, 43
 Sprachgesellschaften 33, 137, 174, 176, 178–181, 184, 206, 221
 Sprachinsel 11, 100f., 108, 117
 Sprachökonomie 33
 Sprachpragmatik 27, 204, 232
 Sprachsoziologische Pyramide 115, 137
 Sprachstruktur, indogermanische 47, 73
 Sprachsystem 10, 26, 35, 41, 47, 136

Stichwortverzeichnis

- Sprachwandel . . 15, 28ff., 33, 35, 37, 136, 240
 Sprachwissenschaft 13, 20f., 25, 37, 41, 72, 78,
 96, 128, 175, 214f., 236, 240
 Städtewesen 101, 106, 153
 Stadtsprache 110
 Stafettenkontinuität 29
 Stamm 20, 42, 47, 58, 64
 Stammbaumtheorie 21ff., 40, 42, 59, 73
 Stammwörter 177, 186f., 192
 Standardsprache 10, 12–15, 31, 129, 144, 233
 STEINBACH, CHRISTIAN ERNST 188
 STEPHAN, HEINRICH VON 222
 STIELER, KASPAR 181, 184, 186f., 206
 Strukturalismus 13, 25f., 35ff.
 Strukturelle Disponiertheit 27, 135f.
 Substrattheorie 24f.
 Südrheinfränkisch 76, 93f., 97
 Superstrat 24f.
 SÜTTERLIN, LUDWIG 214
 TACITUS 56, 78, 102
 Tatian 80
 TAULER, JOHANNES 125
 TEUTLEBEN, CASPAR VON 180
 Textsorten . 30, 115, 149, 152ff., 170, 213, 234
 THOMAS VON AQUIN 124
 Thüringisch . 83, 100, 115, 139, 143, 151, 193
 TIECK, JOHANN LUDWIG 192
 Tiefenstruktur 28
 Transformation 28, 78
 Trier 77, 83, 94
 Trierer Kapitulare 83
 TRUBETZKOY, NIKOLAI 46
 Übername 111
 UHLAND, LUDWIG 212
 Umgangssprache 13, 115, 138, 149f., 176,
 178f., 213–218, 233
 Umlaut 33, 36, 68f., 91, 116, 146
 Umlaut, germanischer 68f.
 unio mystica 124
 Universität 109f., 175f., 206, 210, 213f., 224,
 240
 Urheimat 43f., 73
 Urkundensprache 113
 Ursprache 21ff., 40, 42f., 45, 72
 Urvolk, indogermanisches 40, 42ff., 46, 51, 56,
 72
 Usus 29, 177
 Variation 29, 35, 137
 Varietät . 13f., 19, 37, 110, 135, 179, 190f., 233
 VEITH, WERNER H. 17
 verbaler Rahmen 149f.
 Verbstellung 149
 VERNALEKEN, THEODOR 211
 VERNER, KARL 70
 VERNER'sches Gesetz 70ff.
 Vocabularius Teutonico-Latinus 185
 Vokalharmonie 69
 Vokalsenkung 143
 Volksetymologie 32
 Volkspredigt 120, 122f., 130
 Volkssprache 87, 115, 123, 138, 180
 VOSS, JOHANN HEINRICH 199
 WALTHER VON DER VOGELWEIDE 105
 Wanen 54
 Web 2.0 236
 WEGERA, KLAUS-PETER 152, 154
 Weißenburg 76, 81
 Wellentheorie 23f., 60
 WENKER, GEORG 16f., 38
 WENKER-Satz 18
 Westgermanen 73
 Westmitteldeutsch . 100, 138, 145, 158, 167
 Wiegendruck 156
 WIELAND, CHRISTOPH MARTIN . 189, 192, 195, 197
 Wik 108
 WILMANNS, WILHELM 211, 213, 225
 Wissenschaftssprache 188, 240
 Wochentagsbezeichnung 86
 Wohnstattnamen 112
 Wortschatz, technisch-medizinischer . . 217
 Wortschatz Universität Leipzig 238f.
 Wortsprache 149
 WREDE, FERDINAND 17
 WULFILA 53
 WUNDERLICH, HERMANN 211, 214
 Wurmlingen 79
 Würzburg 79
 WWW 236
 WYNFRITH 83
 ZAINER, GÜNTHER 156
 ZESSEN, PHILIPP VON 181–184, 215
 ZIPF'sches Gesetz 34